

**Heike
Skrabs**

PausenSpiel

Erzählungen
(noch aus der DDR)

**Verlag
Autonomie und Chaos
Leipzig Berlin
2021**

Erstveröffentlichung im *Verlag Neues Leben* Berlin/DDR 1989.
Diese autorisierte Neuausgabe enthält zusätzlich
die Erzählung *Wie Sand*,
eine Film-Rezension, sowie ein Nachwort
des Herausgebers Mondrian v. Lüttichau.

© 2021 Heike Skrabs (Rudolstadt)
und Verlag Autonomie und Chaos Leipzig – Berlin
ISBN 978-3-945980-55-2

Diese Veröffentlichung kann zur privaten Verwendung
kostenfrei heruntergeladen und ausgedruckt werden.



Inhalt

Langer Nachmittag	5
Seine Veranlagung zum Alleinherrscher	20
Der Idiot	34
Eine nette Affäre	48
Pausenspiel	69
Wie Sand	87
Hinter sieben Bergen	98
Es ist Sonntag	123
Das Leben	137
Nachwort (2021)	183
Robin Detje: Nach Zollenroda!	
(Rezension eines Filmes)	189

Langer Nachmittag¹

An der Wohnungstür bleibe ich noch einen Moment stehen.

Es ist still drinnen. Auf wen soll sie auch wettern, wenn ich nicht da bin! Mensch. Manchmal hilft es ja, wenn man bis zehn zählt. Aber wenn man es schon nötig hat, bis zehn zu zählen ...

Ich klinge. Als hätte ich keinen Schlüssel!

Nee, wenn schon, dann lieber gleich, ich schleiche nicht erst noch fünf Minuten durch die Zimmer, damit sie mich nicht sieht, Mann. Kann sich ein Mensch vorstellen, wie mir das Hemd am Leib klebt? Gegen alles mögliche gibt es Pillen, sogar gegen Kinder, aber gegen Schieß haben sie noch nichts erfunden, typisch.

Die Tür geht auf.

"Jürgen", sagt meine Mutter und starrt mich an, als käme ich nach tausendneuhundert Jahren aus der Fremde zurück. "Weißt du, wo Peter ist?"

Ich versuche – langsam, ganz langsam – zu kapieren, was sie jetzt mit meinem verdammten Bruder Peter will. Ich denke angestrengt nach.

"Peter?"

"Hast du ihn nun gesehen oder nicht?"

"Nein", sage ich.

"Er sollte noch was besorgen. Nun komm schon rein. Was ist los? Hast du deinen Schlüssel nicht dabei?"

Peter hat es ihr nicht erzählt, sie weiß von nichts.

Ich latsche also in die Bude, und irgendwie ist mir, als wäre es das beste, wenn ich sofort in mein Zimmer ginge, um den Revolver, den ich nicht habe, aus der Schublade des Schreibtisches, den ich ebenfalls nicht habe, zu nehmen und mich zu erschießen.

¹ Erstveröffentlichung in der Anthologie EINSTIEG. GESCHICHTEN NEUER AUTOREN (Berlin/DDR 1987) [Anmerkungen vom Herausgeber der Neuauflage, MvL]

"Was sollte er denn besorgen?" frage ich.

"Ach. nicht so wichtig, kann er auch morgen machen."

Wir stehen im Flur, und ich pelle mich aus der Jacke, während meine Mutter an der Küchentür lehnt und schrecklich laut vor sich hin schweigt – falls jemand versteht, was ich damit sagen will.

"Peter", meint sie dann, "hat mir erzählt, was heute in der Schule mit dir los war. Darüber reden wir noch, wir haben Besuch. Und benimm dich, hörst du", fügt sie heiser hinzu.

Wir haben also Besuch. Sie weiß, daß ich in Russisch betrunken war und sie schreit nicht herum, sie wird nicht rot bis zu den Haarwurzeln, nee, darüber reden wir noch, Bürschchen verlaß dich drauf.

Jetzt kapiere ich vollständig, Mann, sie will sich vor diesem elenden Besuch nicht blamieren, deshalb brüllt sie mich nicht an. Ihr Gesicht ist übrigens doch rot.

Oh, ich hasse das! Wenn sie sagt, geh ins Wohnzimmer, wir haben Besuch, benimm dich aber, hörst du. Es macht mich wahnsinnig. Ich hasse Besuch.

"Wo ist Opa?" frage ich erst noch.

"Im Bett."

"Jetzt schon? Um die Zeit kann er doch noch gar nicht müde sein."

"Er fühlte sich nicht so gut und wollte sich erst nur ein bißchen hinlegen, aber dann ist er eingeschlafen. Geh jetzt rein, mach kein Theater."

"Wer ist es?"

"Das wirst du schon sehen."

Typisch, Mann. Kann sie nicht einfach sagen, wer es ist?

Meinetwegen kann es jeder sein, jeder, aber nicht Papa, bitte nicht Papa, nicht unser Vater, bitte nicht.

"Was ist los?" fragt sie.

"Ich muß erst mal auf Toilette."

"Stell dich nicht so an, Jürgen, geh hinein. Sofort! Hörst du."

"Erst muß ich aufs Klo", sage ich und gehe nach hinten durch und mache die Tür zum Klo auf und hinter mir zu und schließe ab.

Wenn er es wirklich ist?

Er hat einen Shiguli, gelb, ich hab ihn unten nicht gesehen. Na ja, ich hab auch nicht drauf geachtet. Peter fährt oft mit ihm in irgendein berüchtigtes

Nest zum Eisessen. Als wenn das was wäre, mit einem Shiguli durch die Gegend zu zuckeln, meinetwegen, was geht es mich an. Das vermisse ich eht nicht. Ich hasse Shigulis.

Aber wenn er jetzt in unserem Wohnzimmer sitzt, wenn er da sitzt ... Vielleicht in dem Sessel, in dem er früher immer gesessen hat, wenn Fußball kam. Er saß im Unterhemd da, und ich saß auf der anderen Seite, und wir haben uns immer zugebrüllt, was wir von den tauben Nüssen auf dem Rasen hielten und so, Mann, und eins war ganz komisch: Wenn es ein Foul gab, ich meine, wenn ich gesehen hatte, daß es ein echtes Foul gewesen war, dann schaute ich immer rüber zu ihm, und er sah mich an und sagte: "Mensch, hat denn dieser Idiot von einem Schiedsrichter Tomaten auf den Augen, das war doch das dickste Foul, was es je gegeben hat, was, Großer?" Mann, das war was, ganz ehrlich.

Er sollte es nicht sein. Bitte nicht.

Er ist es nicht. Es ist ein anderer. Ich kenne ihn, das heißt, er war schon mal hier.

Ich latsche also zu ihm hin und strecke die Hand aus. Er erhebt sich prompt und drückt meine Hand so, daß ich ihn am liebsten treten würde, Mensch – was haben die Leute nur davon, daß sie anderen immer zeigen müssen, wie wahnsinnig kraftvoll sie sind.

Ich lasse mich oberlässig in einen Sessel plumpsen.

"Na," sagt er, "vom Streunen zurück?"

Als hätte er es mit einer herrenlosen Katze zu tun. Und wegen dieses Kerls unterdrückt meine Mutter ihre ganze herrliche Wut auf mich, wegen so einer absoluten Null, und Opa haben sie auch ins Bett gesteckt.

Da sitzen sie und schlürfen Kaffee und essen Kuchen – Bienenstich, Quarktaschen, Puddingstreusel. Die mickrigen Blumen in der Vase sind sicher von ihm. Meinetwegen.

Ich sitze so da und schaue ihnen beim Mampfen zu und mir ist nach Sterben. Enorm sogar. Es müßte so sein, daß man für drei, vier Wochen tot sein könnte und wieder aufwachen, wenn alles vorbei ist und das Leben wieder fetzt. Aber wenn du tot bist, bist du tot. Deshalb halten auch die meisten Leute so absolut nichts vom Sterben, nehme ich an.

Der Knabe ist genau zum zweitenmal hier. Sie haben sich angeblich bei einem Betriebsausflug kennengelernt.

Wenn der nur nicht so lahm wäre. Er hat eine Krawatte um, ein äußerst sauberes Hemd an, natürlich mit Manschettenknöpfen. Voriges Mal hat er sein elendes Jackett ausgezogen, und ich mußte grinsen, weil er so komische Hosenträger drunter hatte. Ich an seiner Stelle hätte jedenfalls mit den Dingen geschnippt und mich nicht die Bohne drum gekümmert, wie irgendein Ganove namens Jürgen Kolbe das findet, er aber ist knallrot geworden und hat sein verdammtes Jackett wieder angezogen. Ich glaube, er fragt sich den ganzen Tag nur, was die Leute von seinen Hosenträgern halten, und sicher denkt er, bevor er nicht unser neuer Vater geworden ist, darf er sich nicht ohne Krawatte zeigen. Später, wenn er hier vielleicht mal wohnt und pennt und sich rasiert und die Socken über die Stuhllehne hängt, sieht er hoffentlich wie ein Mensch aus. Aber wenn meine Mutter den heiratet, gehe ich zur Handelsmarine und komme mindestens neunhundert Jahre nicht heim.

Da Schlimmste ist, sie denken, du weißt nicht, was läuft, und es ist ihnen sagenhaft peinlich. Sie versuchen die ganze Zeit, dir was vorzumachen, er ist ja nur mal wieder auf Besuch und so. Er soll auch nicht mitkriegen, wie frech und versoffen der große Sohn von der Frau ist, sonst hätte Mama mich vorhin im Flur fertiggemacht, wie es sich gehört, verdammt noch mal, Ich will jetzt endlich, daß sie mich anschreit.

"... dieses Jahr einen sehr schönen Herbst haben, finde ich. Warm, trocken", sagt der Knabe.

"Ich mag ihn lieber kalt und naß", sage ich.

Mama guckt mich an, dann den Knaben, und sie lachen.

"Warum fragst du mich nicht, wie es heute in der Schule war?"

Meine Mama blickt zu mir. Dann sagt sie gnädig: "Wie war es heute in der Schule? Alles in Ordnung?"

"Tja, warte mal. die ersten beiden Stunden hab ich geschwänzt."

Sie lacht komisch – es ist ihr nämlich verteufelt peinlich, Mann, wunderbar, also Feuer aus allen Rohren.

"Und weißt du, was ich gemacht habe in den zwei Stunden? Mir einen angesoffen. Bei Konto. Mit Selbstgemachtem von seinem Opa. In der dritten Stunde hatten wir Russisch, und ich war blau wie Enzian."

Diesmal lacht sie nicht, sie kümmert sich nur sagenhaft stark um ihren Streuselkuchen.

Der Knabe schaut mich an. Er glaubt es nicht. Andererseits, wenn er meine Mutter ansieht, muß er es glauben.

"Und dann hast du eine Bank überfallen, ja?" fragt sie und versucht zu grinsen, aber es klappt nicht so recht.

"Nee, das nicht gerade, aber Roßmann hat mich zum Direktor geschafft, und der hat behauptet, ich hätte ihm eins von den geschnitzten Rehen aus der Vitrine geklaut. Er meint, es wäre denkbar, daß ich von der Schule fliege."

Sie legt ihren Kuchenlöffel weg – Puddingstreusel mit dem Löffel, vornehm! –, und der Hosenträgercowboy schaut neugierig auf seinen Teller und dann auf seine Krawatte, ob er sich etwa bekleckert hat oder so. Meine Mutter sagt nichts.

"Und Peter", bemerke ich, "bleibt wahrscheinlich sitzen wegen seiner Fünf in Mathe, und in Bio hat er auch fast ..."

Als sie mich anguckt, sind ihre Augen anders als sonst. Sie leuchten so komisch. Sie sehen aus wie naß. Und ihr Mund ist ganz klein.

"Wenn ich einmal erlebe, daß du deine Mutter zum Heulen bringst," sagte mein ehemaliger Papa mal zu mir, "dann kannst du dein Testament machen, Großer!" Ich muß kein Testament machen, denn er ist ja nicht da. *Wenn ich einmal erlebe, daß du deine Mutter zum Heulen bringst ...!* Und wie oft hat er sie zum Heulen gebracht? Dann, als er endlich, endlich weg war, ausgezogen mit seinem ganzen Kram und bei dieser Ziege am Waldrand wohnte – dann wurde es auch nicht besser. Du kommst von der Schule, und deine Mutter ist daheim, und sie hat rote Augen. Jeden Tag. Es macht dich verrückt. Wenn sie sagt, du sollst einkaufen gehen, und du antwortest, du müßtest noch einen Aufsatz schreiben, fängt sie an zu heulen. Sie schüttet in der Küche einen Wischeimer um, und darüber heult sie wieder, und das hört nicht auf, denn es geht gar nicht ums Einkaufen und um die Küchenüberschwemmung, aber du hast auch keine Ahnung, worum es eigentlich geht. Eines Tages hört es auf. Alles ist wieder auszuhalten, Mann. Und dann kriegt sie mal Besuch, und du setzt dich hin und erzählst diesen Mist, von wegen, daß du von der Schule fliegst und dein verdammter Bruder sitzenbleibt, und sie guckt dich an, und plötzlich sind ihre Augen wieder wie damals, als alles noch schlimm war und blöd und häßlich.

Ich würde ihm gern einen Brief schreiben. wenn ich nicht so elend feige wäre. Ein paar Zeilen. So: "Ich hasse Dich, Hermann vom Waldrand. Ich hasse dich, ich hasse Dich, ich werde Dich immer hassen." Und ich würde schreiben: "Peter steht nachts auf und streichelt meinen beschissenen Kopf. Heimlich. Wie Du es immer bei ihm gemacht hast, wenn Du ihn ins Bett bringen solltest. Er wollte nicht, er wollte ja immer bis Mitternacht in die Röhre glotzen, und da hast Du ihm seinen verdammten Kopf getätschelt, jeden Abend, und jetzt macht er es bei mir. Verstehst du, Hermann vom Waldrand? Ich hasse Dich." Das würde ich schreiben. Und ich werde ihn niemals besuchen, niemals. Niemals, das schwöre ich.

Wenn er jetzt hier wäre, bloß so vor dem Fernseher, im Unterhemd. Wir sagen nichts, wir gucken Fußball. Wenn es ein Foul gibt, sehn wir uns an. Wir gucken nur so und ziehen manchmal über diese Versager her, die denken, sie könnten was mit 'nem Ball anfangen, dabei würden sie nicht mal mit 'ner Kanone ins Tor treffen, diese Versager, Mann. Ich hasse ihn. Er ist nicht da. Ich wünschte, er wäre tot. Wenn Peter wenigstens aufhören würde, meinen Kopf zu streicheln.

Lord Hosenträger sieht mich an. Ich grinse, jedenfalls versuche ich es, und sage: "Haben Sie das etwa geglaubt? Mit dem Selbstgemachten? Alles Unsinn. Auch das mit dem Holzreh aus der Vitrine vom Direktor, das war ich nicht, ernsthaft. Wissen Sie, ich wollte Sie nur mal auf die Probe stellen. Ob Sie das glauben. Wir haben noch Bier da. Wollen Sie eins?"

"Jürgen, bitte, ja?" sagt Mama, guckt mich aber nicht an.

"Meine Mutter kauft schätzungsweise – "

"Jürgen – "

"– zwei Flaschen im Jahr, und die stehen dann rum, und niemand trinkt sie. Tja, keine Männer in diesem Haushalt, mich ausgenommen. Was ist, soll ich Ihnen eins bringen?"

Er grinst und sagt: "Du kannst mich ruhig Konrad nennen."

Eine knappe Stunde später ist Konrad verschwunden. Ich will ja nicht behaupten, daß er mir ausgerechnet sehr sympathisch ist oder so, aber ich wünschte, er hätte sich für die Nacht eingerichtet, Mann.

Eine wahnsinnige Stille, als er die Tür hinter sich zugeknallt hat – ohne Absicht, versteht sich. Mama räumt den Tisch ab und widmet mir dabei

ungefähr soviel Aufmerksamkeit, als wäre ich ein Schirmständer. Aber gleich geht es los, sie sammelt nur noch Kräfte.

"Ach Gott," sagt sie plötzlich, "heute ist ja Freitag, da ist er bei seinem Vater."

"Wer?"

"Wer. Dein Bruder. Freitags geht er doch immer hin, das hatte ich ganz vergessen. Na ja, ich schicke ihn morgen."

"Wohin denn?"

"Kartoffeln holen. Es sind fast keine mehr da, und meine Taschen waren heute so schwer, das hab ich nicht mehr geschafft."

"Ach so. Das kann ich doch auch machen", sagte ich und stehe auf. "Gib mir Geld, dann hole ich zwei Säckchen. Was kosten sie jetzt?"

Manchmal sieht sie ein bißchen wie eine Verrückte aus, ich meine, wie eine normale Verrückte, nicht gefährlich oder so, aber es passiert, daß sie mit der Blumenkanne aufs Klo läuft, und einmal hat sie den Wasserkessel ohne das winzigste Tröpfchen Wasser aufs Gas gesetzt, und von fünf Briefen, die sie schreibt und in den Briefkasten wirft, haben höchstens zwei eine Marke. Ach ja, und dann nennt sie Peter manchmal Hermann und mich Peter und lauter solche Sachen.

"Was ist nun?"

"Was?" fragt sie. "Hm?"

Mir wird richtig sonderbar. "Ich sagte, ich hole die Kartoffeln. Wenn du mir Geld gibst. Zwei Säckchen, ja? Aber ich weiß nicht, was sie jetzt kosten. Eh, Mama ..."

Sie sieht vom Tablett auf und guckt mich an, als hätte ich sonstwas gesagt, etwa, daß ich Atlantis entdeckt habe.

"Jürgen," sie atmet tief ein, "setz dich bitte mal hierher. Ich trage nur das Geschirr raus, dann komme ich auch. Wir müssen miteinander reden."

"Was ist?" frage ich.

"Wir haben etwas zu bereden, ich habe es dir angekündigt. Setz dich und warte auf mich. Die Kartoffeln sind nicht so wichtig."

"Ich dachte nur, ... dann morgen vielleicht nüscht zu essen haben, ... doch Wochenende ist und ..."

"Das Gemüsegeschäft ist morgen früh auf," sagt sie, "da habe ich Zeit."

"Ich denke, Peter soll – "

"Würdest du dich bitte auf das Sofa setzen, ja? Ich bin sofort zurück."

Wir wollen was bereden. womöglich noch in aller Ruhe. Eins steht fest, ich wandere aus. Ich will irgendwohin, wo man sich noch drauf verlassen kann, daß man vernünftig angeschrien wird, falls man es verdient hat. Wir haben einen in der Klasse, so ein dürres Professorenkind, der hat uns mal erzählt, sein Vater würde ihn nie anschreien oder gar hauen, seine Mutter schon gar nicht, das sanfte Schaf, eh nee, wenn irgend etwas wäre, wenn er was angestellt hätte, würden sie sich alle drei zusammensetzen und "darüber reden, und zwar ernsthaft, in aller Ruhe". Ich Affe hab gedacht, das gibt's nur im Film, der Junge lügt doch. Es ist wie mit den Gespenstern, man glaubt erst dran, wenn man selbst eins gesehen hat.

Sie kommt also wieder rein, guckt mich aber nicht an und setzt sich in den Sessel mir gegenüber.

"So", sagt sie. "Zuerst möchte ich genau wissen, wie es gewesen ist."

"Äh – wie es gewesen ist? Ich denke, Peter hat dir schon –"

"Ich will es von dir hören und von Anfang an, laß nichts aus, nimm keinerlei Rücksicht auf deine arme Mutter. Los schon."

Ihr Haar ist wieder bis auf die Schultern gewachsen, und rechts und links, über den Ohren, hat sie goldene Spangen reingeschoben, und dann der Pony, der ist auch schon wieder lang. Dabei hat sie ihn vor kurzem erst abschnippeln lassen, Mann. Wie die Zeit vergeht.

"Also?"

"Warum soll ich es erzählen? Wenn du's schon weißt. Das ist doch blöd."

"Blöd, ja? Es ist blöd? Das finde ich ganz und gar nicht! Ich dachte, du hast vielleicht ein paar Ausreden auf Lager! Wie sonst immer!"

Endlich, endlich, ah! Die Adern an ihrem Hals werden dick wie Regenwürmer, das ist doch wenigstens wieder meine Mutter! Aber gleich ist sie wieder wie vorher, sie gibt sich elende Mühe.

"Stimmt es, daß du von der Schule sollst?"

"Na ja. Nein. Ach, ich weiß doch auch nicht. Jedenfalls ... hat der Alte gesagt, daß ... du wahrscheinlich –"

"Ja?"

" – hinkommen muß. Zu einer ... Aussprache."

"So. Das hat der Alte gesagt, ja? Meinst du mit dem *Alten* zufällig euren Direktor, Herrn Tümmler?" *Tümmler!* Ich glaube, er hat es lieber, wenn wir

ihn den Alten nennen. Tümmler klingt blöd. Außerdem gibt es angeblich einen Fisch, der so heißt, irgendein glitschiges Ding mit Glupschaugen.

"Tümmler, ja," sage ich, "aber ich denke, er wollte mir nur Angst machen."

"Angstmachen, so. Du warst betrunken. Du warst in der Schule betrunken. Sie mußten dich aus dem Unterricht nehmen. Sie haben ... weil du ... Sag mal, verstehst du überhaupt nicht, was das gedeutet, mit dreizehn Jahren betrunken in der Schule zu sitzen, mit dreizehn Jahren? So daß sie dich aus der Stunde nehmen und auf ein Sofa legen müssen, im Lehrerzimmer!"

"Mama ..."

"Sei still. Sei still. Ich werde mich nicht aufregen, ganz gewiß nicht, die Zeiten sind vorbei, ein für allemal. Erwarte nicht, daß ich wie eine Irre herumbrülle, das war einmal, mein Sohn. Schluß. Wir haben jetzt zu entscheiden, was passieren soll. Was meinst du?"

"Was ich ... meine? Wieso?"

"Na, was denkst du, wie es weitergehen soll hier. Ich habe auch nur Nerven, Jürgen, und ich kann nicht mehr, ich kann einfach nicht mehr. Du betrinkst dich, und dann gehst du besoffen in die Schule – "

"Ich war nicht besoffen!"

"Das ist zuviel. Ich kann nicht mehr."

"Mama."

"Sei ruhig. Ich habe vor ein paar Tagen mit deinem Vater gesprochen. Du erinnerst dich vielleicht, es war, nachdem du bei Kästlers das Holz durch die Gegend geschmissen hast – "

"Ich habe es nicht durch die Gegend geschmissen! Der Kästler hatte eine ganze Wagenladung bekommen und Konto und mich gefragt, ob wir's ihm stapeln, ordentlich, an seine verdammte Hauswand – "

"Das ist doch egal," sagt sie, "jedenfalls habt ihr – "

"Hör doch mal zu! Wir haben es gestapelt. Das war am Montag. Er hat gesagt, er bezahlt es uns. Mann, das war ein ganzer Nachmittag harte Arbeit! Und dann ah dieser ... dieser Hund gesagt, sowas sei ganz selbstverständlich, nämlich Nachbarschaftshilfe oder so, außerdem sei er sowieso knapp bei Kasse."

"Ihr macht alles nur für Geld, dein sauberer Konto und du! Ein feiner Freund, findest du nicht?"

"Okay, wenn der Kästler achtzig wäre oder blind oder sonst was hätte, Mann, aber nee, der ist nur stinkend faul. Liegt den ganzen Tag im Nest und schickt seine Alte arbeiten! Glaubst du, ich rackere für den umsonst? Na ja, und weil er nichts rausrücken wollte, haben wir das Holz eben wieder so hingeworfen, wie es gekommen ist. Mensch, die ganze harte Arbeit futsch, und es hat mir leid getan, alles wieder kaputtzumachen, aber es ging nicht anders. Soll er sich den Mist allein zusammensuchen. Und wir haben nichts durch die Gegend geschmissen, das lügt er!"

"Schrei mich nicht an, Jürgen," sagt sie, "ich bin keiner von deinen feinen Kumpels, hörst du?"

Sie versteht nichts, sie versteht nie was, ob man es ihr erklärt oder nicht, ist ihr alles egal, hat keinen Zweck. Ich sie anschreien! Ich schreie überhaupt nicht! Mann, Mann, Mann, Mann. Nur die Nerven behalten.

Sie guckt an meinem Gesicht vorbei an die Wand und fragt: "Was ist mit dem Reh aus der Vitrine vom Direktor?"

"Das bin ich nicht gewesen!" Zufällig die reine Wahrheit. "Aber immer wenn was weg ist, haben sie zuerst mich am Wickel!"

"Dann frag dich mal, warum, Jürgen! Und denk dabei an das Fahrrad!"

"Mann," ich schaue auf den Tisch, "wir haben nur ein paar Runden gedreht. Es stand ja bloß herum! Kann man doch nicht riechen, daß der gleich denkt, wir wollten es klauen, und zur Polizei rennt!"

Sie hört nicht zu, sie schüttelt den Kopf und hebt die hand. Sie wird vielleicht wirklich verrückt, jetzt gleich.

"Weißt du, was die Leute im Haus sagen werden, wenn etwas verschwindet, aus dem Keller oder vom Wäscheboden? Sie werden sagen: Das kann nur der Große von der Kolbe gewesen sein!"

"Ich habe im Haus noch nie irgendetwas weggenommen, noch nie!"

"Aber wer soll dir das denn glauben, Jürgen?"

Ja, wer. Sie zum Beispiel. Aber sie will nicht. Wie der Direktor nicht glauben will, daß das mit dem Reh nicht ich gewesen bin. Sie glauben es nicht, weil ich manchmal mit fremden Fahrrädern ein paar Runden drehe und das Holz anderer Leute durch die Gegend schmeiße.

"Ich weiß nicht, was ich noch mit dir machen soll", sagt sie. "Stubenarrest nützt nichts. In deine Bücher guckst du ja sowieso nicht."

Weil die meisten einfach stinklangweilig sind! Stubenarrest ist schon bescheuert genug, vielleicht guck ich dabei noch in öde Bücher, was? Nee. Nee, Mann.

"Und warum warst du heute in Russisch betrunken? Hattest du dafür vielleicht einen triftigen Grund? Antworte."

Es hat keinen Sinn. Es hat einfach keinen Sinn, ihr was zu erklären, also sage ich: "Woher sollte ich denn wissen, daß das Zeug so stark ist."

"Du hast gewußt, daß es Alkohol ist, oder?"

Wie bei einem Verhör. Belastend. Überhaupt, Alkohol! So ein bißchen Saft, Mann. Wenn sie selbst picheln, die Erwachsenen, dann heißt das Zeug Wein und Sekt und Klarer, aber wenn ein armer Minderjähriger mal einen sitzen hat, dann war das *Alkohol*. Sie guckt mir richtig in die Augen. Ich versuche, nicht wegzuschauen.

"Jedenfalls habe ich mit deinem Vater gesprochen."

Wie sie "mit deinem Vater" sagt, zum Wegrennen. Dabei war sie einmal mit ihm verheiratet. Aber jetzt ist er nur noch "dein Vater" und "euer Vater". Ich würde liebend gern die Schrankwand in Klump hauen.

"Er ist einverstanden."

"Einverstanden, womit?"

"Damit, daß das Sorgerecht für dich auf ihn übertragen wird. Wir gehen aufs Gericht, dein Vater und ich."

Aufs Gericht. Gehen aufs Gericht. Verdammt noch mal. Sie wartet, daß ich etwas sage. Ich weiß nicht, was ich sagen könnte. Gericht. Sorgerecht. Auf ihn übertragen.

"Und dann?"

"Dann wohnst du bei ihm. Und er ist für dich verantwortlich."

Ah, jetzt verstehe ich. Sie will mich auf die Probe stellen! Mir einen Schreck einjagen. Wie der Alte, als er mich fragte, ob es mir gefiele, von der Schule zu fliegen. Er hat es nicht ernst gemeint, wollte mich nur ein bißchen einschüchtern. Hat sich offenbar rumgesprachen, daß die Methode erfolgreich ist. Meine Mutter will es eben auch mal versuchen, also gut, soll sie ihren Spaß haben. Diesen Riesenspaß, Mann.

Ich gucke sie an. Sie sagt: "Das ist mein Ernst, Jürgen. Ich spinne nicht."

"Was?"

"Ich denke, dein Vater wird mit dir fertig. So ist es ja auch früher gewesen. Was er dir gesagt hat, hast du gemacht. Hat er dir was verboten, hast du es eben gelassen. Also."

"Aber warum? Ich kann doch nicht ... Was soll ich denn bei ihm?"

Wie sie mich anguckt. sie meint es ernst.

"Peter bleibt bei mir. Ihr könnt euch jeden Tag in der Schule sehen und den ganzen Freitag, da ist er dann ja draußen bei euch. Das ist die beste Lösung. Du kannst mir glauben, daß es mir nicht leichtgefallen ist, diesen Entschluß zu fassen ... nicht leichtgefallen, aber ... – Wenn du deinen Vater brauchst ..." Ich ihn brauchen. Ihn brauchen. Ich! Es ist nicht zu glauben, Mann. Sie kapiert nichts. Eltern kapiieren nie was.

"Hermann ... dein Vater hat mit seiner ... seiner jetzigen Frau gesprochen, und sie ist ebenfalls einverstanden."

"Ich kenne die doch gar nicht!!"

Ich habe geschrien, und ich wollte auf keinen Fall schreien. Es ist idiotisch. Zu meinem Vater. Und seiner jetzigen Frau. In dieses Haus am Waldrand. Ein großer Garten. Federball in der Einfahrt. Der Shiguli. Konto, Harli und ich würden den ganzen Nachmittag im Wald rumrennen und das wilde Viehzeug verschrecken. Oder das Viehzeug uns. Einkaufen müßte ich sicher nicht mehr. Ich müßte mir nicht mehr Opas Gestöhn anhören, ihm keinen Tee mehr brühen. Ich wäre meinen sinnlosen Bruder los, vor allem nachts. Weg von allem hier. Was ganz Neues. Verdammt. Die müssen doch wohl verrückt geworden sein!

"Die Dame ist relativ jung, wie du weißt, jünger als ich, und ich nehme an, sie hat noch bessere Nerven. Dein Vater ist jedenfalls der Meinung, daß du dich prima mit ihr verstehen würdest."

"Mit dieser Ziege? Mit dieser Ziege vom Waldrand? Ich mich mit ihr verstehen?"

Sie schaut mich nicht mehr an. Die Hände hat sie im Schoß liegen. Sie sieht so klein aus, so sagenhaft dünn, und gleich macht sie das, was sie immer macht, wenn wir uns nicht einig werden, sie heult, jede Wette, daß sie heult. Gleich.

"Jürgen, du ... du siehst das doch ein, oder? Daß es unmöglich so weitergehen kann. Heute nimmst du fremde Fahrräder weg, morgen – "

"Ich ziehe nicht zu ihm! Nie. Nie. Und wenn ihr euch alle auf den Kopf stellt! Ich will nicht zu ihm. Und zu dieser Ziege! Jünger als du, hä? Diese Spinatwachtel. Weißt du, wie die rumrennt? Wie ein Clown. Ja! Angemalt wie ein Clown, Hose wie ein Clown, Gekicher wie ein Clown!" Aber er mag sie, er mag sie, er mag sie! Sonst hätte er sie nicht geheiratet. Wahnsinn. Wie kann die ihm nur gefallen?

"Ich denke, du kannst sie nicht", sagt Mama.

"Ich hab sie mal gesehen, nur von weitem, aber das hat mir gereicht! Sie wollte mit Papa ... mit unserem Vater ins Kino, sie standen davor. Ich bin auf die andere Straßenseite gegangen, extra, daß du's weißt! Damit ich sie nicht aus der Nähe sehen muß. Diese Ziege. Dieses Zebra, Mann."

Sie sieht nur gut aus und so. Modisch. Das Haus gehört ihr, angeblich geerbt, ein altes Ding, aber sie haben es wieder herrichten lassen. Den Shiguli haben sie zusammen gekauft, Mein Vater hatte Geld gespart, heimlich, auf einem Konto, von dem Mama nichts wußte. Damit er eines Tages abhauen konnte. Der raffinierte Hund.

"Jürgen – "

"Jürgen, Jürgen, Jürgen! Ich geh nicht! Warum schickst du Peter nicht zu ihm, der ist ganz verrückt danach! Warum denn mich?"

"Peter macht mir keinen Kummer", sagt sie prompt.

"Was? Er macht dir also keinen Kummer? Und daß Wenzel kommen mußte, weil dieser Idiot eine Fünf nach der anderen schreibt – "

"Das ist doch kein Grund zum Heulen, Jürgen."

Und ob das einer ist. Wenn sich dein einziger Bruder in Mathe wie ein absolutes Rindvieh anstellt, soll man darüber etwa jubeln?

"Vielleicht gefällt es dir nachher bei deinem Vater sogar besser, wer weiß."

"Nee," sage ich, "da gefällt es mir überhaupt nicht, das weiß ich zufällig genau. Vorher."

Sie lehnt sich zurück. "Hör auf zu heulen, du bist doch kein kleiner Junge mehr." Sie beugt sich wieder vor und schaut auf ihre Hände im Schoß. "Ich dachte, wir könnten vernünftig darüber reden."

"Okay," sage ich und stehe auf und hole mir die Fernsehzeitung, "jetzt haben wir total vernünftig darüber gesprochen, und jetzt hören wir auf

damit. Ich ziehe nicht zu ihm. Ich bleibe hier. Und wenn ... wenn es dich anstinkt, kannst du mich ja in ein Heim stecken!"

"Jürgen, bitte!" Sie steht auf und kommt zu mir und nimmt mir die Fernsehzeitung weg. Ich sehe so da, nichts in den Händen. Ich weiß nicht, was ich mit ihnen tun soll, die Hosen haben keine Taschen.

"Ein Heim! Darum geht es doch gar nicht! Ich komme eben nur langsam zu dem Schluß, daß du bei deinem Vater besser aufgehoben wärst!"

"Ach, ach ja? Du willst mich nur los sein. Wegen Konrad. Stimmt's?"

Wir sehen uns an. Sie sagt nichts. Eine ganz Weile. Dann schauen wir beide auf die Fernsehzeitung runter, die sie in den Händen hält. Sie fängt an, sie zusammenzurollen. Zu einem Fernrohr. Oder einem Knüppel. Wir machen das manchmal mit unseren Schulheften. Um uns zu verkloppen.

"Du weißt genau, daß das nicht stimmt. Es hat nichts mit Konrad zu tun."

"Doch."

"Nein!" Sie schlägt sich mit der zusammengerollten Fernsehzeitung in die Hand. Das muß weh tun. Ich nehme ihr die Fernsehzeitung weg und rolle sie auseinander. Dann lege ich sie auf den Tisch und streiche sie glatt. Meine Mutter geht zur Tür und kommt wieder zurück, geht zum Sofa und kommt wieder zum Sessel und bleibt stehen.

"Du weißt genau, daß du selbst schuld bist! Und daß es nichts mit Konrad zu tun hat, gar nichts!"

Ach Scheiße, Scheiße. "Es tut mir ernsthaft echt leid. Ich reiße mich zusammen, ich schwöre es."

"Das versprichst du jedesmal, Jürgen, ich glaube das nicht mehr!"

Ich nicke und schaue in die Fernsehzeitung, auf die Bilder, aber sie verschwimmen und wackeln, es sieht aus, als lägen sie unter Wasser. Ich versuche, ein Wort zu lesen, ein langes Wort, aber es geht nicht.

"Diesmal", sage ich, "ist es mein voller Ernst. Verlaß dich drauf. Mein voller Ernst."

"Ja, ja, sicher." Sie geht zur Tür und kommt zurück und geht wieder zur Tür.

"Bitte, Mama. Bitte. Ich reiße mich total zusammen. Aber du mußt ihn anrufen und ihm sagen, daß ich nicht zu ihm komme, niemals, niemals, das mußt du ihm sagen, und daß wir ihn nicht brauchen, überhaupt nicht, und er soll uns in Ruhe lassen, ja? Sagst du ihm das?"

"Jürgen ... "

"Sag ihm, daß ich nicht zu ihm komme, garantiert nicht."

"Jürgen, Jürgen, hör auf zu heulen."

"Wer heult denn", sage ich.

"Dann wisch dir das Regenwasser aus dem Gesicht. – Hast du kein Taschentuch?"

Ich reibe mein Gesicht mit den Fingern und dem Ärmel trocken, das geht sehr gut.

"Ich rufe deinen Vater an, damit wir einen Termin ausmachen können, wann wir bei Gericht den Antrag stellen."

Ich schlage die Fernsehzeitung zu und trage sie zur Schrankwand und schiebe sie unter den Fernseher.

"Hast du gehört, Jürgen? Ich rufe ihn an." Und dann sagt sie: "In einem Monat."

Ich drehe das Gesicht zu ihr. "Wann?"

"In einem Monat. Das sind vier Wochen."

Vier Wochen. Ich könnte jetzt wieder nichts lesen in der Fernsehzeitung, aber ihr hellblaues Taschentuch mit den Blümchen und Rüschen nehme ich trotzdem nicht. Der Ärmel tut es noch.

Vier Wochen, wahnsinnig lange vier Wochen.

"Gib mir Geld", sage ich. "Für die Kartoffeln."

Seine Veranlagung zum Alleinherrscher

Wenn ein Impuls mich zwingt, zurückzuschauen, ist er immer so da, wie ich ihn zum letztenmal bewußt wahrgenommen habe: Er steht mitten auf dem großen Posthof, die Hände in die Seiten gestemmt, blond, vielleicht etwas dick, jedenfalls bereit, eine der Fragen zu stellen, die ich fürchte, weil er immer nur eine Sorte Fragen stellt – was bewirkt haben muß, daß er es bis heute auch in meiner Erinnerung tut. Vermutlich habe ich damit gerechnet, daß mit der Zeit Gnade vor Recht geht und er, wenigstens nach seinem Tod, aufhören wird, diese Sorte Fragen zu stellen, aber er denkt nicht daran. Er lächelt also, die Hände in die Seiten gestemmt, vielleicht ist er dick, jawohl, er ist dick, ein wenig zumindest, und in ein paar Wochen wird er tot sein, was er zu diesem Zeitpunkt natürlich nicht weiß – ich schon, denn solange es Erinnerung bleibt, komme ich aus einer Zukunft, die er nicht hat. Lassen wir damals damals sein, wissen wir es beide nicht.

Er fragt kurz: Was willst du hier? Oder er fragt: Schon wieder du? Oder gar: Hat dir die letzte Abreibung nicht gelangt, willst du noch was?

Ich antworte: Man wird wohl ein bißchen spielen dürfen.

Er sagt verblüfft: Spielen? Das ist hier ein *Posthof* und kein Spielplatz.

Ich sage nicht: Das weiß ich, du Angeber, denn damit könnte ich mir verscherzen, daß er sich von seinem Mitleid besiegen läßt. Niemand läßt sich von seinem Mitleid besiegen, wenn man ihn erst mal einen Angeber genannt hat.

Trotzdem ist die Szene so gut wie vorüber, es kommt höchstens noch zu einem Blickwechsel, der endet mit: Aber paß bloß auf, wenn die Autos reinfahren, steh nicht im Weg, spiel am Rand, verstanden?

Oder ich habe nicht unterwürfig genug geblickt, und er gibt mir das zu verstehen in Form von: Sieh zu, daß du verschwindest, oder soll ich erst meinen Vater holen?

Wenigstens sind das zwei Varianten, und mit meinen zehn Jahren bin ich bereits phantasievoll genug, gegen mich selbst zu wetten: Läßt er mich spielen, geh ich nachher für Großmutter einkaufen – jagt er mich weg, sollen sie sehen, wo sie Brot und Eier herkriegten.

Warum treibe ich mich überhaupt auf diesem Posthof herum, und warum ausgerechnet dann, wenn ich genau weiß, er ist da. Denn ich erwarte diesen Moment jedesmal fieberhaft. Wenn sein giftgrünes Fahrrad am Kaninchenstall lehnt, ist er aus der Schule zurück. Und er hat etwas dagegen, daß kleine Mädchen den Posthof unsicher machen. Deshalb komme ich immer wieder. So bin ich. Vielleicht würde es mich weniger reizen, wenn mein Widersacher eine alte Frau oder ein kleines Mädchen wie ich wäre, aber mein Widersacher ist ein vierzehnjähriger Junge, blond, ein wenig dick und so weiter, er ist jemand, auf dessen Bekanntschaft ich stolz bin. Und nicht nur in der Erinnerung.

Er sagt: Deine Großmutter hat doch einen Garten, warum spielst du nicht da? – Interessant: Er zögert die Entscheidung hinaus.

Das Wort *Garten* weckt eine Assoziation in mir, die mich zwingt, zu seinen Kaninchen hinüberzuschauen. Er folgt meinem Blick. Er weiß, daß ich an den Kaninchen hänge, aber er weiß sicher nicht, daß sie mir nur deshalb so viel bedeuten, weil er sie vergöttert. Außerdem sind die Kaninchen meine Verbündeten. Da sie, genau wie ich, nichts auf dem Posthof verloren haben. Mein Blick kann also sagen: Weshalb dürfen sie hier sein und ich nicht?

Komme ich jedoch aus der Zukunft, die er nicht hat, weckt *Garten* keine Assoziation in mir, ich bin nicht frei, ungezwungen zu assoziieren, ich starre diesen Jungen an, bereit zu sagen: Weißt du, daß du nicht mehr lange lebst? daß dir nur noch ein paar Wochen bleiben? Begreifst du das?

Letzteres wäre zuviel verlangt. In meiner Erinnerung komme ich immer wieder hilflos an diesen Punkt: Wir stehen uns gegenüber, zwischen uns mein Wissen um seinen baldigen Tod.

Ja, ich komme aus der Zukunft, die es für ihn nicht gibt, und sage ihm nichts davon, sage ihm nicht, daß er in allernächster Zeit sterben wird, sage

es ihm aber nur aus dem Grund nicht, weil ich fürchte, er könnte fragen: Wann genau sterbe ich? Wie weit ist der heutige Tag von dem meines Todes entfernt?

Ich würde, natürlich, ausweichen: Der genaue Tag? Ich kann dir auch die Stunde sagen, die Minute.

Darüber dürfte er lächeln und mir die Freude machen, ein kluger, sensibler Knabe zu sein, indem er sagt: Den Tag will ich nicht wissen. Nur, wie lange noch von heute an.

Daraufhin müßte ich mir freilich die Blöße geben, zu erklären: Tja, kommt drauf an, welchen wir heute haben.

Ich weiß es nicht. Die Zeit gewinnt erst im nachhinein Bedeutung. Jedenfalls, die Sonne scheint warm, es muß Juni, Juli sein. Im August stirbt er, in der Nacht vom dritten zum vierten – aber das würde er ja gar nicht wissen wollen.

Wie ernst haben wir es nun wirklich miteinander gemeint. Ich komme aus der Zukunft, die er nicht hat, und verwerfe den Gedanken, ihm mit dem Datum seines Todes zu imponieren, das weiß schließlich jeder, es hat in der Zeitung gestanden, und es steht auf seinem Grabstein. Ihn mit Informationen über die Ausstattung seines Grabes aus der Reserve zu locken wäre reinweg geschmacklos. Ich habe meine Großmutter oft auf den Friedhof begleitet, damit sie mich Ehrfurcht vor den *letzten Ruhestätten* lehren konnte, aus keinem anderen Grund. Vielleicht auch, daß ihn der Tod gar nicht schreckt. Was ihn selbst betrifft. Ich stelle mir schauernd vor, daß er mit seinen vierzehn Jährchen gern ins Grad beißt, aber er tut ja viele Dinge, die ich nicht verstehe.

Beispielsweise sein Zögern jetzt. Er weiß nicht, soll er mich wegjagen oder spielen lassen. Bestimmt hofft er, daß ein Postauto auf den Hof gerollt kommt, denn dann müßte er die Entscheidung treffen. Das ersehnte Postauto kommt aber nicht. Schadenfreude wärmt mich, selbst in der Erinnerung.

Ich schiele zu den Kaninchen hinüber, glaube plötzlich, den Schlüssel zu all dem Ungeklärten gefunden zu haben. Ich bin immerhin eine Person aus der Zukunft, ich könnte sagen: Die Kaninchen – weißt du, was mit ihnen geschieht? Dein Vater wird sie nicht mehr füttern. Du kannst meine Großmutter fragen, wenn du mir nicht glaubst!

Nichts würde ihm ferner liegen, als das zu glauben. Wie könnte er auch. Aber zufällig weiß ich über die Kaninchen Bescheid, weil ich sie heimlich versorgt habe, ich, jawohl. Wäre ich älter als zehn Jahre gewesen, hätte ich es nicht gekonnt. Aber sie haben mir so leid getan. Ich stelle mir vor, ich sage: Du glaubst nicht, wie leid! Und wenn du deinen Vater gesehen hättest! Meine Großmutter meint, er hat dich vergöttert.

Dieser Junge würde, wie ich ihn kenne, die Achseln zucken. Also, soweit kenne ich ihn wirklich. Dennoch würde ich mir, vermutlich aus Eitelkeit, den Anschein geben, als sei ich sonstwie überrascht, daß ihm sein Vater, mit dem er mir so gern droht, völlig schnuppe ist. Daß ihm der Schmerz seines Vaters praktisch nichts bedeutet.

Ich stelle mir weiterhin vor, ich wiederhole ungehalten: Meine Großmutter meint, er hat dich vergöttert, verdammt noch mal!

Ist ja gut, würde er knurren, jede Wette. Ganz lässig. Die Kaninchen hätte er auch schon vergessen. Obwohl, das war eigentlich das Schlimmste. Sie waren halbtot vor Hunger.

Du, erkläre ich ihm in dem zügellosen Traum, den ich meiner Erinnerung unterschiebe: Dein Vater und deine Mutter haben mir nicht halb so leid getan wie die Kaninchen!

Ist ja gut, sagt er nur wieder. Er hat Klasse. Es könnte eine Ehre sein, von ihm auch nur verjagt zu werden, aber ich bin erst zehn und komme trotzdem aus der Zukunft, möglich, daß mich das überheblich macht, jedenfalls überschreite ich die Grenze des Zulässigen, als ich sage: An Ilona denkst du wahrscheinlich überhaupt nicht!

Laß das, fordert er unverzüglich.

Ilona ist seine Schwester. Ich könnte noch abbrechen. Nein, ich kann nicht. Mit Ilona, müßte ich fortfahren, wie unter einem Zwang, mit Ilona wird alles noch viel schlimmer kommen, weil man ihr doch nichts erklären kann. Man kann ihr nicht sagen, daß du tot bist, sie versteht es ja nicht. Und niemand wird wissen, wann sie dich vergessen hat, sie kann ja nicht sprechen. Ich meine, sage ich mit einem Lächeln, von dem ich weiß, daß es mich um Kopf und Kragen bringen kann, ich meine, ihr Stottern und Sabbern kann man ja schlecht Sprechen nennen ...

Er würde mich nicht anspringen. Die Anstrengung wäre ich nicht wert. Oder doch? Ich müßte seine Betroffenheit nutzen, um mich zu retten, etwa

so: Aber sie leidet sicher nicht wie dein Vater. Ilona, meine ich, sie kann vielleicht gar nicht leiden? Mach dir keine Sorgen um sie.

Nein. Nein, nichts davon. Ich hatte mir vorgenommen, schonungslos aufrichtig zu sein, diesmal bestimmt! Die Szene wird nie an der Wirklichkeit gemessen werden, ich könnte doch wenigstens etwas sagen, oder nein, lieber gleich die ganze schlimme Wahrheit: Doch, Ilona leidet, deine Schwester Ilona, sie wird dich von allen am meisten vermissen!

Das tue ich ihm nicht an.

Er müßte fragen: was geschieht mit ihr, wenn mein Vater und meine Mutter nicht mehr für sie sorgen können, findet sich jemand anders?

Ich habe bestimmt nicht vor, ihn ein zweitesmal zu töten, indem ich antworte: In sechs Jahren, mit fünfundzwanzig, muß sie in ein Heim, dann ist deine Mutter selbst pflegebedürftig.

Statt dessen Schweigen. Schlimmstenfalls würde er doch begreifen, was es heißt, tot zu sein. Davor habe ich, plötzlich wird es mir klar, mehr Angst als vor allem anderen. Angenommen, er wüßte jetzt Bescheid. Dann könnten und müßten wir in dem Moment das gleiche sehen. Wie er mit seiner schwachsinnigen, nervenkranken, körperlich zurückgebliebenen Schwester in ihrem kleinen Garten hinter dem Posthof sitzt, er im Gas, sie im Rollstuhl, wie er sie, als Wind aufkommt, auf den Posthof schiebt und von da ins Haus, wie er die ganze Zeit beruhigend auf sie einredet, weil er ja hinter ihr geht und sie ihn nicht sehen kann, wie er sie mit Hilfe seines Vaters nach oben in die Wohnung trägt, wie er ihr dann ihren Kaffee macht, auf den sie ganz scharf ist, wie er sie auszieht, wie er sie anzieht, wäscht, kämmt, ihr beim Essen den Mund abwischt und die Gabel hält, wie er also tausend Dinge tut, die niemand von ihm verlangen kann. Zuallerletzt seine Mutter oder sein Vater, sie wundern sich beide, sie sind fast bereit, sich einzugestehen, da sie sich in seinem Alter geirrt haben, er wirkt viel erwachsener als vierzehn, er verteidigt seine Liebe zur schwachsinnigen Schwester gegen alle Angriffe. Gegen alle.

Ich senke den Blick, denke: das eine Mal, das gilt nicht! Ich war wütend, weil du mich wieder wegjagen wolltest. – Noch lange kein Grund, meine Schwester blöd zu nennen! – Was sie ohne Zweifel ist. Er weiß, daß ich es weiß, wie alle Welt es weiß. Ich verkneife mir die Bemerkung, seine Mutter hätte das Unglück womöglich herbeigerufen mit Aussprüchen wie: Ach,

wenn wir den Jungen nicht hätten! Ach, was würden wir nur ohne den Jungen machen!

Toll, wenn man sich unentbehrlich fühlt, was? Als ob der Posthof ihm gehören würde, als ob hier alles drunter und drüber ginge, wenn er nicht da wäre!

Ungewollte Erkenntnis: Er wird tatsächlich fehlen.

Damals ist damals. Wir stehen auf dem Hof, er wartet auf ein anrollendes Postauto, und ich mache ihm das prompt zum Vorwurf. Sonst kostet ihn die Entscheidung zwei Sekunden. Was soll denn das hier sein? Eine Wende in unserer Beziehung? Fällt es ihm neuerdings schwer, mir das Tor zu weisen? Bis heute hat es nichts mit mir zu tun gehabt. Hatte er schlechte Laune, ließ er mich seine Kaninchen kraulen, fühlte er sich stark und überlegen, scheuchte er mich mit lässigem Grinsen davon. Beides befreite ihn. Nun nicht mehr?

Die Sonne. wie sie sengt. Als sollte sich mir die Minute einbrennen.

Ich bin zehn und womöglich in ihn verknallt, was ihn zu Recht belustigt, falls er dasselbe annimmt. Ich verharre, ohne zu atmen.

Er überwindet sich, sagt: Wir warten auf zwei Paketautos. Du kannst heute nicht hier spielen. Die Fahrer regen sich immer auf, wenn jemand im Weg herumhüpft.

Herumhüpfen nennt er meine Bemühungen, mich unter seinen Augen anspruchsvoll zu beschäftigen!

Ich erkläre: Gut, geh ich eben in unsern Garten. Du kannst mich mal, du Angeber.

Ich denke ja, es wird ewig so weitergehen, daß ich ihn sehe, mit ihm spreche, damals ist damals, ich weiß nichts. Und in dieser Situation passiert es, daß ich eifersüchtig auf seine Schwester werde, für den Bruchteil einer Sekunde nur – lange genug, denn diese Eifersucht ist es, die mir den Gedanken aufzwingt, ob seine Schwester, an seine Stelle gesetzt – und er an ihre –, ähnliches für ihn tun würde wie er für sie. Niemals! antworte ich mir darauf. Ich stelle ihn mir in diesem automatischen Rollstuhl vor, den seine Schwester mühevoll zu bedienen gelernt hat. Ich sehe ihn an Stelle seiner Schwester. Und auch in der Erinnerung verlasse ich ihn, ohne zu zögern.

Nur, in der Erinnerung nehme ich sein Leben mit vom Posthof, ich ziehe es nachlässig hinter mir her, schleppe es mit in den Garten meiner Großmutter, trample beim Ballspielen darauf herum, kurz, ich behandle es wie den letzten Dreck. Ich habe ihn im Rollstuhl gesehen, blödsinnig, sabbernd, in einem andern Leben. Sein wirkliches Leben ist fort. Wenn ich ihn in den nächsten Tagen wiedersehe, dann unbewußt, es gibt ihn nicht mehr. In der Nacht vom dritten zum vierten August wird es offensichtlich. Niemand weiß, daß ich Schuld habe (und nicht etwa seine Mutter mit ihren Aussprüchen oder sonstwer), weil ich nämlich wieder nicht den Mut hatte, zu sagen: Du wirst sterben, wenn du an dieses Fenster trittst, also nimm dich in acht!

In jener Augustnacht erfahre ich übrigens, worin der Unterschied zwischen einem Gerücht und einem tatsächlichem Vorkommnis besteht: Das Gerücht klingt bei dem einen wie beim andern, über das tatsächliche Vorkommnis aber herrscht keinerlei Klarheit.

Er soll aus dem Fenster gefallen sein. Fieber gehabt haben. Die Mutter hat ihm vorher etwas gegen dieses Fieber gegeben, ein Zäpfchen vielleicht. Es muß, wenn überhaupt, komisch gewirkt haben.

Das Fieber also. Bis dahin sind sich die Nachbarn der Postleute einig. Fieber auf alle Fälle, denn da phantasiert man leicht und tut verrückte Dinge. Geschenkt. Ein paar Schritte zurück.

Ob er nun Fieber hat oder nicht, er steht mitten in der Nacht auf, geht ans Fenster, öffnet es, sieht den Vollmond – daß Vollmond war, läßt sich nachprüfen –, verliert das Gleichgewicht – wie und warum, läßt sich nicht mehr nachprüfen –, dann kommt der Aufprall. Der Sturz ist nicht tief gewesen, erster Stock. Man verständigt sich später darüber, daß er recht unglücklich gefallen sein muß. Bis dahin herrscht noch einigermaßen Übereinstimmung in den Ansichten der Leute, dann setzen die Mutmaßungen ein. Ich verlasse mich auf meine eigenen: Mein Widersacher liegt auf dem Posthof. Er gibt ein Wimmern von sich, das von den Eltern gehört wird, die unten schlafen. Der Vater denkt erst, es ist ein Hund, und befiehlt der Mutter, die Geräusche zu ignorieren. Das Wimmern hält an. Die Mutter hat nicht die Ruhe, sowas zu ignorieren, sie denkt an ihre schwachsinnige Tochter, die sie dreimal je Nacht zudecken muß – und mag es auch nur ein Hund sein, die Geräusche sind nervend. Der Vater gibt

nach, rollt sich seufzend aus dem Bett und tritt ans Fenster. Er zieht die Vorhänge zurück. Dann kommt der Augenblick, den ich mir so oft vorgestellt habe, wie ich konnte: Der Vater identifiziert das Bündel Mensch draußen auf dem Hof. Es gelingt ihm, nicht zu schreien. Oder es gelingt ihm nicht, zu schreien. Er läuft hinaus und hebt seinen Sohn auf und trägt ihn ins Haus. Der Sohn ist ohnmächtig. In dem Moment geworden, als sein Vater ihn berührte. Der Krankenwagen wird gerufen. Damals ist damals. Meine Großmutter wohnt gleich neben der Post. Außerdem ist sie mit der Mutter meines Widersachers befreundet. Überhaupt, es ist ein kleiner Ort, jeder kennt die Postleute, und der Krankenwagen ist mit Blaulicht gekommen.

Ich glaube nicht, daß meine Großmutter mich absichtlich geweckt hat, und den Krankenwagen habe ich auch nicht gehört, aber so allmählich komme ich zu mir. Ich blinzele, und sie sagt: Der Stefan. Von den Postleuten. Er schwebt in Lebensgefahr.

Bei *schweben* stelle ich mir einen Engel vor. Ich sehe meinen Widersacher geflügelt über unseren Häuptern verweilen, dann bin ich wach und denke über das Wort *Lebensgefahr* nach. Natürlich ist das Leben eine ständige Gefahr. Ich will weiterschlafen.

Aber ich habe einen Freund im Haus, dessen Mutter jedenfalls eine Bekannte der Mutter des Posthof-Jungen ist. Ich liege noch im Bett, da steht dieser Freund plötzlich neben meiner Großmutter und brüllt: Stefan! Er ist aus dem Fenster gefallen! Sie haben ihn ins Krankenhaus gebracht! Es soll ein Lungenriß sein!

Bei *Lungenriß* denke ich an Papier. Vielleicht, daß eine Lunge wie Papier reißt, ist ja möglich.

Da sagt mein Freund aus dem Haus, gerade mal zehn Jahre wie ich: Das Blut lief ihm aus dem Mund, bis zum Hals hinunter ...!

Ich denke nicht an Tod. Vierzehnjährige sterben nicht, sie sind erst vierzehn. Es passiert, daß sie sich verletzen, das schon. Bei manchen ist es so schlimm, daß sie später im Rollstuhl ... Ich fühle ein Brennen in der Brust. Etwas wie tiefe Genugtuung. Ich weiß nicht, daß es Genugtuung ist, ich denke einfach: So, jetzt hast du's. Nun sieh zu, wer für dich sorgt. Ich nicht. Ich bestimmt nicht. Hättest mich die Kaninchen streicheln lassen sollen. Jetzt hast du den Salat.

Lungenriß. Mühsam wälze ich mich aus dem Bett. Draußen ist eine wunderbare Sommernacht – was ich noch nicht so recht zu würdigen weiß in meinem Alter; eine Ahnung bekomme ich doch schon, als sich mein Freund aus dem Haus abwendet, nur weil ich mein Nachthemd ausziehe; im allgemeinen läßt ihn das kalt.

Als ich angezogen bin, ist meine Großmutter verschwunden. Mein Freund aus dem Haus und ich, wir schleichen die Treppen hinunter. Es passiert selten, daß wir nachts wach sein dürfen, und es ist bereits nach elf. Das weiß ich zu würdigen.

Der Posthof ist unbewacht. Zum erstenmal kann ich, obwohl das giftgrüne Fahrrad in Reichweite steht, hinüber zu den Kaninchenställen gehen, ohne etwas befürchten zu müssen. Ich könnte sogar pfeifen dabei, aber mein Freund würde sich wundern. Er wundert sich so schon genug.

Aus dem Fenster gefallen? frage ich rasch. Und die Lunge ist gerissen? Dann finden wir hier sicher Blut.

Er verzieht das Gesicht. Ich gebe mich unerschütterlich. Nichts liegt mir ferner, als hier nach Blutspuren zu suchen, ich tue nur so. Nein, sage ich voreilig, nichts. Und: Schade, schade.

Mein Freund nickt tapfer.

Ich begreife im Unterbewußtsein, saß man diesen Tag im Kalender anstreichen wird. Ich bin nicht traurig. Eher verbittert, ganz plötzlich. Das mit dem Rollstuhl ist natürlich Quatsch. Der doch nicht. Ich sehe diesen eingebildeten blonden Knaben im Zentrum eines Abenteuers, um das ich ihn auf einmal sogar beneide. Lungenriß. Man wird über ihn sprechen. Er steigt noch weiter auf, vom Alleinherrscher im Reich des Posthofs zum Herrscher über alles Interesse der Ortsbewohner. Er hält sie in Schach. Und wenn er dazu aus dem Fenster fallen muß. Ich gebe mich meinem Neid hin.

Ich bin schon bereit, meinen Freund in eine Diskussion über die Ungerechtigkeit des Lebens zu ziehen, als die Tür unter dem Balkon öffnet wird und meine Großmutter heraustritt. Erst als ich die dicke alte Frau an ihrer Seite sehe, fällt mir wieder ein, daß auch der Junge vom Posthof eine Großmutter hat, und das hier ist sie. Mehr soll mir dazu nicht einfallen, aber es passiert leider doch: Er hat seine Großmutter auch gern. Fast so gern wie seine schwachsinnige Schwester.

Da beginnt es wieder, das Gefühl von Schuld. Die beiden alten Frauen da unter dem Balkon – käme ich aus der Zukunft, würde mir an der Stelle die Kehle eng werden, es wäre instinktive Scham. Weil ich es gewußt habe.

Dann könnte es so weitergehen: Ich greife nach der Hand meines Freundes, auch instinktiv. Erstaunt bin ich darüber erst, als ich sehe, wie erstaunt er ist; Händchenhalten liegt uns sonst nicht, wir begreifen uns als Kumpel. Aber nun halte ich sie eben, seine Hand, und sage, sehr leise: Sie lebt noch zweieinhalb Jahre. Die Großmutter von ihm, meine ich. Zweieinhalb, ja, so ungefähr.

Hm? macht mein Freund.

Ich flüstere: Sie kann seinen Tod nicht verwinden, meint meine Großmutter, und überhaupt geht dann alles drunter und drüber. Der Vater füttert die Kaninchen nicht mehr. Die Mutter kriegt einen Nervenzusammenbruch. Und die Großmutter lebt noch gut zweieinhalb Jahre. Das sind die Fakten.

Mein Freund drückt meine Hand. Ich blicke ihn an, und er sieht aus, als hätte er alles verstanden, aber ein bißchen verlegen sind wir doch, er sagt schnell: Sie sind katholisch.

Das würde mich zurückholen. Er sagt es ja wirklich: Sie sind katholisch.

Ich nicke. Damals ist wieder unerbittlich damals, und *katholisch* hat in meinem Vokabular etwa den gleichen Stellenwert wie *blond* oder *nervös*, es ist eben ein Wort wie alle anderen, wenn auch geführt unter der Rubrik *Bedeutung schleierhaft*. Ich bin zu eitel, jemanden zu fragen. Ich weiß nur, wenn man katholisch ist, muß man jeden Sonntag in die Kirche gehen. Wie man zum Nervenarzt geht, wenn man nervös ist.

Katholisch, sage ich, das hilft ihnen aber auch nicht weiter! Man kann so katholisch sein, wie man will, ab und zu fällt doch wer aus dem Fenster.

Weiß Gott, sagt mein Freund.

Die Großmutter meines verunglückten Widersachers dreht mit meiner Großmutter am Arm eine Runde auf dem Hof. Sie sehen uns gar nicht, wir sind zu unwichtig. Der Herrscher vom Posthof hat es wieder mal geschafft, mich zu verdrängen. Aus den Augen und Gedanken meiner eigenen Großmutter, das soll einer verkraften.

Ich verfolge den Dialog der beiden alten Frauen und halte meinen Freund durch einen scharfen Blick zu der gleichen Tätigkeit an.

Er war doch aber bei Besinnung, sagt meine Großmutter erstaunt, er hat seinen Vater angesehen, als sie ihn in das Krankenauto schoben. Er sah aus, als wollte er etwas sagen.

Ich lächle grimmig, denke: Typisch für diesen Angeber. Seine elende Lunge ist gerissen, aber er will noch was sagen.

Seine Großmutter vergießt Tränen. Zwischendurch versucht sie zu sprechen: Besinnung. Ja. Bei Besinnung. Angerufen. Heute nacht operieren. Sofort, wenn sie dort sind ... Gleich operieren ... Hoffnung ... alles gut wird. Alles gut wird. Alles ... gut wird.

Aber ja, erwidert meine Großmutter, natürlich. Natürlich ...

Ich glaube ihr bedingungslos. Meine Vertrauen in ihre Intuition ist nicht unberechtigt. Wenn sie im Kreise ihrer Freundinnen aufseufzt und verkündet, der alte Ebert sieht in letzter Zeit ganz grau aus im Gesicht der macht es nicht mehr lange, kann man sich darauf verlassen, daß er keine paar Wochen später *von uns geht* oder, wie es dann in der Zeitung heißt: *von uns gegangen ist*. Warum soll sie nicht auch Erfahrung haben, was das *Amlebenbleiben* betrifft. Nein, mit vierzehn stirbt man nicht. Es ist ein Abenteuer. Er macht sich interessant. Nur hinterher ist alles verzerrt, bildet man sich ein, es doch gewußt, es wenigstens gefühlt zu haben, wie sollte man es auch nicht wissen oder fühlen, es gibt kein Schicksal, alles passiert folgerichtig.

Sieh mal, bin ich versucht, meinem Freund zu erläutern, als meine Großmutter und die Großmutter des Abenteurers zurück ins Haus gehen und wie die hell erleuchteten Fenster zählen, sieh mal, es kann ja gar nicht anders kommen.

Wie anders, hm?

Da würde ich sein Gesicht betrachten müssen. Würde es glänzen und leuchten sehen in der Dunkelheit. Wir sind zusammen zwazig Jahre alt, das heißt: erwachsen.

Wie anders? wie anders, hm?

Oder würde er nicht drängen, überschätze ich ihn?

Na, anders, als daß er stirbt! Er muß. Sie hoffe sicher, daß Ilona stirbt, denn, ich meine, sie ist doch eine ganz schöne Last für alle, oder? Siehst du. Aber er ist keine Last. Er ist sogar eine große Hilfe, ja, genau. Meine Großmutter meint, er hätte mal gesagt, er würde nur eine Frau heiraten,

die einverstanden ist, daß seine Schwester bei ihnen lebt. Er würde nie zulassen, daß sie in ein Heim kommt. so. Deshalb muß er sterben. Es ist folgerichtig.

Wieso? fragt mein Freund vielleicht. Kapiert er nicht. Er muß? Muß sterben? Es ist folgerichtig?

Ich zucke dann enttäuscht die Achseln: Vielleicht muß er nicht, aber er wird eben.

Wieso denn? Kapiert er nicht.

Zusammen sind wir zwanzig. Er allein ist zehn. Ich würde es aufgeben.

Folgerichtigkeit. Daran soll er zu Grunde gegangen sein, daran, nicht an meinem Fluch, nicht an meinem Wunsch, ihn hilflos zusehen.

Über den Rest könnte man einen Film machen, der auch viele fremde Leute glattweg erschüttern würde. Das ist so mit tragischen Geschichten.

Ich gehe zurück in unser Haus neben der Post und in mein Bett und rate meinem zehnjährigen Freund, sich in seines zu legen, vielleicht, daß wir Stefan – ich benutzte tatsächlich seinen Namen, was ich sonst nie tue – nächste Woche im Krankenhaus besuchen können. Wenn er dann schon Besuch empfangen darf. – Grund zu heucheln habe ich nicht. Ich drehe mich demonstrativ im Bett mit dem Gesicht zur Wand. Mein Freund versteht die Geste, verschwindet aus dem Zimmer, und ich höre ihn die Treppen hinuntergehen, langsam.

In den nächsten Stunden entwickelt sich alles so, daß meine Großmutter mich weckt, um mir mitzuteilen: Sie haben ihn heil ins Krankenhaus bekommen, eine Schwester hat angerufen, es geht ihm gut! Meine Großmutter räumt ein: So gut es ihm gehen kann in seinem Zustand. Das Schlimmste ist jedenfalls überstanden.

Schön, sage ich. Betroffen.

Sie seufzt. Ach, der arme, arme Junge. Er hat mir so Leid getan! Wie er da lag, auf der Pritsche. Sein Vater hat in den letzten Stunden nur am Telefon gestanden. Seine Mutti weint furchtbar. Aber es soll nur ein kleiner Riß in der Lunge sein. Und gebrochen hat er sich wohl so einiges, aber das ist nicht tragisch, das wächst wieder zusammen. Es wird eine Weile dauern, aber er ist jung und kräftig. Da habe ich keine Sorge. Ach, ach. Sein Vater ist ganz fertig. Die armen Leute. Als hätten sie mit dem Mädchen nicht schon genug Kummer.

Omi, sage ich, mach doch das Licht aus, ich bin müde und will schlafen.

Ja, jetzt können wir eigentlich wieder schlafen, das Schlimmste hat er überstanden.

Und ich, mit dem Gesicht zur Wand, weiß es besser. Das Schlimmste kommt erst. Nicht für ihn, für uns. In etwa einer Stunde wird im Postamt noch einmal das Telefon klingeln, und der Mann am anderen Ende der Leitung wird sich nicht mal bemühen müssen, sachlich zu sprechen, seine Stimme zwingt einem die Erkenntnis auf, daß er sowas andauernd macht: Tut uns leid, können Sie glauben. Gut hier angekommen ... Operation vorbereitet ... Dann unerwarteter Kreislaufkollaps ... alles versucht haben, ihn zu retten, aber erfolglos ... Herzliches Beileid.

Belehrung durch das Schicksal: Es stirbt sich auch mit vierzehn ziemlich schnell.

Eine Stunde, exakt, bis zu diesem Anruf.

Meine Großmutter, die momentan friedlich vor sich hin schnarcht, während die Sekunden wie Hämmerchen in meinen Schläfen pochen, wird es nicht fassen können. Geschrei im Posthaus, die Mutter meines verstorbenen Widersachers wird einen Arzt brauchen. Und ich werde auflachen, ganz erstaunt, ungläubig: tot? Er ist tot? wie kann er denn tot sein?

Dann die langen Tage, in denen die Kaninchen zu hungern haben. Die Postleute alle in Schwarz. Ilona begreift nichts. Sie starrt ihre dunkel gekleideten Verwandten an. Die Farbe gefällt ihr nicht, flößt ihr Angst ein. Den Kaffee macht ihr neuerdings der Vater. Sie kann nicht reden, sie kann nicht allein aufs Klo gehen, aber sie wird unruhig, wenn die Zeit da ist, da er sie immer versorgte. Ob ihr Bruder wohl heute zur Stelle sein wird. Sie kann nicht nach ihm fragen, das heißt, ihre Frage nach ihm liegt jeden Morgen, bei jeder Mahlzeit, jeden Nachmittag, den sie im Garten verbringt, jeden Abend vor dem Zubettgehen in ihren Augen – aber eine Antwort kann man ihr nicht geben. Sie geben ihr dann doch eine. Von nun an lebe ihr Bruder im Himmel bei den Engeln. Die rettende Mystifikation.

Dann, wenn es soweit ist, werde ich meine Großmutter mit der Weigerung verblüffen, sie auf den Friedhof zu begleiten. Ich will nicht sehen, wie sie ihn in die Erde lassen. Es gibt nur einen Ort, an dem er gegenwärtig ist, und das ist der Posthof, den ich bald darauf regelmäßiger

betrete als je zuvor. Manchmal komme ich um nach den Kaninchen zu schauen, manchmal, um die Postautos auf den Hof rollen zu sehen, und manchmal, nur, um eben da zu sein. An seiner Stelle.

Angst werde ich davor haben, Ilona rein zufällig auf dem Balkon zu erblicken, denn wenn es mir früher nur peinlich gewesen ist, sie zu sehen, fühle ich mich jetzt unsicher in ihrer Gegenwart, beobachtet. Als hätte das Verschwinden ihres Bruders ein vollwertiges Wesen aus ihr gemacht.

Manchen Abend lege ich mich nieder mit dem Gefühl, jene Augustnacht vor mir zu haben. Mache mich bereit, den Herrscher des Posthofes vor dem Tod zu warnen, unerschrocken zu sagen, endlich: Ich brauche dich hier, du wirst in der Fiebernacht nicht an dein Fenster treten und dich wegstellen, ich verbiete es. Ich habe die Macht, es dir zu verbieten.

Aber jedesmal bin ich sicher, daß er es nicht versteht. Daß er mir nicht glaubt. Weil ich erst zehn bin.

Der Idiot

Er legte seinen Campingbeutel neben mir in das niedergetretene Gras und begann sofort, sich auszuziehen. Wir hatten uns durchgedrängt bis zum hinteren Zaun, weil wir da meistens lagen. Wir hatten ein paar Stellen, die wir immer wieder aufsuchten, und das war auch gut, weil wir gleich wußten, wohin wir gehen würden, wenn wir an der Kasse den Eintritt bezahlt hatten. War einer unserer Lieblingsplätze besetzt, suchten wir eben einen von den anderen auf. Diesmal den am hinteren Zaun. Da war es schattig, und man konnte über die morschen Latten hinweg in den Wald schauen. Es war sehr voll an diesem Nachmittag, weil es sehr heiß war. Ich hatte gehofft, es würde nicht so voll sein und so heiß. Aber nun waren wir da, und er zog sich aus. Ich hatte ihn überredet, die Badehose schon zu Hause anzuziehen, so mußte er hier nur aus seinen Sachen klettern. Dann würde ich ihn überreden, nicht so lange im Wasser zu bleiben und sich in die Sonne zu legen, damit die Badehose trocken war, wenn wir heimgehen mußten. Vielleicht konnte ich ihn auch überreden, die Jeans über die nasse Badehose zu ziehen, wenn er so lange im Wasser blieb, daß sie nicht mehr trocken wurde, bis wir gingen. Ich wußte nicht, ob er Unterhosen zum Wechseln dabei hatte, aber ich wollte nicht, daß er sich hier umzog, ich wollte es nicht. Ich wollte auch nicht daran denken. Aber ich dachte ständig daran. Ich zog mich langsam aus. Wir waren ziemlich weit gegangen und schwitzten.

Er setzte seine Taucherbrille auf, was ziemlich lange dauerte, weil er selten die Hände ruhig halten konnte. Den ganzen Weg über durch die ganze Stadt hatte er von der Taucherbrille gesprochen. Er hing sehr an ihr. Sicher konnte ich ihn nicht überreden, sie hierzulassen, wenn er ins Wasser ging, und so versuchte ich es gar nicht erst.

"Warte noch," sagte ich nur, "wir sind erhitzt, da kann man nicht gleich reinspringen."

"Ich möchte aber jetzt gehen. Ja? Ich nehme die Brille mit."

"Gut," sagte ich leise, während ich mich weiter auszog, "aber kühl dich vorher ab, unter der Dusche."

Ich weiß nicht, warum ich das sagte, er kühle sich nie ab, er haßte Duschen. Er sagte das natürlich nie, er ging nur einfach nicht drunter. Ich konnte ihn nicht dazu überreden.

"Hörst du, Robert, dusch erst, wenigstens ein bißchen."

"Ja", sagte er und ging davon. Sein Hintern in der Badehose sah ganz verkrampft aus. Auch die Muskeln an den Beinen. Er ging immer, als hätte er Angst, auf was zu treten. Ich sah ihm nur einen Moment nach, dann streckte ich mich auf der Decke aus. Ich wußte, daß die Mädchen nebenan mich beobachteten. Sie waren offenbar mit ihrer Mutter da, oder mit einer Tante, oder was weiß ich, eben mit einer Frau, die viel älter war als sie und auf sie aufpaßte. Die Frau hatte einen großen weißen Busen, aber die Mädchen waren nicht übel. Die eine quatschte andauernd, und die andere tat, als würde sie zuhören. Furchtbar war nur, daß sie die gleichen Badeanzüge an hatten, da war schrecklich, weil sie gar nicht wie Zwillinge aussahen, nicht mal wie Schwestern. Die eine redete andauernd, und die andere war andauernd still. Jedenfalls, die Stille beobachtete mich genauer als die Laute. Ganz gewiß. Sie waren vielleicht dreizehn oder so. Ich wollte nicht zum Schwimmbecken hinüberschauen. Ich dachte: er wird schon irgendwas machen. Im Wasser. Mit seiner Taucherbrille. Manchmal brachte er auch einen Schnorchel mit, aber den ließ er dann immer draußen liegen. Er wollte nur wissen, daß er ihn dabei hatte, glaube ich. Die Mädchen fragten sich vielleicht, ob ich gar nicht ins Wasser wollte. Oder ob Robert mein Bruder sei.

Ich hätte gern zu ihnen rübergeschrien: Er ist nicht mein Bruder, ihr Schicksen! Ich weiß nicht, der Gedanke, daß sie ihn für meinen Bruder halten könnten, machte mich ganz nervös. Auf der anderen Seite lag ein Glatzkopf mit Bauch und Plattfüßen und Sonnenbrille. Der hätte meinetwegen denken können, Robert sei mein Bruder. Der hätte denken können, was er wollte. Aber der sah nicht aus, als ob er jemals denken würde. Er schielte den Weibern nach. Manchmal auch den Männern, aber

sicher nur, um zu gucken, ob er besser aussah. So ein Schwachkopf war das.

Robert hatte sich bestimmt nicht abgekühlt. Aber das war ja nun egal. Seiner Mutter erzählten wir immer, er würde sich ordentlich abkühlen. Ich hatte ihn überreden müssen, das zu erzählen, er wollte es erst nicht einsehen. Man hat immer eine Menge Arbeit, bis er was einsieht. Aber wenn er es dann weiß, geht es auch. Dann sagt er zum Beispiel, daß er sich vorher immer gut abkühlt. Wenn er erst mal was eingesehen hat, vergißt er es auch nicht wieder.

Die stille Schickse drüben machte mich mehr nervös als die laute. Man konnte gut verstehen, was die laute zusammenquatschte, aber man wußte nicht, was sich die stille so dachte. Gedanken hört man ja nicht. Das ist auch gut. Für alle. Und fast immer.

Ich lag nur so da, den Kopf und die halbe Brust im Schatten und den Rest in der Sonne. Ich dachte nicht daran, mir einen Sonnenstich zu holen. Mit Robert war es schwieriger, denn er achtete nicht auf solche Sachen. Er saß in der Sonne, und wenn du ihn nicht überzeugen konntest, ein bißchen in den Schatten zu rücken, blieb er immer weiter in der Sonne. Aber er bekam trotzdem nie einen Sonnenstich, das war verblüffend. Na ja, man konnte ihn von vielen Sachen überzeugen, aber es war schwer, ihm was auszureden. Die Taucherbrille war der beste Beweis dafür. Man konnte ihm irgendwie nicht sagen: Du brauchst doch gar keine, du tauchst doch nie. Er hing eben an ihr, auch wenn er sie nicht benutzt. Er hing nie an irgendwas, weil man es benutzen konnte, es gefiel ihm eben einfach, und dann wollte er immer damit zusammen sein. Komisch, nicht?

Ich hörte was. Vom Nichtschwimmerbecken her. Oder vom anderen. Ich konnte es nicht richtig ausmachen. So war es aber immer, immer. Eine Weile ging es gut, dann merkte es jemand. Und ein paar waren fast jeden Tag da, die kannten ihn schon, und wenn dann die, die es merkten, und die, die ihn schon kannten, zusammentrafen, fing es an. Immer. Ich blieb ruhig liegen. Ich hatte ihm gesagt, er sollte mich nicht rufen, wenn etwas wäre, ich könnte ihn sehen von meinem Platz aus, und wenn sie wirklich etwas Schlimmes mit ihm machen wollten, würde ich kommen. Wenn ich nicht komme, hatte ich ihm gesagt, ist es nicht schlimm. Wenn sie dich ärgern, gehst du einfach aus dem Wasser. Aber es war schwierig mit ihm,

er sah meistens nicht ein, weshalb er aus dem Wasser gehen wollte, er wollte drin bleiben, da war er manchmal richtig bockig. Ich hörte sie lachen. Ich wußte, daß es ihm egal war, besonders wenn er etwas dabei hatte, das er gern mochte, und er war ja mit der Taucherbrille im Wasser. Er war sicher nur mit der Brille beschäftigt. Ich wußte nicht, was er damit anstellte, ich hatte ja die Augen geschlossen, aber sie beschäftigte ihn. Möglich, daß die anderen gerade darüber lachten. Ich wollte nicht an diese Taucherbrille denken. Wenigstens hatte er den Schnorchel nicht mitgenommen. Wenn er den dabei hatte, kam er dauernd aus dem Wasser, um zu gucken, ob er noch da war. Er hing an dem Schnorchel fast so wie an der Taucherbrille.

Das Lachen klang dumpf. Ich hob den Kopf und sah zum Becken. Es waren mehr Jungen als Mädchen. Ich beobachtete sie, besonders einen, der sich weit zurückbeugte, beim Lachen. Manchmal tut es gut, wenn man jemanden beobachtet, der ein selten dummes Schwein ist, dann kann man ihn total hassen, und es kommt einem nicht mal gemein vor. Der Dicke von nebenan stand auf, um zu sehen, was es gab. Zu den Mädchen wollte ich nicht hinübergucken. Die, die vorhin gequetscht hatte, in einer Tour, war jetzt auch still. Einmal hatte eine ältere Frau zu mir gesagt: "Sind Sie nicht mit dem jungen Mann gekommen? Na, dann kümmern Sie sich gefälligst um ihn." Da hatte ihm auch jemand die Badehose runtergezogen. Vielleicht war es immer derselbe. Irgendein Kerl, der später mal aussehen würde wie der Glatzkopf mit seinen beschissenen Plattfüßen. Ich dachte: So, gleich kommt er her und sagt, dein Bruder steht dort ohne Hose. Aber er kam nicht her. Er setzte sich wieder und schob sich die Sonnenbrille auf die Nase, als wäre er furchtbar enttäuscht. Ich haßte ihn. Wie er da so saß. Und enttäuscht war. Dann hörte ich Robert angerannt kommen, mit vielen Geräuschen, die man normalerweise nicht macht, wenn man rennt. Er lief immer so.

Ich setzte mich. Er guckte auf mich runter. Seine Haare waren naß. Jemand mußte ihn geschubst haben. Er strahlte total, seine Zähne klapperten, und wie er da so stand, mit blauen Lippen und der Taucherbrille, die er nicht an dem Riemen trug, sondern fest in den Händen hielt – ich weiß nicht, ich mußte auch strahlen. Er latschte immer einfach auf unsere Decke, wenn er aus dem Wasser kam, mit den nassen

Füßen, und das Wasser tropfte von seiner Badehose. Ich mußte ihn jedesmal darauf hinweisen. Aber ich wußte, jetzt würde ich ihn nicht dazu bringen, von der Decke runterzugehen, er war zu aufgereggt.

"Was ist?" fragte ich grinsend.

Er machte den Mund auf und zu, und er zitterte und glotzte mich an, trat mit seinen nassen Füßen auf unserer schönen Decke herum, aber er brachte keinen Ton heraus. Ich versuchte, nicht an die Mädchen zu denken.

"Was ist denn, Mensch?"

Er zitterte und schaute auf die Taucherbrille hinab. Er strahlte. "Ich ... ich ... habe alles gut ... gut sehen können ... können ... im ... im Wasser ... sehen können ... können ..."

"Und was war das?"

"Bein. Und ... alles." Er hustete, hustete schlimmer. Es klang, als wollte er sich übergeben. Es klang ganz abscheulich.

"Ist ja gut. Hier. nimm das Handtuch, setz dich, komm." Er sprach zu laut, ich wollte ihn irgendwie beruhigen. Man mußte ihm erst mal klarmachen, daß er zu laut sprach, und das war immer schwierig. Er sprach nicht einfach leise, wenn man sagte, er sei zu laut, er mußte erst begreifen, daß er zu laut war. Dann sprach er leise. Manchmal jedenfalls.

"Trockne dich ab. Leg die Brille hierher. Bist du richtig getaucht?"

"Ja! Im Tiefen! Ich konnte alles sehen, ist gar nichts reingelaufen." Er hustete wie verrückt. Der Glatzkopf murmelte etwas. Am liebsten hätte ich ihm auf die Glatze gespuckt.

"Schön. Aber jetzt gib sie her. Bleib ein bißchen draußen, du zitterst ja. Deine Lippen sind ganz blau."

Er hielt die Taucherbrille fest.

"Bleib 'ne Weile draußen, hörst du?"

"Nein. Ich hab alles gesehen."

Ich wußte, daß jetzt ein Trick fällig war, aber es war blöd, daß die Mädchen und der Glatzkopf nicht endlich mal ins Wasser gingen. Ich wollte den Trick nicht anwenden, wenn sie zuhörten, aber ich mußte, weil Roberts Lippen wirklich schon blau waren. Und er so hustete. Er mußte Wasser geschluckt habe.

"Du weißt," preßte ich ganz leise zwischen den Zähnen hervor, "was passiert, wenn sie zu lange im Wasser ist, deine schöne Taucherbrille, meine ich. Du weißt, was mit ihr passiert, ja?"

Er sah mich an und hörte richtig zu. Was mit ihm selbst passierte, war ihm egal, aber nicht, was mit den Sachen passierte, die er gern hatte. Das war der Trick. Die einzige Möglichkeit, daß er wirklich zuhörte und man ihn von etwas überzeugen konnte. Aber ich dachte, wenn dieser beschissene Glatzkopf zuhört, bring ich's nicht raus. Der mußte ja denken, ich hätte sie nicht alle.

"Es ist besser, du bleibst mit ihr eine Weile draußen, damit das nicht passiert."

"Was?" fragt er und setzte die Brille auf. "Was passiert da mit ihr?" Er fragte ganz laut, und ich antwortete ganz leise, und schnell, damit ich es hinter mir hatte: "Das ist Gummi, und wenn zuviel Wasser dran kommt, löst es sich auf, und du hast nur noch die Scheibe in der Hand."

Der Glatzkopf gluckste und murmelte was vor sich hin. Das ist immer so, das ist das Schlimmste, sie kapieren nicht, daß du einen Trick anwendest, sie denken, du hast sie nicht alle. Sie denken, du willst ihn verscheißern, einfach nur so. Aber ich wußte nicht, wie ich ihn sonst vom Wasser fernhalten sollte.

Er hatte sich die Brille auf die Stirn geschoben, und so stand er vor mir, tropfend, und mit Fäusten, weil er fror. Dann nahm er die Brille ab und guckte nach, ob sie sich schon irgendwo auflöste. Er war froh, weil sie wie immer aussah. Vorsichtig legte er sie auf die Decke und setzte sich daneben. Der glatzköpfige Plattfußindianer gluckste. Dieser dumme August.

"Dann warte ich noch", sagte Robert und betrachtete die Brille auf der decke, als könnte sie womöglich schon jetzt zerfallen. Dann guckte er in die Sonne.

"Nicht," sagte ich, "das ist nicht gut für die Augen."

"Es wird ganz rot. Man sieht lauter Rot!" Er griff sehr vorsichtig nach der Brille, setzte sie auf.

Ich lachte. "Du, das ist doch keine Sonnenbrille."

"Ist Sonne auch schlecht für das aus Gummi?"

"Ja."

Er nahm sie ab. Manchmal glaubte er wirklich jedes Wort von mir. Das war auch gut für ihn, sonst würde er sich an der Sonne die Augen verderben und im Wasser erfrieren. Was der Glatzköpfige dachte, juckte mich gar nicht.

"Du, Rainer, ist es schon lange genug?"

"Sie muß noch trocknen. Laß sie erstmal trocknen."

"Ja. – Und wie lange noch?"

"Noch ein Weilchen."

Da sagte er: "Ich gehe erstmal allein rein. Ich laß sie hier."

Eine Menge Leute beobachteten uns, glaube ich, oder sogar alle. Bis auf die Glatze und die Mädchen, die hatten genug. Weil sie am nächsten an ihm dran waren.

"Gut," sagte ich, und das war wieder ein Trick, "geh du ins Wasser und laß sie hier liegen, wirst dich schon freuen, wenn du wiederkommst."

"Warum?" fragte er sofort.

"Denkst du, ich komme nur mit dir her, um zu warten, bis du wieder aus dem Wasser bist, ja? Ich will aber auch ein bißchen was machen, mich in der Sonne ausstrecken – und vielleicht schlafe ich ein. Wer paßt dann auf die Brille auf? Jemand klaut sie." Das hatte ich leise gesagt, aber ich glaube, die Glatze und ein paar andere konnten es ganz gut hören.

Robert blickte sich um, als hätte er bis jetzt nicht gemerkt, saß noch mehr da waren. Er sah sie alle erst jetzt, aber wenn er erst mal jemand sah, dann richtig. Er sah die Mädchen. Er sah sicher nicht, daß es Mädchen waren und so, aber er sah, daß sie da waren, und er sah auch die Frau mit ihrem weißen Busen, die auf sie aufpaßte, und die ziemlich geschickt zu uns rüberschaute. Sie guckte so, als hätte sie Angst, aber für Robert sah sie sicher so aus, als wäre sie nicht abgeneigt, eine Taucherbrille zu entwenden, wenn niemand aufpaßte. Und der Glatzkopf auch, der sowieso. Und vor uns, ein bißchen entfernt, saß ein Pärchen, sie hatten sich gern und hörten uns gar nicht zu, aber ich wette, für Robert sahen sie wie gemeine Taucherbrillendiebe aus. Er hatte Angst gekriegt, und ich wußte, er würde draußen bleiben, bis ich sagte, die Brille könnte jetzt wieder Wasser vertragen. Es war eigentlich nur ein halber Trick, weil es ja wirklich passieren konnte, daß jemand sie wegnahm, das kam andauernd vor, daß wer bestohlen wurde, wenn er zu lange im Wasser blieb und seine

Klamotten allein ließ, oder wenn er, wie ich, einschlieft im Schatten. Es war herrlich, so mit dem Gesicht und der Brust im Schatten und den Beinen in der Sonne zu liegen und die Stimmen vom Becken zu hören, und wie das Wasser platschte. Dabei schlief ich fast immer ein. Es war ein richtiger Genuß.

Robert saß mitten in der Sonne. Ich dachte: Laß ihn. Er würde sowieso bald wieder ins Wasser gehen. Es lohnte nicht, jetzt noch ein großes Gerede wegen der Sonne anzufangen, und daß er sich einen Stich hören konnte.

Aber plötzlich waren auch meine Beine im Schatten. Jemand stand vor uns, in einer orangenen Badehose, und er hatte etwas um den Hals, das blinkte, ein Kettchen oder so.

"Gehörst du zu ihm hier?" fragte der, und zwar mich.

Robert sah ihn nicht an, er sah auch mich nicht an, er war ganz damit beschäftigt, darauf zu achten, daß die Taucherbrille bequem im Schatten lag. Der Mensch war der Bademeister, ich hatte ihn schon oft gesehen, aber bisher war er nie hergekommen, um zu fragen, ob Robert zu mir gehörte, kein einziges Mal.

"Er gehört zu mir, wir sind zusammen gekommen."

"Dann paß ein bißchen auf. Vorhin war er im Schwimmerbecken, jemand hatte ihn reingeschubst, aus Versehen. Er darf als Nichtschwimmer nicht auf den Rand klettern. Wenn ich nicht gerade dort gewesen wäre, könntest du ihn jetzt in der Horizontalen abtransportieren lassen. Er schreit ja nicht mal, er wartet seelenruhig darauf, daß er absäuft."

"Robert, du warst auf dem Rand? Ich hab dir doch gesagt, du sollst nicht auf den Rand klettern, bist du verrückt?!"

Robert schaute nach, ob die Taucherbrille gut lag. Er sagte nichts. Vorhin, als er erzählt hatte, er sei im Tiefen gewesen, konnte ich es nicht glauben. Ich hatte auch gar nicht darüber nachgedacht, es nur einfach nicht geglaubt.

"Entweder paßt du auf ihn auf, oder er kann nicht mehr herkommen. Der säuft mir ab, ohne daß ich es mitkriege."

"Ich passe auf, ich versprech's. Er klettert nicht mehr auf den Rand."

"Na, hoffentlich." Und dann ging er ganz ruhig weg. Dieser Bademeister war ein netter Kerl. Man wußte es nicht, wenn man nicht andere

Bademeister kannte. Die meisten konnten gar nicht reden, sondern nur wie die Irren schreien und weil sie so gut schwimmen konnten, braungebrannt waren und auch sonst stark aussahen, waren sie eingebildet, sie hockten fast nur bei den älteren Mädchen, wenn man sie überhaupt sah. Die meisten hätten wirklich nicht mitbekommen, wenn Robert abgesoffen wäre. Der hier schon. Und er war auch nicht gleich angerannt gekommen, als er Robert rausgefischt hatte, und sagte alles ganz ruhig. Das war sehr selten bei Bademeistern.

Ich wußte auch, warum Robert nicht geschrien hatte. Er war zu sehr damit beschäftigt gewesen, durch die Brille zu schauen und zu sehen, wie die anderen schwammen. Er hatte wohl erst in dem Moment gemerkt, wozu man eine Taucherbrille benutzt. Hoffentlich, dachte ich, will er sie jetzt nicht immer benutzen. Er hat ja keine Ahnung, daß er ertrinken würde, keinen blassen Schimmer. Ich mußte aufpassen. Hoffentlich gab es bald Regen, damit wir nicht mehr ins Bad konnten. Nur gut, daß der Bademeister so ein vernünftiger Mensch war und nicht glich wie irre herumschrie, obwohl auch er sehr gut schwimmen konnte und phantastisch aussah mit dem braunen Rücken, und die Mädchen sahen ihm ziemlich stark nach. Trotzdem dachte er nicht daran, sich wie ein Irrer zu benehmen.

Ich legte Robert von hinten die Hand auf die Schulter, und als er sich umdrehte, sagte ich lese: "Schön aufpassen, ja? Nicht wieder auf den Rand klettern! – Wenn du die Brille im Tiefen verlierst, findest du sie nie wieder, denk dran. Dort, wo das Wasser nicht so tief ist, wo du stehn kannst, findest du sie jederzeit wieder. Das verstehst du doch, ja?" Er nickte. Ich wollte meine Hand wieder von seiner Schulter nehmen, aber ich schaute gerade zur Seite, und da sah mich das eine Mädchen an, das stille, sah mich an, und ich sah sie an, ganz kurz. Sie lächelte. Mir war plötzlich, als hätte ich schon mal mit ihr gesprochen. Ich ließ ich meine Hand doch auf Roberts Schulter.

Ich merkte es an der Art, wie er ging, aber ich durfte nicht weich werden. Ich sah ihn von der Seite an und sagte: "Du wolltest ja nicht hören. Bis zur letzten Minute im Wasser rumhüpfen und dann keine Unterhose dabei haben."

Er nickte. Garantiert hätte er das bis nach Hause ausgehalten, mit der nassen Badehose unter der Jeans, aber ich stellte mir vor, was seine Mutter sagen würde, wenn er sich zu Hause auszog. Und es war sicher unangenehm. Es wurde auch schon kühler.

Ich sah mich um. Der Wiesenweg lag ganz verlassen da, vor uns und hinter uns, und auf der Seite, die an die Gärten der Wochenendhäuser grenzte, standen überall Büsche. Mit vielen Blättern. Aber der Wiesenweg hatte auch mal ein Ende, und dann kam die Stadt.

"Warum hat dir deine Mutter keine Unterhose in den Beutel gesteckt?"

Er zuckte die Achseln.

"Daran muß sie aber denken. Sie weiß doch, daß du immer bis zuletzt im Wasser bleibst."

"Ja."

"Und warum gibt sie dir keine Unterhose mit?"

"Es gibt sicher Gewitter", sagte er. Es war nicht so, daß er sich vor Gewitter fürchtete und vielleicht meinte, wir sollten schneller gehen, er beobachtete eben gut. Er wußte, wenn die Luft so komisch roch und die Wolken sich zusammenschoben, als hätten sie keinen Platz am Himmel, gab es meistens Gewitter. Dumm war er nicht.

"Warte", sagte ich.

Er blieb ziemlich breitbeinig stehen, den Campingbeutel unterm Arm, und ich sah mich um.

"Wir gehen jetzt da rüber in die Büsche, und du ziehst die nasse Badehose aus."

"Ja", sagte er, sehr erleichtert, glaube ich.

"Wenn du sie ausgezogen hast, ziehst du die Jeans wieder an, verstanden?"

"Ohne ... Unterhose?"

"Ja," sagte ich, "du ziehst einfach die Jeans an. Bis heim geht's schon. Oder willst du so bleiben?"

Er schüttelte den Kopf. Manchmal wußte er ziemlich genau, was er wollte.

"Gut, dann mach es jetzt. Ich stelle mich vor den Busch und warte. Ja?"

"Ja." Aber er wußte schon, da er es wahrscheinlich nicht ganz allein schaffen würde. Er machte so ein Gesicht. Aber er stieg zwischen die Büsche.

"Bring die Badehose dann mit raus. Hörst du?"

"Rainer – ?"

"Ja?" fragte ich, grinsend, weil es so komisch war, daß seine Stimme aus dem Grünzeug kam.

"Warte aber!"

"Klar", sagte ich. "Beeil dich, wir sind schon spät dran. Und vergiß nicht, die Badehose dann mit rauszubringen, die wird noch gebraucht. Ja?"

"Ja", sagte der Busch und wackelte dabei.

Ich hätte ihm nicht sagen dürfen, daß er sich beeilen sollte, jetzt war er zu aufgeregt, um mit dem Reißverschluß fertig zu werden. Es dauerte und dauerte. Der Busch wackelte wie verrückt.

"Rainer?"

"Keine Angst, ich warte. Mach langsam."

"Ich ... ich ... "

"Laß dir Zeit", sagte ich.

"Ja."

Da sah ich welche kommen. Sie verließen die Straße, die zwischen dem Bad und der großen Wiese lag, und gingen über die Holzbrücke. Da war nämlich irgend so ein Bach.

"Rainer?" rief Robert.

Ich dachte: Das kann noch ewig dauern mit dem. Und die kamen. Es waren zwei Kerle und zwei Schicksen. Sie gingen schon auf dem Wiesenweg. Ich dachte: Gleich sind sie hier.

"Rainer!?"

"Bist du soweit?" fragte ich den Busch.

"Nein. Es ... geht ... nicht."

Ich nahm den Campingbeutel auf. "Du, ich geh schon mal los, komm du dann nach! Und vergiß die Badehose nicht!"

"Warte doch, Rainer!"

Aber die waren schon fast da. Ich hörte sie quatschen und so. Ich ging langsam los. Hinter mir hörte ich den Busch rascheln, und Robert sprach mit sich selbst, weil er sehr aufgeregt war. Dann ging ich schneller. Und noch schneller. Und dann rannte ich. Rannte immer weiter, mit dem Campingbeutel. Ich wollte es nicht hören. Ich wollte nichts hören.

Auf den Stufen vom Postamt setzte ich mich hin und wartete. Es dauerte. Ich guckte zum Himmel, und dann legte ich das Kinn auf den Campingbeutel. Seine Sachen rochen immer so komisch, nach Zitrone oder so. Die Wolken hatten tatsächlich keinen Platz am Himmel, sie schoben sich immer dichter zusammen.

Dann kam er die Straße entlang.

"Da bist du ja endlich."

"Ja", sagte er und nahm mir den Campingbeutel ab.

"Du hast lange gebraucht, was?"

Er nickte und preßte den Campingbeutel an sich.

"Deine Mutter wird schimpfen. Weil wir so spät kommen."

"Ja", sagte er, und wir gingen los.

"Jetzt hast du deine Badehose doch liegengelassen, was?"

"Ja", sagte er nur und schaute geradeaus, aber nicht auf den Bürgersteig. Er zitterte kein bißchen, das war selten und sonderbar.

"Robert? Das mit der Badehose ist nicht so schlimm. Wir holen sie morgen. Liegt sie dort im Busch?"

"Ja."

"Oder auf dem Weg? Hast du sie später verloren?"

Er zuckte die Achseln und hielt den Campingbeutel ganz fest gegen die Brust gedrückt. Seine Finger waren schon weiß. Ich legte einen Arm um seine Schulter. Da begann er wieder zu zittern.

Im Treppenhaus erklärte ich ihm: "Du darfst deiner Mutter nicht sagen, daß du im Tiefen warst, verstanden?"

"Warum nicht?" fragte er gleich.

"Weil sie sich dann Sorgen macht und so. Du weißt, sie macht sich immer Sorgen, – ja? Sie fragt, warum du im Tiefen warst, du erzählst ihr das von der Brille, und gleich nimmt sie sie dir weg."

"Nein."

"Wenn sie sich Sorgen macht, dann schon, dann muß sie sie dir wegnehmen, damit du nicht wieder ins Tiefe gehst. Aber wenn du es ihr nicht sagst, weiß sie es ja nicht. Dann kannst du die Brille behalten."

"Ich ... sage nicht ... was vom Tiefen."

"Gut. Aber was sagst du, wenn sie dich nach der Badehose fragt? Was du damit angestellt hast?"

Bei jeder Frage stiegen wir zwei Stufen höher. Sein Pulli steckte unten nicht in der Jeans, und als ich das in Ordnung bringen wollte, damit er vernünftig aussah, denn der Pulli war schrecklich lang, merkte ich, daß er den Hosenstall nicht richtig zugemacht hatte, der Reißverschluß war noch halb offen. Ich tat, als hätte ich es nicht gesehen. Ich wollte ihm nicht noch was einklemmen. So zog ich ihm wenigstens den Pulli glatt runter, das sah auch ziemlich vernünftig aus.

"Was sagst du wegen der Badehose?" fragte ich.

"Weiß nicht."

"Du sagst, du hast sie im Bad vergessen, und wir bringen sie morgen mit. Verstanden? Man kann ja mal was vergessen, oder?"

"Ja."

"Und sag nicht, daß du bis zum Schluß im Wasser warst. Sie denkt, du erkältest dich. Sie denkt, du bist so lange drin, weil du mit der Brille tauchst, und dann nimmt sie sie dir weg. Und vergiß morgen nicht die Unterhose. Oder wollen wir morgen nicht gehen?"

"Doch", sagte er schnell.

"Na gut. Wenn deine Mutter nichts fragt, aber meine, sage ich, wie alles war, ja? Und du sagst nichts, das ist besser. Sonst gibt sie dir morgen die Brille nicht mit."

"Doch. Ich will ... sie mitnehmen ... morgen. Ich sag nichts ... an deine ... Mutter."

"Gut. Jetzt gehen wir rein, ja?" fragte ich.

"Es gibt sicher Gewitter."

"Sicher. Wir gehen jetzt erst mal rein. Komm."

"Rainer, warte ... auf mich."

Wir gingen zusammen rein, nebeneinander, weil er mir auf einmal irgendwie leid tat.

Sie fragten aber nicht so viel, wie ich gedacht hatte. Roberts Mutter sagte nur: "Da kommen ja unsere großen Jungen. Warum denn so spät, hm, Robert? Hat euch jemand geärgert unterwegs?"

Ich schüttelte den Kopf, und Robert ging mit seinem Campingbeutel durchs ganze Zimmer zu der anderen Tür. Da blieb er stehen und sah mich an.

Seine Mutter fragte mich: "War wirklich nichts? Seid ihr nur wieder nicht aus dem Wasser gekommen, ihr Rabauken?"

Ich lächelte und hoffte, Robert würde den Mund halten.

"Wir gehen dann auch gleich", sagte meine Mutter. "Hörst du, Rainer?"

Es waren noch andere Frauen am Tisch. Sie sahen uns an, Robert und mich. Sie hatten sonderbare Blicke. Ich schaute zu Boden. Die eine Frau fragte: "Ganz allein im Bad? Wie erreichen Sie denn dieses hohe Maß an Selbständigkeit?"

"Das ist nur durch Training zu schaffen", sagte Roberts Mutter. "Und man muß Vertrauen in ihre Fähigkeiten haben. Entmündigen hat einfach keinen Sinn."

"Das ist auch meine Meinung", sagte die Frau und sah mich ohne Unterbrechung an.

Meine Mutter nickte mir zu. "Jetzt geh noch ein bißchen zu Robert. Die Mama bespricht noch was, ja?"

Ich sah sie an und wollte sagen, daß sie sich keine Sorgen machen sollte, weil Robert und ich wirklich gut miteinander auskamen, was ja stimmte, aber die Frauen am Tisch schauten mir alle auf den Mund. Jede sah mich so an wie meine Mutter.

Ich sagte nichts und nickte nur.

Meine Mutter lächelte. "Gut. Fein."

Ich nickte wieder.

"Rainer," sagte Robert, "kommst ... du?"

Eine nette Affäre

Es ist die erste Umarmung nach sechs langen Wochen, in denen sie sich nicht gesehen, nicht miteinander gesprochen, nichts voneinander gehört haben.

Ellen fürchtet sich davor, den Jungen aus ihren Armen zu lassen, und doch weiß sie, daß sie sich in den nächsten Sekunden von ihm lösen wird – schon um ihm in die Augen sehen zu können.

Aber es haftet noch zuviel von der Welt, die hier nichts zu suchen hat, an ihr. Sie denkt, wenn auch verschwommen, an Georg, den sie mit dem Jungen in ihren Armen betrügt. Und sie denkt an Sonja, die sich vielleicht gerade in diesem Moment fragt, was um Himmels willen ihre Mutter treibt, wenn sie immer wieder vorgibt, in eine Nachbarstadt zum einkaufen zu fahren, aber nie etwas Großartiges mitbringt. Sonja ist viel hellhöriger als ihr Vater, sie beobachtet genauer und stellt durchaus verfängliche Fragen – und, natürlich, nirgendwo steht geschrieben, daß eine Tochter ihrer Mutter blind zu vertrauen hat. Nur, was ist mit Georg, vertraut der ihr blind?

Gedanken, die sie quälen, die sie andererseits aber auch ernüchtern; sie denkt kühl: wenigstens kenne ich den Preis. Angst.

Schließlich, in Marcos Armen, fällt all das von ihr ab. Er hält sie mit ungewöhnlicher Kraft, ohne derb zu werden, und sie spürt im Zentrum dieser Kraft jene Schwäche, die es ihr erlaubt, zärtlich zu sein.

"Nicht so stürmisch," sagt sie leise, "du zerdrückst mir die Bluse." Dabei streichelt sie seinen Nacken.

"Deine Bluse. Wenn du sonst keine Sorgen hast."

"Nein, sonst keine."

"Du glücklicher Mensch", flüstert Marco. Seine Hände gleiten von ihrem Rücken ab. "Du riechst gut", meint er, und die Art, wie er das sagt, rasch und verlegen, offenbart aufs neue seine Jugend, seine jugendliche

Unbeholfenheit. Das ist rührend und anziehend, jedesmal wieder. Ellen fragt sich verwundert, weshalb sie ihn, fern von seinen Blicken und Armen, für einen fertigen Menschen hält, für einen erwachsenen Mann. Es ist wohl so, daß sie ihn sich erwachsen und männlich wünscht. Was tun sie in diesem engen Bungalow, sich gegenseitig ihre Schwächen eingestehen?

"Du hast dir das Haar schneiden lassen?" fragt sie, und er antwortet, nachlässig, mit einem Achselzucken: "Ich kann nicht ewig wie ein Hippie herumlaufen."

"Oh, es gefällt mir. Es sieht besser aus so." Sie hat sagen wollen: männlicher.

Er lächelt matt, ganz so, als halte er es für möglich, daß sie lügt, um ihm eine Freude zu machen. "Ist es nicht reichlich kahl?"

"Ach," Ellen lacht und streichelt seinen Hinterkopf, "so kurz ist es nun auch wieder nicht."

Er grinst und zieht sie in seine Arme.

"Deine Frisur gefällt mir übrigens auch", sagt er mit einer Stimme, in der sich auf faszinierend-verführerische Weise Bewunderung und zynische Besitzergreifung mischen. Sie zausen sich gegenseitig das Haar und lachen dabei wie Kinder, die, halb böswillig und halb verspielt, ihre Kräfte messen.

Von den drei gerahmten Fotografien an der Wand sehen ihnen drei Fußballmannschaften zu. Ellen streift sie mit einem Blick, lächelnd. Was schaut ihr, ha? Vielleicht würde sie sich schuldig fühlen, wenn das hier aus freien Stücken geschähe. Aber nein, sie kann gar nicht anders, es ist wie ein Sieg für sie, vierzig Kilometer durch Wald und Heide und Siedlungen zu fahren, um sich in einem abgelegenen Bungalow mit einem fremden Jungen zu treffen, einem unzulässig jungen Geliebten. Unzulässig, weil es Normen gibt. Und die Gesellschaft braucht Normen, sonst endet alles im Chaos.

Dies hier läuft wider die Norm. Ellen weiß, sie schlägt tausend unausgesprochene Warnungen in den Wind, um sich einem Gefühl zu ergeben, das seinesgleichen sucht in der vollgepackten, hoffnungslos geregelten Welt ihrer achtunddreißig Jahre. Marco ist einundzwanzig. Ihre Tochter ist eben siebzehn geworden. Aber was sie viel mehr erschreckt, ist die Tatsache, daß sie selbst einmal so jung gewesen sein muß, jünger noch, und unvermittelt fragt sie sich, wie Marco sein wird, wenn er

achtunddreißig ist. Vielleicht hat er dann ein Verhältnis mit einer Zwanzigjährigen. Der Gedanke erwärmt, belustigt sie aber auch ein wenig; sich Georg in einer ähnlichen Situation vorzustellen, vermeidet sie jedoch.

Sie wirft noch einen Blick auf die straffen, schweren Körper der Fußballer, auf ihre selbstbewußten Gesichter. Es scheint undenkbar, daß sie jemals ein Spiel verloren hätten oder in Zukunft verlieren könnten. Ihr fällt ein, daß sie als junges Mädchen alle Sportbesessenen maßlos beneidet hat. Läufer, Springer, Schwimmer leben wie in einer eigens für sie geschaffenen Welt, sie ordnen sich ihrer Leidenschaft vollkommen unter. Ihr dagegen war es bis vor kurzem nicht einmal möglich, eine Woche lang auf Kuchen und Fleisch zu verzichten. Seit sie Marco kennt, achtet sie ganz selbstverständlich auf ihre Figur. Zwei oder drei von den Röcken, die sie so mag, aber nicht mehr anziehen konnte, passen nun wieder. Georg war ebenso entzückt wie erstaunt, sie bei Turnübungen zu sehen. Sie hatte ihm ins Gesicht gesagt: "Das würde dir auch guttun, bei deinem Bauch." Georg hatte seinen Bauch begutachtet und war gegangen.

"Komm doch", sagt Marco.

Sie lächelt und geht hinüber zu ihm und streichelt seine Brust. Er trägt ein hellblaues Hemd ohne Kragen, die obersten Knöpfe sind geöffnet.

"Du bist schön," sagt er plötzlich, "so schön, daß ich es manchmal nicht aushalten kann."

Sie lacht. "Mach es wie ich, trag es mit Fassung."

"Du könntest praktisch jeden Mann haben, den du willst."

"Jeden", versichert sie ernst. "Aber man sollte sich auch in der Liebe nicht übernehmen." Dann: "Zählst du dich etwa schon zu den Männern?"

Einen Moment lang sieht er aus, als würde er am liebsten davonlaufen, aber dann beugt er sich grinsend vor und gibt ihr einen Kuß auf die Nasenspitze.

"Ich bin immerhin einundzwanzig. Ja, ich weiß, für dich bin ich ein kleiner Junge. Aber du mußt zugeben, daß ich ein netter kleiner Junge bin."

"Ja." Sie läßt sich einen zweiten dieser spöttischen Küsse geben, denn Marco besitzt in ihren Augen alle Freiheiten, die er sich nimmt. Er ist ihr Geliebter, nicht ihr Mann. Und was weiß sie denn von seinem Leben, worüber sollte sie urteilen? Sie kennt nur diesen Bungalow.

Über einem der selbstgezimmernten Regale hängt ein handgemaltes Schild, grelles Rot auf Holz:

***Erfolg hat im Leben und
Treiben der Welt, wer Ruhe,
Humor und die Nerven behält.***

Sie liest es jedesmal, wenn sie hier zusammen sind, immer wieder, und jedesmal wieder ist sie neu verärgert und besorgt – besorgt vor allem deshalb, weil sie argwöhnt, diese simplen Rezepte könnten in der Tat die einzig brauchbaren sein. Es ist heiß in dem Bungalow mit den drei schmalen Betten. Sie kann kaum atmen, aber die Beklemmung, die sie empfindet, rührt wohl eher daher, daß sie eingesehen hat, wie wenig Marco sie im Grunde interessiert. Sie fühlt ein Frösteln, trotz der Wärme.

"Wie lange kannst du bleiben?" fragt Marco, während er beginnt, sich auszuziehen.

"Nicht sehr lange."

"Lange genug – ?"

"Ja, lange genug schon", sagt sie abwehrend. Dann denkt sie, verwirrt: Ach was, genieße es, alte Dame, genieße es, solange du es hast.

Und sie genießt es ja. sie tastet Marcos schmalen, harten Körper, der sie an die Körper all der namenlosen Sportler erinnert, so selbstsicher ab, wie man es im Dunkeln tut, sie berührt ihn, wie sie es niemals bei Georg wagen würde, der auch viel größer und viel schwerer ist als sie. Marcos braune Augen sind, wenn sie sich gegenüberstehen, auf einer Höhe mit ihren, und seine Magerkeit erlaubt es, daß ihre Arme ihn in Besitz nehmen. Doch dieser Umstand ist es zugleich, der sie ihr Alter stärker spüren läßt, sie ist achtunddreißig, Punkt, nur gemahnen diese achtunddreißig Jahre sie eben daran, alles, was sie zu tun beabsichtigt, jetzt zu tun, die Zeit nicht länger nach Monaten und Jahren zu messen, sondern nach Stunden und Minuten. sie umarmt Marco, er küßt sie, und wieder schiebt sie ihn sanft von sich. Er ist hilflos und erregt, sie wird ihn, des Spaßes wegen, noch eine Weile hinhalten.

"Ich habe dir etwas zu essen mitgebracht. Einen Broiler. Hoffentlich hat er sich ein bißchen warm gehalten in der Folie."

"Bei den Außentemperaturen kein Problem", sagt Marco lachend und steigt aus der Jeans.

Die sommerliche Hitze staut sich wahrhaftig unerträglich in dem Raum.

Ellen wendet sich ab, um das Fenster zu öffnen. Es kommt jedoch keine frische Luft herein, nur der eigentümliche, atemberaubende Geruch des Waldes, der gleich hinter dem Bungalow beginnt. Sie versucht, nicht darüber nachzudenken, wann Georg, Sonja und sie das letztmal einen Waldspaziergang unternommen haben.

"Ist irgendwas?" fragt Marco. Er trägt nur noch die Unterhose. Sie möchte lachen, sieht sich für einen Moment wieder als das sechzehnjährige Mädchen, das noch keinen Mann gehabt hat. Ist sie wirklich einmal ein unerfahrener, frostiger Backfisch gewesen, in *diesem* Leben? Wie sehr sie sich verändert hat. Heute betrügt sie, ohne sich dabei billig vorzukommen, ihren Mann mit einem halben Kind, und sie will nicht einmal wissen, warum sie das tut. Es würde nichts ändern.

Bis vor kurzem noch hat sie geglaubt, Sonja zu viele Freiheiten gelassen zu haben. Es kommt vor, daß die Nachbarn sich beschwerten, über die laute Musik, wenn die Tochter mal "sturmfreie Bude" hat, über Motorräder, die Einfahrten blockieren, über Sonjas ganzes Auftreten. Man hält sie allgemein für schlecht erzogen. Ein Versagen der Mutter? Wie oft hat sie mit Georg darüber diskutiert. Dabei war ihnen, wenn sie es recht bedenkt, die Meinung der Nachbarn wichtiger gewesen als Sonjas, der Frieden in der Straße nötiger als ihr Einvernehmen mit der eigenen Tochter. Seit wann ist ihr das bewußt? Vielleicht hat das intime Verhältnis zu Marco ihr etwas von ihrer Jugend zurückgebracht. Plötzlich weiß sie wieder, wie sie mit siebzehn gewesen ist.

Sie blickt aus dem Fenster hinaus auf den Wald, beinahe hat sie Marco vergessen.

Man kann sich nicht vorstellen, wie man mit siebzehn war, ohne an die Jahre danach zu denken. Sie erinnert sich sehr genau an Bernd, den Elektriker, ihre erste Liebe. Er hat im Haus ihrer Eltern die Leitungen neu verlegt. Den hätte sie gern behalten, aber er war schon in festen Händen, ein Kind war unterwegs. Ein Jahr später lernte sie den sensiblen Ludwig

kennen. Er gab sich aufmerksam und verständnisvoll, er brachte ihr, da er in einer Gärtnerei arbeitete, oft Blumen mit. Aber er hatte sich geschworen, nicht zu heiraten. Die Verantwortung für eine Ehefrau und womöglich ein Kind, fand er, würde er niemals tragen können. Dann kam schon Georg. Er hatte ein Segelboot und konnte gut damit umgehen. Sie folgte ihm zum Wasser. Und später zum Altar. Sie wurde schwanger. Sonja erblickte das Licht der Welt nur unter Schwierigkeiten und wesentlich später, als vorgesehen war. Heute spottet ihre Tochter darüber: "Am liebsten wäre ich gar nicht gekommen. Aber was hat man schon für eine Wahl." Das Kind, die Arbeit im Kosmetiksalon, Haushalt, der Mann, ab und an ein Flirt mit einem Bekannten, peinlichst in den Grenzen des Zulässigen – und die Zeit verrinnt. Verrinnt zwischen tapezierten Wänden und gepflegten Rosenstöcken, zwischen langweiliger Hausarbeit und dem allmorgendlichen Kaffeeklatsch im Salon, zwischen Theatervorstellungen, die man genießt, und den regelmäßigen Vorstellungen jedes zweite Wochenende bei den Schwiegereltern, die man erträgt – und die Zeit läuft davon. Gleichgültig, was geschieht. Wie soll man wissen, was wichtig ist, wenn alles vergeht.

Der Wald da draußen. Er ist dicht und sieht gesund aus. Alles sieht auf die Entfernung gesund aus. Sie hat nun fast Angst, sich Marco zuzuwenden. Er ist, ob sie es sich eingesteht oder nicht, eine Bedrohung für sie, eine Gefahr für ihre – manchmal scheint es ihr so – mühsam erzwungene Ruhe. Aber dann wird sie von ihrer Sanfttheit überwältigt und, sie empfindet es deutlich, gerettet.

"Willst du nicht erst den Broiler essen?" fragt sie. "Ich höre deinen Magen bis hierher knurren." Sie geht zu ihrer grünen Reisetasche, zieht lächelnd den Reißverschluss auf und sucht blind nach dem in Aluminiumfolie verpackten Huhn. Dabei spürt sie, wie das Blut langsam in ihr zu sinken beginnt, wie es sich in ihrem Unterleib sammelt, in einer Schwere, ähnlich wohl der, wie sie ein Mann empfindet, wenn er begehrt. Und schließlich weiß sie, daß es genau das ist, was sie von Marco will: Er soll ihre Ruhe stören.

Sie reicht ihm, der verwirrt auf seine nackten Füße schaut, das Huhn und berührt dabei absichtlich nachlässig seinen Unterarm. Marco legt das Huhn

auf den kleinen Tisch und kommt zu ihr. Sie hören, wie hinter dem Bungalow im Wald ein Vogel aufschreit, als hätte ihn etwas erschreckt.

Marco liegt in ihren Armen wie sie sonst in seinen, und allmählich wird sein Atem ruhig.

Er sagt, betroffen, als staune er selbst darüber: "Du bist der einzige Mensch, der mir was bedeutet."

Ellen lacht, aber etwas in ihr wird starr und kalt, als sie erwidert: "Das kommt dir nur im Moment so vor."

"Nein."

"Aber bestimmt. Denk an deinen Vater, deine Schwestern, deine Kollegen in der Druckerei, deine Freunde ..."

Marco schweigt. Er scheint sich diese Leute tatsächlich mühsam ins Gedächtnis rufen zu müssen. Mehr, als daß sie alle existieren, weiß Ellen übrigens nicht von ihnen.

Der einzige Mensch ... er hat nicht gesagt: die einzige Frau. Was er von ihr will, bezieht sich nicht mehr ausschließlich auf ihr Geschlecht. Aber was kann er dann wollen, was denn noch? Was kann sie ihm sein in den paar Stunden, die sie miteinander verbringen? Das Einfachste wäre, ihm diese Frage zu stellen – das Einfachste und das Unmöglichste, denn sie möchte sich nicht aufwühlen. Aber sie spürt, daß die Rolle, die sie bisher gespielt hat, von ihr abfällt, und das ängstigt sie. Ihre Hand in seinem Nacken, das ist keine rein weibliche zärtlich-vergebende Berührung mehr, jedenfalls nicht nur das, es ist auch die Geste eines Freundes, eines mitfühlenden Menschen eben, der Trost spendet. Im Vorübergehen. Sie hat zu Hause ihre Pflichten, die sie nicht vernachlässigen darf. Sie zwingt sich, an diese Pflichten zu denken, während Marco ihren Hals und ihre Brust mit seinen Lippen und den Fingerspitzen liebkost, hingebungsvoll, stumm. Vielleicht ist er so rückhaltlos, weil er sich ihr unterlegen fühlt.

Es gibt in seinem Leben, von ihr abgesehen, wohl keine Höhepunkte, er besitzt, an materiellen Dingen, so gut wie nichts, wohnt noch bei seinem Vater, kurz, er hat in seinem Leben noch nichts Vorzeigenswertes geleistet. Sie dagegen ist verheiratet, hat eine fast erwachsene Tochter, ein Haus, ein schönes Auto, sie ist attraktiv, einigermaßen gebildet, kulturell interessiert, noch immer begehrenswert. Er hat allen Grund, sie anzubeten. Als Frau.

Aber er sagt: Der einzige Mensch. Das klingt wie die Aufforderung: Sei mein Freund.

Ihr Ehemann macht es sich nicht so schwer. Georg kann Frau und Freunde sehr gut unterscheiden. Er möchte, daß sie schön und gepflegt ist, er führt sie gern aus und verwöhnt sie, wenn er Zeit hat, er plaudert auch mal mit ihr über Bücher und Filme, aber für tiefeschürfende Gespräche gibt es Kollegen und Freunde. Wenn er deprimiert ist, zieht er sich in sein Arbeitszimmer zurück und setzt sich an seinen Computer. Er bekämpft Trauer und Schmerz, indem er schweigt. Oder er läuft in eine Kneipe, betrinkt sich und erzählt dem ersten besten, was er seiner Frau niemals anvertrauen würde – so stellt sie sich das vor. Früher hat sie sich gesagt: Männer sind so, das ist ihre Natur. Heute weiß sie, es geht auch anders.

In Marcos Augen liegt immer der unmißverständliche Wunsch: Nimm mich bitte ernst. Aber wenn sie diesen Jungen wirklich liebt, will sie es nicht wissen. Er hat sein Leben und sie ihres. Die wenigen studnen im Monat, die sie sich sehen.

Marco greift nach ihrer Hand, und ihre Finger beginnen einen lautlosen, energischen Kampf. Marco umklammert ihr Handgelenk und sie seines. Sie ist stärker, oder er läßt sie gewinnen, jedenfalls zieht sie ihn auf ihre Seite des Bettes, und er gibt auf. Seit einiger Zeit weiß sie, daß sie es Marco verdankt, wenn sie wieder gern mit Georg schläft, diesem einst geliebten, bewunderten Mann. Heute ist Georg ihrem Körper und ihrem Verstand nicht mehr als ein halbwegs Vertrauter, aber die Tatsache, daß es neben ihm noch Marco gibt, macht sie rücksichtsvoll und toleranter gegen ihn. Er ist ihr Gatte, der Vater ihrer Tochter, und sie weiß, sie trägt Verantwortung dafür.

Schöne Phrasen. Bs vor einem Jahr ist sie damit noch über die Runden gekommen, aber heute? Manchmal ist ihre Anwesenheit einfach notwendig, damit Georg Sonja oder deren Freund nicht aus dem Haus wirft. Einmal hat er sie mit ihm im Badezimmer beim gemeinsamen Duschen überrascht, seitdem sind die beiden für ihn ein rotes Tuch. Aber noch mehr quält ihn wohl, daß Sonja kein Verständnis für seine Arbeit aufbringt; sie ist der Meinung, Computerfachleute hätten entschieden Anteil am "galoppierenden Ruin der Menschheit". Georg möchte sich nicht

tagein, tagaus die Frechheiten seiner Tochter anhören. Da suchen sie jemanden, der schlichtet.

Marco bewegt sich spielerisch auf ihr, und sie muß lachen. Manchmal liegen sie einfach so da, nackt, der eine lauscht auf den Herzschlag des anderen, nichts geschieht, und doch ist es keine vertane Zeit. Früher hatte sie nie ein schlechtes Gewissen, wenn sie sich sagte: Ich muß für einen Mann, für ein Kind, für ein Haus sorgen, ich bin berufstätig und ausgelastet. Der Zahn der Zeit. Früher war sie versessen darauf gewesen, glücklich zu sein. Wenn sie heute von sich sagt: ich bin ausgelastet, dann klingt das erbärmlich.

Sie streichelt Marcos Rücken, seine Schultern und seinen kleinen Hintern. Dann drängt sie ihn zur Seite und zwingt ihn unter sich. Er lacht. Da beginnt sie, ihn mit äußerster Gründlichkeit durchzukitzeln.

Beschäftigung contra Grübelei. Nur nicht zu viel denken. Das sagt auch Georg immer. Sie wohnen in einer großen Stadt, es gibt Abwechslung genug. Sobald eine Ehekrise im Anzug ist – Georg hat dafür ein feines Gespür –, wird ein Theaterbesuch geplant, ein Tanzabend oder eine Party mit Bekannten, von denen sie, dank Georgs ausgeprägtem Drang nach Geselligkeit, mehr als genug haben. Er gibt sich große Mühe, keine Stille aufkommen zu lassen zwischen ihnen.

Daran denkt sie, während Marcos Hand leicht ihren Bauch berührt, ihren Schenkel streift. Er ist vom Lachen noch ganz außer Atem.

Warum nur hat sie das Gefühl, dies hier sei ihr wirkliches Leben? In Marcos Armen fühlt sie sich weder geborgen noch beschützt, er gibt ihr nichts, worauf sie bauen könnte, und doch, hier ist sie mehr zu Hause als bei Georg, hier ist sie bei sich. Auf eine ganz neue Art. Niemals könnte sie mit Georg darüber reden, was ihr bei ihm fehlt, und Marco erträgt es nicht, wenn sie in seiner Gegenwart von Georg spricht, das ist verständlich. Mit Marco muß sie sich vor der Welt verstecken – mit Georg gibt es kein Abenteuer mehr.

"Ihr kommt nicht oft hierher, was?" fragt sie schuldbewußt.

"Mit den Jahren immer seltener." Marco rollt sich auf den Rücken und schiebt einen Arm unter den Kopf. "Cornelia wohnt bei ihrem Freund, und Annett will heiraten. Die sind aus dem Haus. An dem Bungalow ist keiner interessiert. Ohne Stromanschluß, ohne fließend Wasser, so weit ab vom

Schuß. Mein Vater kommt manchmal noch her, allein, am Wochenende. Er geht in den Wald, um zu fotografieren."

"Was fotografiert er da?" fragt Ellen. Sie stützt sich auf einen Ellenbogen und betrachtet ihren Geliebten, seinen Brustkorb, der sich langsam hebt und senkt, seinen Bauch mit der Narbe, das gekräuselte, tiefdunkle Haar darunter.

"Was er fotografiert? Ach. Er zeigt ganz selten Bilder. Er hat Aufnahmen vom See gemacht. Den See mag er lieber als den Wald. Aber ich glaube," er zögert, sein Brustkorb hebt sich schneller, "ich glaube, er kommt nur her, wenn er es mit uns nicht mehr aushält."

"Will er nicht wieder heiraten?" fragt sie unvermittelt, spürt aber, daß es sie zu wenig interessiert.

"Ich weiß nicht. Ein paar Anläufe hat er schon unternommen. War nie das Rechte. Er ist wählerisch. Mit den Jahren läßt wohl auch sein Mut nach."

Das kann sie sich gut vorstellen. Aber sie will es nicht. Sich in den Kummer seines Vaters zu vertiefen, würde bedeuten, sich in Marcos Kummer zu vertiefen, und sie liegen nicht hier, um Psychoanalysen zu betreiben.

"Woran denkst du?" fragt Marco.

Sie lächelt. "An dich."

"Fragst du dich manchmal, ob ich noch andere Frauen habe?"

"Ja." Aber, denkt sie sofort, ohne den geringsten Widerwillen zu empfinden, es ist nicht wichtig. "Und? Hast du noch andere Frauen?"

Er sieht ihr in die Augen. "Nein." Dann sagt er, rasch und verlegen: "Es ist wahnsinnig heiß hier drin."

Zweifellos nimmt er ihre Beziehung ernst. Was kann sie ihm sagen? Wohl kaum: *Steigere dich nicht so hinein*. Sie will ja, daß er die Sache ernstnimmt. Auch das ist neu. Es hebt sich vollkommen von den anderen Beziehungen in ihrem jetzigen Leben ab. Die Partys bei Freunden und Bekannten. Es sind immer mittelmäßig inszenierte Komödien, mit Hauptdarstellern und Komparsen. Da steht sie manchmal mit ihrem Glas in einer Ecke des Raumes und kann es nicht fassen, wieviel Mühe diese Leute aufwenden, um ihre wahren Empfindungen zu verbergen, aber eine Minute später mischt sie sich selbst in ein völlig belangloses Gespräch über Damenoberbekleidung ein und ist plötzlich Teil des Ganzen, willenlos,

fasziniert, gedemütigt. Offenbar meint sie es nun mal nicht ernst mit ihrem Leben. Wenn es so ist, dann teilt sie diesen Zustand mit tausend, hunderttausend anderen.

Was geschieht jetzt mit ihr? Wieso fragt sie sich neuerdings, ob Georg sie überhaupt liebt, jemals geliebt hat, ob er auch nur ahnt, was Liebe ist? Es hat ihr genügt, an seiner Seite zu sein. Ein Computerfachmann. Das schmeichelt der Eitelkeit, so einen klugen, ehrgeizigen, angesehenen gutverdienenden Mann zu haben. Hat sie sich nicht für zufrieden gehalten? Für angekommen?

"Und woran denkst du jetzt?" fragt Marco nach einer Weile des Schweigens.

"Daran, daß ich aufstehen, mich anziehen und heimfahren werde."

"Was denn, jetzt schon?" fragt er ebenso enttäuscht wie mißtrauisch. "Kannst du nicht noch bleiben? Hierher kommt niemand, das weißt du doch. Hast du Angst?"

"Nein", sagt sie und erhebt sich vorsichtig, ganz so, als fürchte sie, ihn durch hastige Bewegungen zu verschrecken. "Ich muß heim. Iß den Broiler, bevor du zum Bus gehst."

"Ja, Mama", sagt er spöttisch.

"Laß das. In Ordnung?" Sie hat ihr Kind, ihre Tochter zu Hause, er ist alles andere als ihr Kind. Sie kommt zurück zum Bett und streicht leicht mit den Fingerspitzen über die Narbe an seinem Unterleib.

Er hat mit sechzehn Jahren einen Blinddarmdurchbruch gehabt und ist fast daran gestorben. "Nur fast," hat er berichtet, "ich kann nichts vernünftig zu Ende bringen" Sie ist erschrocken gewesen und hat geantwortet: "Dummkopf, wolltest du vielleicht mit sechzehn Jahren sterben?" Da hat er geschwiegen, ziemlich lange, aber dann meinte er, absolut furchtlos, soweit sie sich erinnert: "Später, wenn man wieder auf dem Damm ist, denkt man oft: Wenn ich gestorben wäre, wäre ich eben gestorben. Es hätte nicht viel geändert." Damals, es war bei ihrem ersten oder zweiten Treffen, begriff sie, daß er ein komplizierter Junge ist, zuweilen schwermütig, aber sie hat die Einsicht immer verdrängt. Sie wünscht ihn sich unkompliziert und gelassen. Es soll ein Spiel sein. Nur nicht gehenlassen, nicht zu tief eintauchen, alles an der Oberfläche halten.

Das läßt sich ganz gut machen, wenn beide die Verfahrensweise gewöhnt sind.

Sie streichelt sein Gesicht, seinen Hals, seine Brust, sie küßt ihn ausdauernd und geschickt, so daß er wieder erregt ist, verwirrt, jungenhaft unbeholfen. Welche Macht sie über ihn hat. Aber dann sind da seine Augen. Er vertraut ihr. Was soll das werden, Rache an seiner Jugend?

Denn eben ist ihr der Gedanke gekommen, daß Georg damals, als er sie bat, seine Frau zu werden, womöglich das gleiche für sie empfand wie sie jetzt für Marco. Gut, Georg ist nicht viel älter gewesen als sie, nur ein paar Jahre, aber er neigte schon damals zur Abgeklärtheit. Es ist gut vorstellbar, daß er sie von Anfang an benutzt hat, daß er sich gegen jedes echte, tiefe Gefühl gewehrt hat. Georg ist ein Vernunftsmensch. Das kann sie ihm nicht vorwerfen. Man kann einem Baum nicht vorwerfen, daß er Blätter hat.

Aber muß jemand, der mit der Vernunft lebt, zwangsläufig heucheln, wenn es um Gefühle geht? Fast ist sie geneigt, das anzunehmen. Fast.

Marco legt die Arme um sie, preßt sein Gesicht an ihren Hals, sagt: "Geh noch nicht."

"Gott, Junge, ich muß doch."

"Du mußt, du mußt." Seine Stimme klingt weinerlich, aber nur für einen Moment; sie hat wieder Kraft und Aggressivität, als er hinzufügt: "Du hast es gut, du steigst in dein Auto du fährst los. Ich muß erst mit dem Bus zum Bahnhof und dann noch mit dem Zug fahren."

"Wenn es dir zu beschwerlich ist, treffen wir uns eben seltener", sagt sie und befreit sich aus seiner Umarmung.

"Noch seltener? Das ist nicht dein Ernst. Zwischen dem letztenmal und heute lagen ... fünf oder sechs Wochen! Schreiben darf ich dir auch nicht."

Sie ist nahe daran zu sagen: Such dir eine Freundin.

"Du kannst mich anrufen. Aber nicht zu oft."

"Ich weiß. Auf keinen Fall zu oft. Damit niemand Verdacht schöpft. Wenn ich dein Mann wäre, würde ich dich heute abend fragen, was du den ganzen Tag auswärts getrieben hast."

"Werd bloß nicht unverschämt." Sie schlüpft in den Unterrock, streicht ihn über Bauch und Hüften glatt. Marco, das weiß sie, ohne aufzublicken, sieht ihr zu. Sie steigt in ihren Rock, zieht den Reißverschluß hoch, streift die Bluse über und schiebt sie unter dem Bund zurecht.

Was glaubt Georg eigentlich, wo sie ist? Wenn er nach Hause kommt und den Škoda nicht in der Garage vorfindet, so begeistert ihn der Umstand nicht sonderlich, aber es gibt nie Lärm deswegen. Sie entschuldigt sich damit, daß die Straßen voll gewesen sind, die Geschäfte ebenfalls, die sie aufsuchen mußte, dann hat sie noch eine Kollegin nach Hause gefahren, die den Bus verpaßt hatte, und so vergeht eben die Zeit. Er sieht sie nach solchen endlosen Entschuldigungen kurz an, zuckt schließlich die Schultern, was kann er auch machen, und die Sache ist beigelegt. Nur Sonja will genau wissen, in welchen Geschäften ihre Mutter gewesen ist und welche Kollegin den Bus verpaßt hatte.

Sonja bringt so einiges fertig. Zum Beispiel kommt sie in die Küche geschlendert und fragt, während sie an einer Karotte knabbert, in ausgesprochen ruhigem Ton: "Schläfst du noch mit Papa?" Da möchte sie, die liebe Mama, das Kartoffelmesser hinlegen und ihrer Tochter ohne große Erklärungen eine kleben. Das geht sie nun wirklich nichts an, und was weiß das Kind schon vom Alltag in der Ehe. Oder von den Entscheidungen, die jenseits des achtzehnten Lebensjahres getroffen werden. Nichts weiß das Kind. Es schwört sich im Moment noch hoch und heilig, später alles anders zu machen, den Mann zur Hausarbeit heranzuziehen, den Kindern keine Vorschriften zu machen, niemals aus Bequemlichkeit zu lügen und so weiter und so fort. Dann ist die Zeit da. Das Kind von heute ist kein Kind mehr. Die Vorsätze verlieren unmerklich an Schärfe, die Nerven gehen beim täglichen Kleinkrieg drauf, vierundzwanzig Stunden sind nicht mehr genug, auch nur das Größte zu erledigen – diesen Horror nennt man dann Realität. Ihre Tochter wird es noch erfahren. Die arme Kleine.

Es gibt keinen Spiegel im Bungalow, sie muß zu ihrer Tasche gehen und den kleinen Handspiegel hervornehmen. Da sie nur wenig Make-up aufgelegt hatte, ist nicht viel in Ordnung zu bringen. Sie tuscht die Wimpern etwas nach und reibt mit dem Taschentuch den Lippenstift sauber ab. Marco beobachtet sie, und sie überlegt, daß er sich womöglich fragt, was sie wohl in seinen Armen empfindet, wenn sie sich hinterher so kalt in einem Spiegel betrachten kann. Vielleicht haßt er sie sogar in diesem Augenblick. Sie wagt aber nicht, sich umzudrehen und in seinem

Gesicht zu lesen. Andererseits, und das schmerzt noch mehr, ist es ihr gleichgültig. Was hängt denn schon davon ab, ob er sie haßt oder nicht?

Sie hat nie wie ihre Mutter werden wollen. Das Leben lang im Haus vergraben, immer beschäftigt mit Schwangerschaften, mit dem Aufziehen und Umsorgen der Kinder, mit einem bemühten, aber letztendlich schwachen Mann, der mäßig trank, mäßig arbeitete, in allem mäßig war.

Sie hat einen Beruf, der sie ausfüllt, sie ist nicht zu Hause eingesperrt. Sie muß nur ein Kind umsorgen. Ihr Mann ist ein interessanter Typ. Warum fühlt sie sich trotzdem immer mehr wie ihre Mutter? Hat es etwas mit dem Alter zu tun?

Sie schiebt den Spiegel zurück in ihre Tasche, läßt die Tasche fallen und geht mit großen Schritten hinüber zum Bett, wo Marco noch immer nackt auf den Decken liegt. Sie nimmt ihn in die Arme. Sie preßt ihn an sich, als wollte sie ihn in sich hineinziehen, sie küßt ihn wild und läßt sich von ihm küssen, soll es dauern, solange es dauert. Es wird sowieso schnell genug vorüber sein.

Wie weh das tut. Zu wissen, daß es keine Sicherheit gibt, schon gar nicht für den, der sie schaffen will. Erfolg im Beruf schützt nicht vor Versagen in der Liebe, Geld nicht vor Krankheit, Seriosität nicht vor dem Tod. Achtunddreißig Jahre Lebenserfahrung haben sie nicht davor bewahrt, in den Armen eines unbedeutenden, blutjungen Mannes zu landen, eine heimliche Absteige aufzusuchen.

Ah, Georg hätte seine wahre Freude an ihr. Wie sie versucht, den Verstand in die Sache hineinzuziehen. Die Wahrheit sieht ganz anders aus. In Wahrheit ist sie damals im Park dem Leben begegnet, nach langer, langer Zeit wieder einmal. Sie hat nicht die Kraft gehabt, sich abzuwenden. Vom Blick dieser braunen Augen. Etwas in ihr loderte auf wie eine Gasflamme. Sie hat sich gefragt, hat sich fragen müssen: Was ist denn los mit mir, bin ich nicht glücklich, ist mein Dasein nicht sinnvoll und interessant?

Immer wieder die gleiche Lektion, ohne Erbarmen. Aber Kälte und Distanziertheit sind modern. Man muß doch mit der Zeit gehen.

Marco unterbricht ihre Gedanken mit den Worten: "Ich weiß nicht, was ich tue, wenn du Schluß machst mit mir." Es klingt trotzig und ein wenig nach Erpressung. Ellen lächelt nicht. Sie streichelt seine Wange, und er

schließt sofort die Augen. Sie küßt ihn leicht auf die Stirn, auf die Lippen. Er läßt sie gewähren – wie ein Kranker, der Heilung erhofft und doch genau weiß, daß er das falsche Mittel gewählt hat.

Etwas treibt sie fort. Es ist ein Gefühl ähnlich dem, das die Menschen veranlaßt, von einem gefährlichen Abgrund vorsichtig zurückzutreten. Sie kann es sich nicht leisten, diesem Spiel zu verfallen, mehr zu investieren, als sie geben darf. Eine nette Affäre, dabei muß es bleiben.

Sie hat keine Lust, noch einmal den Spiegel hervorzunehmen, hier, in seiner Gegenwart. Das kann sie auch nachher im Auto erledigen. Um keinen Preis möchte sie jetzt ihre Augen sehen.

"Iß den Broiler, ja? Wirst du ihn essen?"

"Warte," sagt Marco, als sie sich aufrichtet und zu ihrer Tasche geht. "ich habe mir etwas überlegt."

"Oh. Aber mach es bitte kurz."

"Setz doch nochmal."

Georg würde es nie wagen, nackt vor ihr zu liegen, denkt sie, von Zärtlichkeit und schmerzlicher Sehnsucht erfüllt. Nur könnte sie im Moment nicht sagen, ob es Sehnsucht nach Georg oder nach Marco ist.

"Du, Ellen ..." Er bemüht sich, sachlich und kühl zu wirken. Ein wenig erschreckt sie dieses Verhalten, der ernsthafte Ausdruck in seinem Gesicht.

"Was ist denn? Was hast du dir überlegt? Komm, Marco, ich kann nicht ewig – "

"Warum sehen wir uns nicht öfter?"

"Öfter? Ich finde wir sehen uns oft genug."

"Das finde ich nicht."

"Marco, einmal im Monat kann ich vorgeben, irgendwohin zum Einkaufen zu fahren, aber es ist auch so schon ein Risiko." Wofür? Setzt sie hier ihre Ehe aufs Spiel? Wie würde Georg reagieren, wenn er es wüßte? Und was, wenn er etwas ahnt, wenn er nur deshalb nichts sagt, weil er ihr den Spaß nicht verderben will? Das traut sie ihm nicht zu. Oder? Aber was kann man von einem Mann schon verlangen, der seine Frau wie ein Aushängeschild benutzt. Hauptsache, die Bekannten sehen, was sie sehen sollen: die heile Welt der Familie Häfner.

Jetzt versteigt sie sich. So schlimm kann es nicht sein. Wäre es so schlimm, hätte sie es nicht bis heute ausgehalten.

"Öfter kann ich nicht herkommen", sagt sie fest. "Wie hast du dir das denn gedacht? Einmal in der Woche? Junge, ich bin verheiratet, das hast du von Anfang an gewußt."

"Ja, ja, du bist verheiratet, ich weiß."

"Siehst du. Ich habe nicht vor, deinetwegen meine Ehe zu gefährden." Nun hat sie es doch gesagt.

Es ist beängstigend, wie viele Leute sich scheiden lassen. Ehepaare, die sie seit Jahren kannten – plötzlich stehen sie vor dem Richter, und dann geht jeder eigene Wege. Das ist wie eine Epidemie. Viele sind nicht länger als fünf, sechs Jahre verheiratet gewesen, aber es kommt auch vor, daß Leute nach zwanzig, fünfundzwanzig Jahren auseinanderlaufen. Jede Scheidung einer ihrer Stammkundinnen erlebt sie wie ihre eigene. Sonja wird bald aus dem Haus sein. Aber Georg bleibt ihr. Bei aller Trauer, die sich manchmal in ihr Herz schleicht, wenn sie an ihn denkt – sie braucht seine Beständigkeit. Was soll aus ihr werden ohne ihn? Die Freunde des Hauses sind größtenteils Georgs Freunde; zweifellos würde kaum einer von ihnen sich nach der Scheidung noch für die "Verflossene" interessieren. Sie ist fast vierzig Jahre alt, sie darf sich nichts vormachen. Viele Männer finden sie attraktiv, in Ordnung. Aber wie attraktiv? Attraktiv genug für eine Nacht, einen Monat, ein Jahr?

"Ich verstehe", sagt Marco. "Natürlich kannst du nicht meinetwegen deine Ehe gefährden. Wer bin ich schon für dich –" Er hat es nicht wütend gesagt, nicht vorwurfsvoll, sondern leise, fast demütig, und das ist schlimmer.

Sie senkt den Blick. "Ich hab dich lieb, Marco."

"Einmal im Monat."

"Nein. Immer. Auch in den Zeiten, wo wir uns nicht sehen. Das kannst du mir ruhig glauben."

"Wir könnten uns öfter treffen. Wenn wir nicht so umständlich hier rausfahren würden. Wir müßten uns eben etwas in der Stadt suchen. Ich könnte einen Bekannten fragen, ob er uns sein Wochenendhaus –"

"Nein."

"Hör doch mal zu! Hör bitte mal zu, Ellen."

"Nein. Nein! Verstanden?"

"Warum denn nicht?" fragt er gequält. "Ich schwöre dir, daß niemand etwas erfährt. Es wird genauso sicher sein wie hier."

"Der, dem das Wochenendhaus gehört, wird es wissen. Das ist bereits einer zuviel."

"Ich sag ihm, ich habe irgendein Mädchen."

"Es geht nicht!"

"Aber es wäre wunderbar, wenn wir uns öfter sehen könnten! Es wird absolut sicher sein – "

Möglich wenn die ganze Sache eine Zukunft hätte, gut. Aber sie hat keine.

Auf einmal kommt ihr der Auftritt wie ein Alptraum vor. Marco fängt an, Vorschläge zu machen. Nächstens wird er Forderungen stellen. Sind die Männer nicht, trotz ihrer höchst verschiedenen Schrullen, alle gleich? Sie wollen auf jeden Fall die Kontrolle über die Beziehung haben, ob sie nun vierzig sind oder zwanzig, sie müssen, um sich als vollwertige Männer fühlen zu können, verantwortlich sein.

Sie steht auf vom Bett und wendet sich ab, ihrer Tasche zu, entschlossen, den Bungalow sofort zu verlassen.

Gut, daß sie noch ihre Arbeit hat, das Haus und den Garten. Die Rosen blühen in wahrhaft unvorstellbaren Farben. Sie hat erst kürzlich einen Strauß in den Kosmetiksalon gestellt. Es gibt Tage, da ist der Salon ihre einzige Rettung, der Umgang mit den Frauen, die nervös, angespannt, mutlos kommen und selbstbewußt wieder gehen, da sie sich verschönt fühlen. Ihr Halteseil in den Wogen des Alltäglichen. Georg nimmt ihre Arbeit eigentlich nur ernst, wenn er ihre Kenntnisse nutzt, um sich selbst zu verschönern. Aber in diesem Punkt ist ihr seine Einstellung ausnahmsweise egal. Was man mit Leidenschaft tut, braucht keinen Beifall.

Marco erhebt sich jetzt auch von dem Bett. Seine Stirn ist schweißnaß, seine Nase glänzt, aber seine Lippen sind trocken. Ohne sie aus den Augen zu lassen, beginnt er, sich anzuziehen. Als er fertig ist, kommt er zu ihr, legt ihr die Hände auf die Hüften.

"Ich möchte dich öfter sehen. bitte."

"Es geht nicht, Marco."

"Bitte."

"Du weißt, daß es nicht geht. Ich möchte es auch, glaub mir, aber es ist nunmal nicht möglich. Damit müssen wir uns abfinden."

"Kann ich dich nicht wenigstens manchmal von der Arbeit abholen?"

"Bist du verrückt? Wie stellst du dir das vor? – Unmöglich."

"Hm." Er schiebt sie arrogant von sich, eine typisch männliche Geste, die ihm schon glaubhaft gelingt. Der Junge steht – und daran ist sie bestimmt nicht ganz unschuldig – an der Schwelle zu einer Wandlung. Zweifellos hat sie mit ihrem Begehren, ihrer Anhänglichkeit sein Selbstbewußtsein gestärkt. Er wagt sich bereits an größere Kraftproben heran. Womöglich hat er recht, und es kann nicht so weitergehen mit ihnen.

Es hätte gar nicht anfangen sollen, denkt sie. Aber damals? Der sonnenhelle Park. Ein Junge mit forschem, kraftvollem Schritt, die Turnschuhe unter den Arm geklemmt. Er fühlte sich unbeobachtet piffte ein Lied und hing seinen Gedanken nach. Dann entdeckte er sie. auf der Parkbank. Er hörte auf zu pfeifen, er straffte den Rücken, sein Gesicht nahm einen ganz neuen Ausdruck an – und sie fühlte, während sie all das wahrnahm, ihr Blut pulsieren. Wie mit sechzehn.

Jetzt nimmt sie seine Hände von den Hüften, lächelnd. "Sei nicht böse, Schatz."

"Und wenn ich's wäre? Würde dich doch gar nicht interessieren."

"Unsinn."

"Eines Tages läßt du mich fallen, das weiß ich genau."

"Daß es nicht bis in alle Ewigkeit dauern kann, wirst du wohl schon begriffen haben. Warum sollen wir uns Gedanken machen, was später ist? – Ich muß jetzt fahren. Ruf mich an." Sie nimmt ihre scheußliche grüne Tasche und geht zur Tür. Die Hitze im Raum ist unerträglich. Sie fühlt sich matt, verschwitzt. Der Škoda ist keine hundert Meter entfernt am Waldrand geparkt. Sie kann es nicht erwarten, dort anzulangen, in den Wagen zu steigen und davonzufahren, weg von alldem hier, von dem gesund aussehenden Wald und dem unwirklich blauen See und diesem stillen, engen Bungalow. Sie würde jetzt gern duschen und sich umziehen. Aber ihr steht noch die lange Fahrt mit dem Auto bevor.

Der Raum riecht, jetzt merkt sie es, nach dem gebratenen Huhn. Mittlerweile wird es kalt sein.

Warum geht sie nicht?

Marco sitzt auf dem Bett und schnürt seine Turnschuhe zu. Ein Zittern läuft durch ihren Körper. Damals im Park sind es dieselben Turnschuhe gewesen, weiß mit schwarzem Rand. Er hatte sich auf die Parkbank neben sie gesetzt. Sie waren erstaunlicherweise fähig gewesen, recht zwanglos miteinander zu plaudern. Über das Fußballspielen in einer Juniorenmannschaft, die niemand ernst nahm, über den Fluß, der von Jahr zu Jahr schmutziger wurde, über das miserable Wetter der letzten Monate. Und dann war sie zu weit gegangen. Er hatte, aus Höflichkeit oder reiner Neugier, gefragt, wo sie arbeite, und sie hatte es ihm mitgeteilt, nebst Telefonnummer. Da gab er ihr auch seine in der Druckerei. Sie hatte ihn, einige Tage später, dort angerufen. *Sie ihn!* Und warum, – nur um eine angenehme, prickelnde Affäre zu beginnen? Oder was wollte sie sonst? Wollte sie von Anfang an, was sie bekommen hat?

Langsam öffnet sie die Tür. Das Licht springt herein, die Wärme draußen ist eine andere als Stunden zuvor. Sie kann weit sehen und tief atmen, Aber es erleichtert nicht.

Wenn er sie zurückhalten würde. Nur daß es nicht in seiner Macht liegt. Er ist ein Kind. Auf Beziehungen zu Jungs wie Marco läßt sich keine Zukunft gründen. Als sie so alt war wie er, ist sie mit Sonja schwanger gewesen.

Sie steht, die alberne grüne Reisetasche in der Hand, an der geöffneten Tür.

Marco hat sich an den Tisch gesetzt und das Hühnchen ausgewickelt. Er beginnt sorgsam, kurze Fasern des Fleisches abzutrennen. Sie sieht ihm zu, wie er sie in den Mund schiebt, und bekommt selbst Hunger. – Schließlich sitzen sie beide an dem kleinen Tisch und essen Huhn.

"Aber dann muß ich fahren." Will sie damit sich selbst ermutigen?

"Ja," sagt er, "steig in dein Auto und fahr weg. Es ist mir egal."

"So siehst du aber nicht aus."

Er hält den Blick gesenkt. "Du fragst nie, was ich an den vielen Tagen ohne dich gemacht habe. Wo ich zum Beispiel letztes Wochenende gewesen bin. Du kommst nur her, um ... um dich von mir – "

So, denkt sie, da wären wir endlich. "Sprich es doch aus. Um mich von dir – was?" Ihr Herz schlägt hart.

Er senkt den Kopf noch tiefer, und für einen Moment berührten sich ihre fettigen Finger. "Naja, du könntest wenigstens fragen, ob ich krank

gewesen bin. Oder ob sich in einem Leben etwas Entscheidendes geändert hast."

"Hat sich etwas Entscheidendes geändert?"

"Nein. Ich meine nur. Du könntest fragen."

"Und was hätte ich davon, wenn ich es wüßte?"

Er sieht auf. "Solange ich alle paar Woche hier erscheine, ist die Welt für dich in Ordnung. Dein werter Ehemann scheint ein ziemlich blasser Typ zu sein. Manche Sachen bringt er wohl nicht mehr?"

Sie erstarrt förmlich, ihre Finger spreizen sich, dann schafft sie es, aufzustehen. Sie geht langsam zu ihrer Tasche hinüber und nimmt ein schneeweißes, weiches Papiertaschentuch heraus, um sich die Finger abzureiben. Draußen spektakeln die Vögel.

Se fühlt ihr Herz im Hals schlagen. Dieses undankbare Subjekt, dieser hergelaufene Lämmel! Was bildet er sich ein.

"Ellen, es tut mir leid. Ich wollte das nicht sagen."

Er steht plötzlich an der Tür, seine Arme versperren ihr den Weg. "Hör mir mal zu. Ich muß andauernd daran denken, daß er dich jeden Tag hat, jede Nacht, und ich – "

"Er hat mich nicht, Marco", schreit sie ihn an. "Du hast mich auch nicht. Niemand hat mich. Ich treffe mich hier mit dir, weil du mir gefällst. Ich will mich entspannen, ich brauch das ab und zu, aber wenn du meinst, daß du solch ein Verhältnis nicht ertragen kannst, sehen wir uns eben nicht mehr. Und nun geh zur Seite."

"Ellen." Sein Gesicht ist weiß wie die Wand eines Krankenzimmers. "Ellen. Geh noch nicht. Ich fühl mich immer so allein hinterher. Ich brauch manchmal zwei, drei Tage, um mich wieder zu erholen. Ich kann auch nichts mehr mit Mädchen anfangen, seit ich dich kenne. Sie kommen mir alle so albern und kindisch vor Im Vergleich mit dir."

Demnach hat sie ihn, das will er ihr klarmachen, auf dem Gewissen. Möchte er noch mehr Vorwürfe loswerden? Er will sie berühren, aber sie sagt, indem sie ihm ausweicht: "Deine Hände sind so fettig."

"Könntest du mir ein Taschentuch geben? – Ellen. Vergiß das alles. Ich weiß nicht, was ich machen soll, wenn du nicht mehr kommst. Ich ruf dich an. Ja?"

"Nein. Warte, bis ich dich anrufe."

"Gut. Aber ruf bald an. Ja?"

"Ja", sagt sie und fühlt sich wie jemand, der gleich zum Schafott geführt wird. Sie gibt ihm eins der Papiertaschentücher. Er reibt sich hastig die Hände sauber, dann darf er sie umarmen. Nachdem er das zusammengeknüllte Tuch über die Lippen geführt hat, darf er ihr auch einen Kuß geben.

"Du rufst an?" vergewissert er sich noch einmal.

"Natürlich."

Dann ist sie draußen im Freien. Rechts von ihr, im Tal, liegt still der kleine See. Es sind keine Urlauber oder Wanderer auszumachen, die doch im allgemeinen jeden idyllischen Ort überfallen, um ihm ihren Stempel aufzudrücken.

Hinter dem See steht die Sonne noch hoch. In einigen Stunden wird sie sich glutrot dem Horizont nähern. Es ist schon hier, nur etwas einsam.

Sie bleibt noch einen Moment an der Tür des Škoda stehen und blickt zurück zum Bungalow. Sie kann nur ein Stück des sonnenbeschienenen grauen Daches erkennen.

Marco wollte sie zum Auto begleiten, aber sie hat nein gesagt, und er ist nicht in der Verfassung, ihr zu widersprechen. Überhaupt, was sie ihm zumutet. Daß er sie ganz selbstverständlich mit einem anderen Mann teilt und kein Wort darüber verliert. Aber sie möchte ihn nicht bemitleiden, sie möchte ihn nicht einmal verstehen. Er ist so jung, so attraktiv und hingebungsvoll, sie will nicht öfter an ihn denken als notwendig.

"Betrügst du deinen Mann nur mit mir?" hat er einmal gefragt. "Ich meine, hast du es schon getan, bevor wir uns kennenlernten?"

Da konnte sie antworten: "Nein. Mit dir ist es das erstemal."

Und jetzt geht ihr langsam auf, was sie damit gemeint hat: Marco ist der erste gewesen, aber er wird nicht der letzte sein. Besser, sie sieht dieser Wahrheit ins Gesicht. Noch ein Blick zum See hinüber, dann steigt sie in den Škoda, legt ihre Tasche auf den Rücksitz. Wenn man nur etwas tun könnte gegen das Verliebtsein.

Sie lehnt sich bequem zurück und schlägt die Wagentür zu. Marco hat nie mit ihr in diesem Auto gesessen. Sie wischt sich eine Träne ab, für die sie sich beinahe schämt. Mit einem letzten Blick auf den Wald denkt sie: Ich werde diese Affäre beenden.

Pausenspiel

Der Wald lichtete sich. Ich hoffte, daß ich nun endlich das Forsthaus erreichen würde. Aber ich hörte nur den Lärm meiner Maschine und nicht, ob irgendwo Menschen arbeiteten oder Hunde bellten. Es gab jedoch Anzeichen dafür, daß in der Nähe jemand wohnte. An einem Hang waren drei Schafe angepflockt. Sie hatten alles Gras abgefressen, das für sie zu erreichen gewesen war, jedes Schaf stand auf einem kreisförmigen, fast kahlen Fleck. Unter dem Hang, in einem kleinen Tal, das von Wald umsäumt war, weideten andere Tiere, wesentlich größere, Pferde. Ich fuhr an dem Hang und der Pferdekoppel vorbei die Landstraße entlang, die plötzlich wieder in den dichten Wald führte, dem ich eben erst entronnen zu sein glaubte. Etwa hundert Meter tief in diesem Wald teilte sich der Weg. Dort hielt ich mit meiner Maschine an.

Ich mußte mir eingestehen, daß ich mich verfahren hatte. Dies war die dritte Weggabelung, an die ich mich nicht erinnern konnte. Wenn ich das Forsthaus jetzt noch finden wollte, dann mußte ich auf den Zufall hoffen. Aber der Zufall war ein zu unsicherer Faktor. Ich beschloß, zu wenden und heimzufahren und mich bei der Schmidten, unserer Sekretärin, noch einmal genau nach dem Weg zu erkundigen. Sie war öfter beim Forsthaus gewesen als sonst jemand, denn sie hatte ein Verhältnis mit dem Förster gehabt, den ich für den nächsten Monat zu einem kleinen Vortrag über die Arbeit im Wald in die Schule bitten sollte. Es war wohl telefonisch nicht möglich gewesen, sonst wäre die Schmidten nicht auf die Idee gekommen, mich zu schicken.

Nun hatte ich mich verfahren. Der Sprit war auch nicht eben billig.

Ich fuhr zurück zum Hang mit den Schafen und stellte die Maschine ab. Der Schweiß lief mir vom Körper. Auf holprigen Waldwegen zu fahren war ebenso anstrengend, wie auf ihnen zu schieben. Eine Weile hatte ich das

getan, ungefähr zehn Minuten lang, weil ich dachte, daß ich die wilden Tiere mit dem Lärm meiner Karre störe, aber dann hatte ich doch wieder fahren müssen, es war zu anstrengend gewesen, das Schieben. Ich war auch nicht mit dem Moped unterwegs, um es zu schieben.

Ich wollte mich auf der Lichtung ein wenig ausruhen. Es war sehr warm. Ich beschloß, mich irgendwo in den Schatten zu werfen und zu dösen, eine halbe Stunde lang etwa, nicht länger. Dann mußte ich nach Hause, ich hatte meine Hausaufgaben noch nicht gemacht und die Schuhe noch nicht zum Schuster gebracht. Das waren Arbeiten, die ich unbedingt noch erledigen mußte. Deshalb legte ich als Ruhezeit vorsichtshalber zwanzig Minuten fest, keine halbe Stunde, zwanzig Minuten würden auch genügen.

Das Gras roch, als sei es eben erst aus dem Boden geschossen, frisch und sauber und neu. Es hatte den Geruch, den Gras meiner Meinung nach haben sollte. Das in unserem Schulgarten roch nach nichts. Es war auch dunkler und härter als dieses hier. Der Duft um mich herum machte mich schläfrig. Aber ich sagte mir, daß es unmöglich war, mehr als zwanzig Minuten zu vergeuden. In unserem Haushalt gab es einen Plan, nach dem jeder gewisse Pflichten hatte, die er nicht vernachlässigen durfte. Ich mußte die Schuhe in die Reparatur bringen, abtrocknen, freitags die Treppe wischen und solche Sachen. Hausaufgaben waren selbstverständlich, die mußte ich erledigen, ohne daß sie mir als erfüllte Pflichten angerechnet wurden. Ich konnte wirklich nicht mehr als zwanzig Minuten vergeuden.

Die Schafe blökten. Sie waren sicher hungrig, da sie alles Gras abgefressen hatten, das für sie zu erreichen gewesen war, jeden Halm im Umkreis von etwa zwei Metern. Oder sie fühlten sich durch meine Gegenwart gestört. Ich fühlte mich auch gestört, durch ihr Blöken. Aber andererseits rettete es mich davor, im weichen Gras einzuschlafen. Wenn man nur zwanzig Minuten hat, um sich auszuruhen, kann man es sich nicht leisten, einzuschlafen.

Als ich nach etwa fünf Minuten kurz vor dem Einschlafen war, erhob ich mich und blickte hinab in das kleine Tal mit der Pferdekoppel. Es war sicher möglich, sich zu entspannen und zu erholen, ohne im Gras zu liegen. Ich rechnete mir aus, daß ich es in fünfzehn Minuten bequem schaffen konnte, zu den Pferden herunter zu schlendern, eins von ihnen zu

streicheln und wieder hinauf zum Weg zu gehen, wo mein Moped stand. Ich würde also meine Maschine nicht erst abschließen. Niemals hätte ich meiner Mutter so etwas erklären können. Sie war der Meinung, daß man einen teuren Gegenstand wie ein Moped keinesfalls ungesichert abstellen durfte. Ich konnte jedoch niemanden weit und breit erblicken. so ging ich los, an den angepflockten Schafen vorbei. Sie fürchteten sich vor mir.

Es war sagenhaft, wie ich schwitzte. Der Rock klebte mir zwischen den Beinen. Ich überlegte noch, ob jemand etwas dagegen haben konnte, daß ich mir die Pferde anschaute. Natürlich gehörten sie jemandem. Einer LPG vielleicht. Wenn der Verantwortliche kommen sollte, während ich eines der Tiere streichelte, hatte er das Recht, mich zu fragen, was ich hier suchte und was ich mit dem Pferd tat, das mir nicht gehörte. Aber es war wirklich niemand zu sehen. Mir blieben noch zwölf Minuten, um eins der Tiere anzulocken und zu streicheln und wieder nach oben zu meiner Maschine zu gehen.

Die Einzäunung war aus Holz, genauso, wie man das früher auch mit den Rindern gemacht hat, ein paar Pfosten in die Erde gerammt und mit langen, dünnen, geschälten Baumstämmen verbunden. Zwischen zwei dieser Pfosten waren die Stangen nur eingeschoben, sie lagen lose auf. Das Holz war hell und glatt, dennoch konnte man sich wohl Splitter einziehen, wenn man nicht genug Obacht gab.

Eins der Pferde war kleiner als die anderen und gefleckt, es war ein Pony. Sein Körperbau wirkte gedrungener, und es hatte sich ziemlich vollgefressen.

Ich versuchte eins der großen braunen Tiere anzulocken, aber es war zu träge. Es stand in der Sonne, wedelte mit dem Schweif und beachtete mich kaum. Aber das Pony trat an die Einzäunung. Als ich mich ihm widmen wollte, kam noch ein anderes Tier heran, ein brauner Hengst, der alt aussah, verbraucht und abgearbeitet. Er hatte kahle Flecke im Fell, die mich an die kahlen Grasflächen bei den Schafen erinnerte. Die Stirn des großen braunen Hengstes sah aus wie ein schmales, mit Fell bespanntes Brett. Sie fühlte sich auch so an. Die Nüstern und das Maul dagegen waren weich wie Schaumgummi, die Unterlippe ließ er etwas hängen. Um die Augen sammelten sich, obwohl er bemüht war, sie durch Bewegungen seines Kopfes zu verscheuchen, immer wieder dicke, bläulich schimmernde

Fliegen. Das Tier stand träge vor mir und strömte einen unangenehm starken Geruch nach Stall aus, obwohl es sicher schon den ganzen Tag auf der Weide stand. Ich fragte mich, wie alt der Hengst sein mochte. Was ich über Pferde wußte, hatte ich in Büchern gelesen und im Fernsehen gesehen. Da Alter eines Tieres konnte man nach dem Gebiß bestimmen. Es erschien mir jedoch zu gefährlich, dem alten Hengst ins Maul zu greifen, um nachzuschauen. Auch hatte für mich sein genaues Alter keine Bedeutung, ich wußte zumindest, daß er alt war, und dazu mußte ich mir nicht die Zähne ansehen.

Ich hatte kürzlich erst eine Geschichte gelesen, in der es um ein Pferd ging. Obwohl dieses Tier viel durchgemacht hatte, vertraute es dem Menschen, auch noch am Schluß der Geschichte, als es geschlachtet werden sollte. Sie setzten ihm das Messer an die Kehle, aber das alte Pferd hatte das Gefühl, als wäre es in Sicherheit und nichts könnte ihm geschehen. Es hatte keine Angst.

Der alte Hengst vor mir bewegte sich nicht. Ich verjagte die Fliegen vor seinen Augen, aber kaum hatte ich meine Hand zurückgezogen, kamen sie wieder. Es gefiel mir gar nicht, daß mir die Geschichte von dem alten Pferd eingefallen war. Ich wollte nichts Sentimentales für den Hengst vor mir empfinden. Er war eben alt und mußte bald sterben, so ging es jedem Lebewesen. Sicher hatte auch der alte Hengst gute, schöne Zeiten erlebt, und sein Dasein als Pferd war sinnvoll gewesen. Ich hatte einige Bücher, die mir mein Vater geliehen hatte, unter dem Aspekt studiert, wie weit sie über den Sinn des Daseins Auskünfte erteilen konnten. Mein Vater hatte mich angehalten, dies zu tun. Es sei immer wichtig zu wissen, welchen Sinn das hat, was man tut, oder welchen Zweck man verfolgt mit dem, was man tut. Das Leben mußte eine Richtung bekommen, man mußte sich ein Ziel setzen.

Ich sah auf die Uhr. Mir blieben noch neun Minuten. Es wäre ohne Sinn und Zweck, mehr Zeit hier zu vergeuden, wo ich nichts erreichen konnte und außerdem mit etwas beschäftigt war, was mich nichts anging und was mir nicht gehörte. Wichtig war, die Schuhe zum Schuster zu bringen, weil wir sie für den Herbst brauchten. In ein paar Wochen würde Herbst sein. Es fiel mir schwer, den alten Hengst weiter zu streicheln. Ich konnte einfach

nicht verhindern, daß ich dabei sentimentale Gefühle hatte. Weil mir die Geschichte von dem alten Pferd eingefallen war.

Ich konzentrierte mich auf das Pony. Es stand in seiner ganzen Länge so am Zaun, als wäre es drangepreßt worden. Oder es wollte sich scheuern. Ich kraulte ihm die Mähne. Dann streichelte ich ihm die Schulter und den Rücken, wobei ich mich auf die untere der beiden Stangen der Umzäunung stellte und über die obere in die Koppel beugte. Es war unbequem. Aber eine oder zwei Minuten konnte ich es schon aushalten. Die Mähne des Ponys war zweifarbig wie das ganze Tier, dunkelbraun und weiß, und der Schweif war so gelblichweiß wie das letzte Stück des Hinterteils. Als der alte Hengst zur Herde zurückging, sah ihm das Pony nach.

Ich kontrollierte, ob meine Maschine noch oben auf dem Weg stand. Ja, sie stand. Niemand war zu sehen. Ich hatte noch zwei Minuten, die ich mit dem Pony verbringen konnte, weil ich drei Minuten brauchen würde, um an den Schafen vorbei zu meiner Maschine zu gehen, sie zu besteigen und loszufahren. Mein Pulli war unter den Armen ganz naß. Ich sah es, ohne einen Arm heben zu müssen, und ich fühlte die feuchte Wärme. Das Pony hob den Kopf und preßte sein Maul in meine Hand.

"Ich habe aber nichts für dich, du", sagte ich.

Das Pony begann, an meinen Fingern zu saugen, als wäre es noch sehr jung, aber ich spürte seine Zähne. Es hatte nicht vor, mir weh zu tun. Es roch nicht so schlimm wie der alte Hengst. Ich sah mich nach meinem Moped auf dem Weg um, ohne dem Pony meinen Finger zu entziehen. Niemand war zu sehen. Oben auf dem Weg stand meine Maschine, unangetastet. Die Sonnenstrahlen spiegelten sich im hinteren Schutzblech. Eine Minute blieb mir noch für das Pony. Ich gab noch eine von den drei Minuten dran, die ich für den Weg zum Moped eingeplant hatte. Ich konnte ja etwas schneller gehen.

Das Pony gefiel mir wohl. Ich hatte als kleines Mädchen die Geschichte von Erwin Strittmatter gelesen, in der ein Pony vorkam, und daran war nichts so gewesen, daß ich jetzt sentimentale Gefühle bekommen mußte. Ich las lieber Geschichten, die spaßig waren, nicht irgendwie sentimental. Mein Vater hatte mir damals das Buch von Erwin Strittmatter gekauft. Das von Lew Tolstoi über den alten Hengst hatte mir später meine Mutter geschenkt, weil sie der Meinung war, man müßte sich Bildung aneignen,

und Tolstoi sei ein wichtiger Autor der Weltliteratur. Sie hatte nicht gewußt, daß es einen recht sentimental werden konnte bei der Geschichte von dem alten Pferd, das den Menschen vertraute und von ihnen geschlachtet wurde.

Ich mußte mich von dem Pony trennen, das noch immer meine Finger beleckte.

"Du, ich habe keine Zeit mehr", sagte ich. Aber es fiel mir schwer, meine Hand einfach so wegzuziehen. "Laß mal," tröstete ich es, "vielleicht sehen wir uns ja wieder." Was unwahrscheinlich war, da der richtige Weg zum Forsthaus nicht hier vorbeiführte. Ich weiß nicht, weshalb es mir so schwer wurde, mich von dem Tier zu trennen. Es gefiel mir wohl zu sehr. Mein Vater sagte oft, daß es zwar schön und lobenswert sei, an etwas zu hängen und seine Freude zu haben, man aber andererseits seine Pflichten keinesfalls vernachlässigen dürfe, und in meinem Fall hieß das, mich von dem Pony zu trennen, um schnellstens nach Hause zu kommen. Es war nicht nur so, daß ich die Schuhe zum Schuster bringen würde, weil es meine Pflicht war, ich wollte es auch tun, um meiner Mutter eine Freude zu machen. Sie arbeitete achtdreiviertel Stunden am Tag, genau wie mein Vater, der meiner Mutter auch half, im Haushalt und so weiter. Wenn alle Arbeit getan war, setzten wir uns gern zusammen, und mein Vater las uns etwas aus einem Buch vor, das ihm gefiel, oder meine Mutter erzählte, was bei ihr im Büro geschehen war, oder ich sagte, wenn mir dies und jenes in der Schule nicht paßte. Wir spielten auch gern abends Canasta oder Mikado oder Mensch ärgere dich nicht, das taten wir lieber als fernsehen. Ich mochte diese Abende, die am schönsten ausfielen, wenn am Tag alles gut gelaufen war, wenn jeder von uns seine Pflichten erfüllt und so wenig Zeit wie möglich vergeudet hatte. Dann waren wir abends alle drei vergnügt. Deshalb wollte ich meine Mutter nicht enttäuschen. Die Schuhe waren wichtiger als das Pony, das mir nicht gehörte.

Die zwanzig Minuten waren seit drei Minuten vorüber. Ich wäre gern über die obere Stange der Umzäunung geklettert. Dann hätte ich mich langsam und vorsichtig auf den Rücken des Tieres gleiten lassen können. Diese Vorstellung beherrschte mich. Mein Vater sagte oft, daß es nicht gut sei, sich von etwas beherrschen zu lassen, daß man die Kontrolle über sich verliere. Das nenne man Fanatismus, und es sei eine gefährliche Strömung.

Dagegen sei es ein Zeichen von Stärke, wenn man sich von einem solchen Bedürfnis wieder lösen könne. Ich wollte aber gern über die obere Stange klettern. Das Pony stand ganz still. Ich blicke mich um. Niemand war zu sehen. Nun hatte ich meine Pause schon um fünf Minuten überzogen, da konnte ich auch weitere fünf Minuten dransetzen. Ich fühlte, daß ich nicht weggehen konnte, ohne es wenigstens versucht zu haben. War ja möglich, daß das Pony mich gar nicht aufsitzen ließ. Aber es sah sehr friedlich aus. Ich konnte mich an seiner Mähne festhalten. Es war nicht so hoch, daß ich Angst haben mußte, mir etwas zu brechen, falls ich herunterfiel. Außerdem hatte ich eine Zeitlang Judo gemacht, ich war das Fallen gewohnt und konnte es ganz gut.

Vielleicht ging meine Uhr einige Minuten vor, ich hatte sie lange nicht gestellt. Wenn sie vor ging, mußte ich nicht so ein schlechtes Gewissen haben. Mein Moped stand oben auf dem Weg. Es war tatsächlich niemand zu sehen.

Wenn ich mir als Rastzeit eine halbe Stunde gegeben hätte, so wäre diese nun auch vorüber. Egal. Für meinen Vater und meine Mutter mußte ich keine Lüge erfinden, ich hatte mich ja wirklich verfahren. Ich gab mir weitere zehn Minuten, um mich auf das Pony zu setzen und es einige Schritte gehen zu lassen. In Trab wollte ich es nicht bringen, da ich kein Zaumzeug und keinen Sattel hatte und so weiter. Selbst ein kleines Pferd konnte einen abwerfen, wenn man es unbedacht in Trab brachte. Womöglich ging es durch. Das hatte ich in der Geschichte von Erwin Strittmatter² gelesen, daß auch ein Pony durchgehen konnte.

"Komm, du," sagte ich, "sei ganz ruhig", damit es nicht etwa Angst bekam. Ich konnte mir nicht vorstellen, was es tun würde, wenn ich erstmal auf seinem Rücken saß. Nur war es schwierig, aufzusitzen, solange das Pony so dicht am Zaun stand. Ich gab ihm, von oben, einen Klaps aufs Hinterteil. Es bewegte sich, es wollte fortgehen, zurück zu den großen braunen Tieren der Herde, aber als es sich ungefähr einen Meter entfernt hatte, stieg ich rasch über die obere Stange der Umzäunung und lockte es wieder an. Schweifwedelnd hob es den Kopf.

² Erwin Strittmatter: PONY PEDRO

"Na, komm, Pferdchen, ich tu dir nichts", sagte ich in ruhigem Ton. Als es zögernd herankam, blickte ich mich noch einmal nach meinem Moped auf dem Weg um. Ich wußte, daß meine Eltern dies hier nicht billigen würden. Mein Vater arbeitete in einem Polstermöbelbetrieb, wo andauernd Material abhanden kam, aber nie wurde jemand erwischt. Es war natürlich ganz mies, fremdes Eigentum an sich zu nehmen. Sowas hieß zu Recht Diebstahl. Vielleicht war, was ich hier tat, auch eine Art von Diebstahl. Es war bestimmt mindestens ebenso schlimm, als würde ich ein fremdes Moped nehmen, um damit zu fahren. Das Pony gehörte jemandem. Es war Besitz.

"Komm," sagte ich, "hab keine Angst. Ich werde mich jetzt auf dich draufsetzen." Die Vorstellung beherrschte mich wirklich, ich wurde fanatisch.

Als das Pony an mir vorübergehen wollte, griff ich ihm mit der linken Hand sanft in die Mähne. Es blieb stehen. Ich hob mein linkes Bein über seinen Körper, ohne es zu berühren, und ließ mich so weit hinab, daß mein Knie fast an seinem Rücken war. Dann mußte ich die obere Stange loslassen und mich hinsetzen. Ich tat es. Das Pony stand ganz ruhig unter mir. Ich griff nun auch mit der zweiten Hand in die struppige, dichte Mähne. Tatsächlich hatte ich mir einen Pferderücken nicht so unbequem vorgestellt, er war sehr hart. Ich preßte meine Beine an den Pferdeleib. Das Pony bewegte sich nicht. Daß es plötzlich wie ein Pfeil davonschießen würde, kam wohl nicht in Frage, also nahm ich langsam die rechte Hand aus seiner Mähne und streichelte ihm den Hals.

"Mach ein paar Schritte, komm", sagte ich. "Soviel Zeit kann ich nämlich nicht mit dir vergeuden."

Es blieb still stehen. Ich sah mich vorsichtig nach meinem Moped oben auf dem Weg um. Die Sonne war weitergewandert, sie spiegelte sich nicht mehr im Schutzblech.

"Siehst du, wie spät es schon ist", sagte ich. "Sehr spät. Also mach. Geh ein paar Schritte, Pferdchen."

Es bewegte sich nicht. Die Situation erinnerte mich an einen Film, den ich zusammen mit meinen Eltern gesehen hatte. Ein Packesel war bei einer Himalajaexpedition unter seiner Last zusammengebrochen. Meine Mutter hatte gesagt, der Mensch müsse, gerade seiner Überlegenheit wegen,

niederes Leben achten und dürfe die Tiere nicht rücksichtslos zu Untertanen machen, denn sie seien genauso leidensfähig wie der Mensch, und er habe eine gewisse Verantwortung ihnen gegenüber. Mein Vater sagte, das sei richtig, aber wenn man anfangen wolle, das Tier gleichberechtigt zu behandeln, müsse man auch die Zoos auflösen, dürfe man keine Schweine mehr mästen, die Rinder nicht künstlich besamen, keine Ziervögel in Käfigen halten und so weiter, es gehe nicht nur um den einen überforderten Packesel. Das wisse sie selbst, meinte meine Mutter. Daraufhin stritten sie sich, was sie wirklich selten taten. Meine Mutter wollte das Zimmer verlassen, aber mein Vater bestand darauf, daß die Sache geklärt wurde, weil ich dabei war. Er wollte nicht, daß ich einen Raum mit unbeantworteten Fragen verließ, er meinte, es sei nicht gut, Dinge anzusprechen und sie dann in der Luft hängenzulassen. Wir einigen uns so, daß es zwar unverantwortlich war, einem lebendigen Kalb auf dem Schlachthof aus rein sadistischem Vergnügen ein Auge auszustechen, das Kalb andererseits aber eben von jemand geschlachtet werden mußte, da es zu diesem Zweck aufgezogen worden war.

Ich überlegte, ob ich dem Pony vielleicht schwer vorkam und es sich aus diesem Grund nicht von der Stelle bewegte. Ich streichelte seinen Hals. Es sollte nicht glauben, daß ich aus sadistischem Vergnügen handelte.

"Komm schon, geh ein paar Schritte. Wenigstens bis da rüber, damit ich wieder absteigen kann. Du bist ein ungezogenes Pferdchen. Ich hab nicht soviel Zeit."

Die anderen Tiere grasten friedlich. Sie sahen nicht einmal zu uns herüber.

Mein Pony hielt den Kopf gesenkt.

"Wie lange willst du noch so stehen?" fragte ich und sah mich recht vorsichtig um. Ich spürte, wie die Minuten vergingen. Auch bekam ich langsam Hunger. Mein Vater hatte recht, man mußte sich von einer Vorstellung, die langsam fanatisch wurde, wieder trennen können, dann war man stark. Ich schwitzte am ganzen Körper, und ich fühlte den Bauch des Ponys warm und weich an meinen Unterschenkeln. Der Teil von ihm, auf dem ich saß, war viel härter. Wenn ich mich mit beiden Händen dort aufstützte, konnte ich herunterspringen, ohne das Pony mit den Sandalen zu streifen. Ich wollte es nicht unnötig erschrecken und ihm nicht weh tun.

Vielleicht war ich wirklich zu schwer. Ich sprang ab und wagte nicht, auf die Uhr zu sehen. Es konnte mir nicht weiterhelfen, wenn ich wußte, wieviel Zeit ich exakt vergeudet hatte. Ein Gedanke beunruhigte mich, nämlich der, ob ich den Weg nach Hause sofort finden würde. Ich war einige Abzweigungen gefahren, die ich vorher nicht gekannt hatte. Rasch kletterte ich aus der Koppel. Das Pony sah mir nach. Es wedelte mit dem Schweif. So war es mir also nicht gelungen, das Tier eine kleine Strecke zu reiten. Ich hatte mir das eigentlich nicht schwierig vorgestellt.

Die Sonne stand noch hoch, ich schwitzte mehr als je zuvor in meinem Leben. Die Flecke unter meinen Armen waren größer geworden.

Vom Weg schaute ich noch einmal hinab zu der Pferdekoppel. Es war, als sei in den letzten dreißig, vierzig Minuten nichts geschehen. Ich ärgerte mich. Die Sache mit dem Pony war mir so wichtig, daß ich mich schämte. Mein Varer hätte es nicht verstanden. Aber dann, als ich die Schafe beobachtete, fiel mir ein, wie es damals mit der Schmidten und dem Förster gewesen war. Alle hatten gesagt, es wäre dumm von ihr, sich so an den Mann zu hängen, da er verheiratet sei, und von der Frau des Försters hieß es, sie würde sich nicht scheiden lassen. Die Schmidten hatte sich aber doch immer wieder mit dem Forstmann getroffen. Sie hatte ihn gewollt, und sie hatte ihn sich genommen. Es war ihr auch ganz egal gewesen, was alle anderen daz sagten und darüber dachten. Meine Mutter meinte damals, über ein solches Verhalten könne man als Außenstehender nicht urteilen, und verurteilen dürfte man es schon gar nicht. Mein Vater sagte, jeder müsse selbst wissen, wie weit er gehen könne.

Ich legte eine Hand auf die Lenkstange meiner Maschine. Das Metall war fast heiß. Unter meinen Fingern wurde es feucht und rutschig. Ich verrenkte mich, um auf die Uhr schauen zu können. Ich verweilte seit sechsendvierzig Minuten auf dieser Lichtung. Es war sonderbar, daß ich mich nicht bewegen konnte. Fast eine Stunde hatte ich vergeudet. Ich schämte mich, weil es mir gar nichts ausmachte. Obwohl ich doch genau wußte, daß zur gleichen Zeit meine Eltern hart arbeiteten. Meine Mutter glaubte, ich wäre unterwegs zum Schuster oder gerade dabi, meine Hausaufgaben zu erledigen. Es war eine Schande.

Ich beobachtete das Pony aus der Ferne. Mein Pulli klebte mir am Körper. Ich sah das Pony da unten friedlich grasen. sein Schweif wehte umher wie eine Flagge. Es winkte mir zu.

Ich schaute auf die Uhr, bestieg meine Maschine, trat sie an und setzte sie vor, ich wendete in einem kleinen Kreis und fuhr los. Der Wind nahm mich wieder auf. Es war schattig und fast kühl.

Mir wurde, als ich so fuhr, klar, daß ich die Stunde tatsächlich vergeudet hatte. Vergeudet. Hätte ich das Pony dazu gebracht, mich eine kleine Strecke zu tragen, wäre die Zeit nicht vergeudet gewesen. So dachte ich. Aber ich mußte nach Hause. Ich mußte dringend heim.

An der ersten Weggabelung hielt ich an. Ich fuhr zurück auf die Lichtung, stellte meine Maschine ab und ging an den dummen Schafen vorbei hinab in das Tal zu den Pferden und meinem Pony, das ich reiten mußte, wenn die Stunde nicht vergeudet sein sollte.

Es stand an der Umzäunung, als hätte es auf mich gewartet. Ohne mich noch einmal umzusehen, kletterte ich über die Stangen in die Koppel und lockte das Pony von der Umzäunung fort. Ich hatte beschlossen, es aus dem Stand zu besteigen, was sicher nicht allzu schwierig war, weil es mich schon kannte. Ich beschloß weiterhin, mich nicht wie auf dem Schlachthof zu benehmen, falls das Pony sich auch beim zweiten Versuch nicht von der Stelle bewegen wollte. Ich war kein Sadist. Zeitvergeudung hätten mir meine Eltern verziehen, aber nicht irgend etwas Sadistisches.

Ich wollte dem Pony jetzt nur deutlicher als beim erstenmal zu verstehen geben, daß mir wirklich daran lag, von ihm ein Stück getragen zu werden. Mit beiden Händen hielt ich mich an der Mähne fest, während ich Kraft dazu sammelte, mit einem einzigen Sprung aufzusitzen. Daß ich eine Zeitlang Judo gemacht hatte, kam mir dabei zugute. Ich war immer noch einigermaßen trainiert. Das Pony erschrak ein wenig, aber es blieb ruhig stehen, auch als ich saß. Es tat mir plötzlich leid, daß ich Judo aufgegeben hatte, nur weil Kante in die Mannschaft gekommen war. Meine Mutter sagte, es wäre besser, wenn ich nicht so oft mit ihm zusammen sei. Da hatte ich Judo eben aufgegeben. Kante war der Sohn von der Schmidten und ging in die Zehnte.

Das Pony machte keinen Schritt. Ich sah mich um. Verteufelterweise kam wirklich niemand vorbei, das war fast unheimlich. Ich preßte meine

Unterschenkel an den Bauch des Ponys und verlagerte mein ganze Gewicht aufs Steißbein. Das Pony bewegte sich nicht.

"Komm," sagte ich, "komm schon, nur ein paar Schritte."

Da fiel mir ein, was ich in einem Pferdebuch gelesen hatte. An den Bauch gepreßte Unterschenkel wirkten verwahrend. Das hieß, daß ein Pony unmöglich wissen konnte, was ich von ihm wollte, wenn ich zur gleichen Zeit Antrieb durch Gewichtsverlagerung aufs Steißbein und Verwahrung durch Pressen des Buches verlangte. Ich mußte mich schon entscheiden. Gut, daß ich viel las. Ich preßte nun nicht mehr mit den Unterschenkeln, sondern mit Knien und Oberschenkeln, was, laut Pferdebuch, auch antreibend wirkt.

Nun gut, ich hatte dieses Buch gelesen. Das Pony aber nicht. Es stand still da, ein Wunder an Sturheit, hätte mein Vater gesagt. Das war doch zum Verzweifeln. Ich hatte nun kaum mehr den Eindruck, daß ich Zeit vergeudete, ich sah mich auch nicht um, sollte doch kommen, wer wollte. Dieses sture Pony beschäftigte mich.

Zwei von den großen, ganz braunen Tieren zogen gemächlich vorbei. Sie sahen uns kurz an, als sei ich mindestens auf dem Rücken des Ponys geboren worden. Sehr deutlich hörte ich die Schafe blöken. Sie hatten Hunger. Ich wußte nicht, ob ich hungrig war. Vielleicht. Die Luft roch gut, nach Pferden und Gras und Wärme und all diesen Dingen in der Natur. Nur das Blöken der Schafe störte mich von Minute zu Minute mehr.

Meine Schenkel taten schon weh vom vielen Pressen. Mit einem Sprung war ich wieder unten. Diesmal gab ich mir weniger Mühe, den Pferdeleib nicht mit den Sandalen zu streifen. Ich ging einmal um das Tier herum und blieb dann vor seinem Kopf stehen. Es schüttelte die Mähne.

Ich sagte: "Du willst nicht, wie?"

Es war sonderbar, daß ich mich so gar nicht vor den großen braunen Tieren in meiner Nähe fürchtete. Jeden Moment konnten sie alle verrückt werden und auf mich zugaloppiert kommen. Nein, das war zu unwahrscheinlich.

"Du kleines vollgefressenes Schaukelpferd, du", sagte ich. Es wollte davongehen, an mir vorbei zu den andere Tieren, aber ich griff ihm in die Mähne. Gleich blieb es stehen. Vermutlich war ich entschlossen, etwas recht Sadistisches zu tun. Meine Eltern sahen es ja nicht. Kante hätte es,

wären mehrere Leute hier gewesen, auch auf die sadistische Art versucht. Er war brutal, wenn er einem Haufen Typen imponieren wollte. Er hatte einmal einen jungen Star totgetreten, der aus dem Starkasten vom Hausmeister auf den Schulhof gefallen war. Er hätte das Pony erst einmal getreten, und zwar dahin, wo es besonders weh tat, etwa in den dicken Bauch. Das konnte ich nicht. Meine Mutter hatte recht, man durfte Tiere nicht rücksichtslos behandeln, nur weil sie manchmal ihren eigenen Willen hatten. Ich streichelte dem Pony den Hals, ich klopfte ihm den Rücken, und ich verscheuchte die Fliegen vor seinen Augen.

Kante hatte auch seinen eigenen Willen. Mein Vater meinte, Kante sei nur so geworden, weil seine ledige Mutter versäumt hätte, auf ihn einzugehen. sie hätte ihn einfach immer tun lassen, was er wollte. Ich fand, daß sie damit doch eigentlich ganz gut auf ihn eingegangen war. Kante mußte nämlich nie Schuhe zum Schuster bringen, und die Hausaufgaben hatte er auch äußerst selten.

"Mach schon, Kleiner, sei brav," sagte ich zu dem Pony, "jetzt packen wir's an." Ich sprang auf. Das Pony wußte Bescheid. Ich wollte nun herausfinden, ob es auf seine Art genauso hartnäckig war wie ich auf meine. Offenbar. Ich fragte mich, ob Kante wohl manchmal an mich dachte. Vorsichtig grub ich dem Pony die Hacken in die Seiten. Es zuckte ein wenig zusammen, hob den Kopf und schien zu lauschen. Aber, verflixt noch mal, es bewegte sich keinen Zentimeter von der Stelle. Langsam ließ es den Kopf sinken. Ich wiederholte die Aufforderung etwas heftiger. Diesmal hob es den Kopf nicht. Ich verstärkte den Schenkeldruck. Mein Steißbein tat schon weh, so stark arbeitete ich damit. Ich dachte beunruhigt an die Schlachthöfe und die Packesel und versuchte es auf andere Weise. Mit Streicheln und Zuspruch und Ermunterung. Vielleicht, dachte ich so, denkt Kante ja ziemlich oft an mich.

"Los, du Mistvieh!" Nun schlug ich mit den Hacken so hart nach hinten, daß ich selbst erschrak. Das Pony gab einen Laut von sich. Es war aber kein richtiges Wiehern. Doch jetzt bewegte es sich, es bewegte sich. Es machte zwei, drei Schritte. Ich hielt mich an der Mähne fest. Aber es passierte weiter nichts. Wozu, dachte ich, habe ich die Pferdebücher gelesen, wenn ich jetzt auf den Gaul eindresche, wie es auch Kante machen würde, der nie liest. Die "Fußballwoche" ausgenommen. Er mochte Fußball. Weil man

da auch auf etwas eindreschen konnte, auf einen Ball und die Schienbeine des Gegners, und nach jedem Spiel gingen sie grölend durch die Straßen und so weiter. Mein Vater sagte oft, die lautesten Menschen seien nicht selten die schüchternsten, denn sie würden durch Lärm versuchen, ihre Schüchternheit zu überspielen.

Ich wollte vor dem Pony nicht klein begeben. Es sollte sich bewegen, da ich ihm nun schon weh getan hatte. In diesem Fall gab es einfach kein Zurück mehr. Ich preßte dem Pony meine Knie an den Leib. Wieder ging es ein paar Schritte, aber zögernd. Ich mußte anders auf es einwirken, das stand fest. So streichelte ich es wieder und sagte zu ihm: "Ich bin doch dein Freund, ich will dir nichts Böses tun. Hörst du, Pferdchen?" Ich beugte mich vor, weil es den Kopf gesenkt hielt. Es geriet aus dem Gleichgewicht, da ich es vorn zu sehr belastete. Es machte ein paar Schritte und schüttelte die Mähne. Dumm war, wenn ein Tier nicht seine Pflicht erkennen konnte. Pferde mußten einen Wagen ziehen oder jemand tragen, das war ihr Lebenszweck. Mein Pony wollte das nicht verstehen. Es hatte eben seinen eigenen Kopf. Wie die Schmidten, die den Förster verehrte. Weil er so schön grün war oder was weiß ich. Im Leben spiele die Vorbildwirkung eine entscheidende Rolle, hatte mein Vater zu meiner Mutter gesagt, als es darum ging, wann ich mir einen Freund anschaffen dürfe. Es sei eine große Verantwortung, auch für den Jungen, und all das. Es könne allerhand passieren, vor allem im fünfzehnten Lebensjahr. Meine Mutter hatte mich nicht mit fünfzehn bekommen, sondern erst mit zweiundzwanzig, und das sollte mir ein Vorbild sein.

Jedenfalls, wenn hier auf der Koppel ein Reiter mit einem willigen Pferd gewesen wäre, hätte mein Pony das als gutes Vorbild anerkannt und wäre mitgetrabt. So stand es in den Pferdebüchern.

Die Sonne schien wahnsinnig heiß. Ich dachte daran, abzustiegen und das Pony in den Schatten zu führen, um ihm klarzumachen, wie gut ich es mit ihm meinte. Aber erst sollte es noch einige Schritte unter mir gehen. Den Aufenthalt im Schatten dachte ich mir als eine Art Belohnung dafür. Mein Mutter hatte in der Kaufhalle mal zur Schmidten gesagt, was ihren Sohn beträfe, wäre es besser, mit einer Belohnung zu locken, als mit einer Strafe zu drohen.

Meine Schenkel, meine Knie am Leib des Ponys waren feucht. Auch meine Hände, die ich noch immer in die Mähne krallte. Ich hatte seit langer Zeit nicht auf die Uhr gesehen, und ich tat es auch jetzt nicht. Aber ich sah mich kurz nach meinem Moped auf dem Weg oben um.

Das Pony ließ nicht mit sich reden. Ich stieg ab, verwarf aber den Gedanken, es in den Schatten zu führen, da ich mich nicht zu weit vom Zaun entfernen wollte, Falls nämlich ein Verantwortlicher erschien, um nach dem rechten zu sehen.

Schatten gab es nur unter den Bäumen in der Mitte der Koppel, und dort hatte sich einige von den großen braunen Tieren versammelt, auch der alte Hengst war unter ihnen. Ich fühlte etwas Sentimentales, wenn ich ihn beobachtete. Dabei war das völlig überflüssig.

Das Pony folgte mir zu den Stangen der Umzäunung. Ich verstand nicht, weshalb es nicht einfach davonging, wenn es sich schon weigerte, mich zu tragen. Es hatte zwar seinen eigenen Kopf, wußte aber trotzdem nicht genau, was es wollte.

Ich dachte an Kante. Einmal hatte er versucht, in meiner Gegenwart eine Spinne zu zertreten, die wie eine winzige Krabbe aussah. Ich hielt ihn an der Schulter fest, als er gerade drauftreten wollte. Er meinte, sie sei häßlich. Ich sagte, manche Leute seien auch häßlich, aber deshalb könne man sie nicht zertrampeln. Ich erzählte die Geschichte meiner Mutter, und sie meinte dazu, von Kerlen wie Kante müßte man sich fernhalten. Ich erzählte ihr dann lieber nicht, daß er mich zu einem Eis eingeladen hatte. Ich wollte sie nicht beunruhigen. Kante und ich, wir aßen ein Eis zusammen, und ich merkte, da er nichts Brutales tat, wenn man mit ihm allein war. Er lachte sogar öfter. Aber er tat wirklich nichts Brutales.

"Du weißt nicht, was du willst, wie?" fragte ich das Pony. "Bin ich dir vielleicht zu schwer? Du brauchst gar nicht so zu gucken."

Ich setzte mich an einen Pfosten ins teilweise abgefressene, teilweise niedergetretene Gras. Das Pony begann, an meinen Knien zu lecken. Eventuell hatte es Durst. Dann hätte es aber in den Schatten gehen sollen. Es blieb bei mir. Ich sah es und roch es auch.

Warum, dachte ich, soll es überflüssig sein, etwas Sentimentales zu empfinden, wenn eine Sache wirklich sentimental ist. Wie zum Beispiel der

alte Hengst da drüben. Ich stellte mir vor, wie sie ihn schlachten würden, während er kein bißchen Angst hatte, weil er einfach nicht bescheid wußte.

Meine Mutter wußte nicht Bescheid über Kante. Sie wußte nur das, was die anderen erzählten. Ich hatte nicht versucht, ihr zu erklären, daß er nichts Brutales tat, wenn man mit ihm allein war. Sie wollte nicht, daß ich mit jemandem wie Kante allein war. Das hatte sie mir gesagt. Ich konnte das verstehen. Sie wußte ja nicht, wie er ohne die anderen war. Mein Vater meinte, mit fünfzehn müßte ein Mädchen nicht unbedingt schon einen festen Freund haben, das Leben sei lang, und er wäre mit Mutter zwei Jahre verheiratet gewesen, bevor ich auf die Welt kam.

Ich warf einen kurzen Blick auf die Uhr

"Siehst du, jetzt muß ich gehen", sagte ich zu dem Pony. Es hatte meine Knie naßgeleckt. Pferdespeichel war unangenehm klebrig. Ich wischte ihn aber nicht weg. Einen Versuch wollte ich noch wagen, etwa zwei, drei Minuten lang.

Jedes Pferd wurde irgendwann willig, das stand in den Büchern. Einen allerletzten Versuch, sagte ich mir. Der Rock klebte mir am Hintern. Ich fühlte mich fast so, wie ich mich nach Kantes erstem Kuß gefühlt hatte. Ich war nicht fähig gewesen, mich zu bewegen oder zu denken. Er hatte mich dann noch einmal geküßt, vielleicht zwei Minuten später. Da war es schon nicht mehr wie beim erstenmal gewesen. Aber auch schön. Ich führte das Pony im Kreis her, um es noch mehr an mich zu gewöhnen. Es schnaubte ein wenig, und das klang, als seien wir wirklich schon miteinander vertraut.

Ich hatte mir dann Mühe gegeben, Kante nicht zu sehr spüren zu lassen, daß ich ihn mochte. Meine Mutter sagte immer, man müsse sich Zeit nehmen für eine Beziehung, und mein Vater hatte uns mal aus einem Buch vorgelesen, man könne Liebe nie zu spät gestehen. Ich wollte Kante gegenüber nicht aufdringlich wirken. Er sollte nicht glauben, daß ich auf ihn angewiesen war. Abhängigkeit ist das Gegenteil von Gleichberechtigung. Ich wollte aber gleichberechtigt sein. Ich hatte mal in einem Buch gelesen, daß das notwendig sei. Falls Kante versuchen würde, mir noch näher zu kommen, mußte ich ihn erst einmal abweisen. Meine Mutter hatte mir beigebracht, daß Männer nur die Frauen achteten, die sich nicht zu schnell erweichen ließen. Kante wollte aber nur wieder Eis essen gehen. Als wir, Hand in Hand, über die Stadtbücke schlenderten,

wurden wir von einem Arbeitskollegen meines Vaters beobachtet, der meinen Vater später fragte, ob ich nicht noch ein bißchen auf die Weide müßte. Es gab einen Krach bei uns zu Hause, meine Mutter meinte, ich hätte ihr Vertrauen mißbraucht, und mein Vater behauptete, alles wäre anders gekommen, wenn sie mich besser erzogen hätten. An dem Abend spielten wir kein Mensch ärgere dich nicht und lasen uns nicht gegenseitig vor. Aber später kam meine Mutter an mein Bett und sagte, sie habe es nicht so gemeint. Ich müsse in dieser Sache selbst entscheiden. Ich sei immerhin fünfzehn. Ich fragte, ob sie noch Vertrauen zu mir hätte. Natürlich, meinte sie. Am nächsten Tag gingen wir zu dritt ins Kino. Mein Vater sagte, sie hätten mich in der letzten Zeit vernachlässigt. Ich wollte nicht widersprechen, und ich beschloß, Kante eine Weile nicht zu sehen.

Die Frage war, welche Chancen ich etwa in einer Woche bei dem Pony haben würde, angenommen, ich käme noch einmal her. Vielleicht, daß es sich unterdessen besinnen und meine Geduld belohnen würde, indem es mich herumtrug, ohne daß ich Gewalt anwenden mußte oder so etwas. Gewalt war mehr für Leute wie Kante da, überlegte ich. Ich schob dem Pony eine Hand auf den Rücken und tätschelte es. Dann sprang ich aus dem Stand auf. Das Pony schüttelte die Mähne. Irgendwie hatten wir wohl beide genug von dem Spiel. Aber wir mußten es zu Ende bringen.

"Komm, los," sagte ich, "tu mir den Gefallen."

Ich lehnte mich auf dem Pony vor und klopfte ihm auf den Hals. Die zwei, drei Minuten waren vorüber, aber ich zögerte den letzten Versuch noch hinaus. Langsam griff ich dem Pony in die Mähne und verlagerte das Gewicht meines Körpers so rasch nach vorn, daß das Pony zwei Schritte machen mußte, um das Gleichgewicht zu halten. Kaum stand es ruhig, verlagerte ich das Gewicht erneut nach vorn. Das Pony machte drei Schritte. Ich verlagerte das Gewicht nach vorn, diesmal ruckartig. Dem Pony war mit Geduld nämlich nicht beizukommen. Außerdem stand nicht fest, daß ich es in einer Woche noch hier antreffen würde. Jedesmal, wenn ich mich auf den Hals des Ponys stützte, mußte es ein paar Schritte nach vorn oder zur Seite machen. Wenn es das tat, gab ich Schenkeldruck und stieß ihm noch die Hacken in die Seiten. Vier-, fünfmal tat ich das mit voller Kraft, dann gab das Pony auf, es gab endlich auf, es trabte los. Es trabte

tatsächlich los, mit mir auf seinem Rücken. Es war ein unbeschreibliches Gefühl.

"Brav," sagte ich, "braves Pferdchen", und trieb es noch etwas an, indem ich mein ganzes Körpergewicht aufs Steißbein verlagerte. Das Pony ging brav an der Umzäunung entlang, ich konnte gar nicht fassen, daß es das tat, auf einmal. Ich hielt mich aufrecht, nun nur noch eine Hand in die Mähne gekrallt, und sagte leise: "So ein braves Pferd, so ein gutes. Na, es geht doch, wer sagt's denn." Ich mußte lachen vor Freude, und ich hatte überhaupt keine Angst. Ich schwitzte wie verrückt, ich hörte mein Herz schlagen.

Nun, da ich es geschafft hatte, blickte ich auf die Uhr, um festzustellen, wieviel Zeit vergangen war. Ich schaute mich nach meinem Moped um. Die Sonne war noch ein Stück weitergewandert. Ich mußte schnellstens nach Hause, die Schuhe zum Schuster bringen und Hausaufgaben erledigen. Damit es ein gemütlicher Abend wurde.

"Los, ein bißchen schneller", trieb ich das Pony an, da ich mich so gut fühlte auf seinem Rücken. Ich verstärkte den Schenkeldruck. Das Pony verstand und lief etwas schneller. Ich hatte tatsächlich keine Angst, herunterzufallen. Mein Moped stand noch da, zu sehen war niemand, die Sonne schien, und ich schwitzte zwar, aber es war doch schön, so alles zusammen. Hier draußen. Denn das Pony lief.

Als es langsamer wurde, legte ich ihm die Unterschenkel an den Bauch, und es blieb stehen. Es atmete heftig und schnaubte und schüttelte seine zerzauste Mähne. Vorsichtig ließ ich mich heruntergleiten. Ich ging nach vorn, hob den Kopf des Ponys an und küßte es auf die Stirn. Dann ging ich zum Zaun und kletterte drüber. Noch einmal sah ich mich nach dem Pony um. Es blickte zu mir her. Oben, auf dem Weg, strich ich meinen Rock glatt. Er war zerknittert und verschwitzt. Mein Pulli war so naß, als hätte ich ihn gewaschen oder wäre mit ihm durch den Regen gegangen.

Kante hatte jetzt ein anderes Mädchen. Sie hieß Claudia und war klein und blond, und wenn sie zusammen durch die Stadt gingen, lachten sie. Meinetwegen war Kante damals in Judo eingetreten.

Ich wischte mir die Stirn ab und sah, wie das Pony, da unten im Tal, zu grasen begann.

Wie Sand ³

Er steht am Fenster in der Küche, mit dem rechten Arm hält er die Gardine zurück, während er auf die Uhr an seinem Handgelenk blickt. Es ist gerade neun geworden. Draußen das letzte Licht zwischen Abend und Nacht.

Vera sitzt hinter ihm am Tisch. Die Uhr über dem Küchenschrank tickt unerträglich laut.

"Wo kann er nur sein um diese Zeit?" fragt Vera vielleicht zum fünftenmal.

"Bei einem Freund", sagt er und glaubt es nicht und schaut weiter hinab auf die Straße, wo sich nicht tut. Sie wohnen in einer ruhigen Gegend. Aber der Regen geht plötzlich in scharfen Böen nieder.

"Bei welchem Freund denn, um die Zeit?"

"Es ist erst neun, Vera."

"Nein, neun durch. Wie lange wollen wir noch herumsitzen und warten?"

Keine schlechte Frage. Er muß sich, das steht fest, so langsam auf die Suche machen. Aber wo soll er anfangen? Und wie es regnet. Die weiten, schimmernden Pfützen werden von wütendem Geprassel gepeitscht. Tropfen wie Geschosse. Mistwetter.

"Vera," sagt er, aus Angst, jetzt sofort in diesen Regen hinauszumüssen, "es hat wenig Sinn, alle Welt verrückt zu machen. Am Ende ist es ganz harmlos. Vielleicht wartet er nur irgendwo den Regen ab."

"Es regnet? Seit wann?"

"Seit eben. Wir warten noch."

"Warten!" Ihre Stimme klingt schrill und anklagend.

"Willst du die Polizei verständigen, um neun Uhr? Er kann doch jeden Moment kommen. Eine halbe Stunde noch, ja, Vera? Dann suche ich die

³ Wurde in die vorliegende Neuausgabe aufgenommen. Erstveröffentlichung in der Anthologie LIEBESWETTSTREIT, hrsg. von Waltraud Lewin/Miriam Margraf (Berlin/DDR 1989, S. 165-178).

Familien auf, die in Frage kommen. Hast du die Schirme aus der Reparatur geholt?" Er läßt die Gardine fallen. Bei wem der Junge auch ist – warum schicken sie ihn nicht heim?

"Die Schirme?" fragt Vera. "Nein, ich hab nicht dran gedacht. Regnet es sehr?" Ihr Ton verrät, daß sie am liebsten schreien würde: Jetzt kümmerst du dich um das bißchen Wasser!

Er sieht sie an. "Kann sein, e war was in der Schule, und er traut sich nicht heim."

"Das wäre das erstemal. Er ist nicht feige."

Stimmt, ist er nicht. Aber er ist auch nicht gerade brav. Alles andere als brav, alles andere als feige, er schlägt sich mit Größeren, und Pünktlichkeit war noch nie seine Stärke.

"Martin", sagt Vera beschwörend. "Martin."

"Ja, ja. Ich gehe schon." Er ist zehn Minuten nach neun, als er die Küche verläßt. Er nimmt den Regenmantel aus dem Garderobenschrank. wirft dabei einen Bügel herunter, läßt ihn liegen, wo er liegt, und knallt ärgerlich die Schranktür zu.

"Du findest ihn, Martin."

"Sicher."

Die Wohnungstür fällt laut ins Schloß.

Er läuft die Treppe hinunter und fühlt sich sonderbar befreit, als er auf die Straße kommt. Was stört ihn der Regen, was stört ihn die Dunkelheit.

"Er ist schwierig, dein Sohn", hat sein junger Arbeitskollege Jochen gesagt, schon als er das erstemal bei ihnen war. Schwierig? Wieso? Weil sein Sohn sich nicht jedem Fremden gleich an den Hals wirft? Es gibt eben auch zurückhaltende Kinder, mißtrauische. Ist Andreas mißtrauisch? Nein, nur scheu, was Erwachsene betrifft. Der Junge weiß eben gern, mit wem er es zu tun hat, bevor er aus sich herausgeht.

Diese Gedanken bie Nacht und regne, das ist unerträglich.

"Ich finde," hat Jochen ein andermal gesagt, "daß du gar keinen richtigen Kontakt zu ihm hast."

Kontakt. ein Wort wie Salzsäure.

Er läßt, die Hände tief in den Manteltaschen vergraben, das hell erleuchtete Stadtzentrum hinter sich. Werners wohnen in der Nähe des Parks. Er kann sich weder an den Namen der Straße noch an die

Hausnummer erinnern, und das wird daran liegen, daß Andreas ihm einst, als er ihn vom Kindergeburtstag von Werners abholen sollte, nur die Gegend und das Haus beschrieben hatte. Es war Winter gewesen, mit viel schmutzigem Schnee und einer kristallklaren, eisigen Luft, aber das Haus war ihm nach der Beschreibung seines Sohnes nicht entgangen. "Sei vorsichtig, sonst stolperst du drüber."

Es liegt dicht an der Straße und ist sehr niedrig, fast wie eine Baracke.

Kontakt, keinen Kontakt, meint Jochen. So. Er macht Schularbeiten mit seinem Sohn, er schleppt ihn am Sonnabend auf den Fußballplatz, er erklärt ihm anschaulich, woher die Babys kommen, aus den Kohlköpfen nämlich. (Und Andreas verkneift sich ein Kichern.) Was soll ein Vater nun noch tun?

Der Regen hört auf. die Pfützen bekommen eine spiegelglatte Oberfläche, der Wind ist weitergezogen. Er achtet auf die Straße unter seinen Füßen. Die Häuser werfen Schatten im Licht des grauen Mondes. Er will nicht denken.

Frau Werner versichert ihm, bei ihnen sei Andreas nicht gewesen. So, nicht, dann schönen Abend noch und gute Nacht. Frau Werner erklärt ihm den Weg zu Lambbachs, vielleicht, daß Andreas da ...

Silvio Lambbach, der mit seinem Sohn in eine Klasse geht, sitzt frisch gebadet und gähnend vor dem Fernseher und meint, er habe Andreas seit der Schule nicht gesehen. So, gut, dann die nächste Familie. Nie sind ihm die Straßen der Stadt so elend lang vorgekommen wie in dieser Nacht. Die Bordsteinkante ist sein Wegweiser.

Er weiß nicht, ob er nur friert, weil es ziemlich frisch ist nach dem Regen oder weil er keine Ahnung hat, was er Vera sagen soll, wenn er den Jungen nicht findet.

Bei Kochs ist alles dunkel. Entweder ist niemand zu Hause, oder die Herrschaften schlafen, was ihr gutes Recht ist um diese Zeit. Elf Uhr. Er zählt die Schläge mit, die vom Kirchturm herüberhallen. Versucht, ruhig zu bleiben, die Angst zu verdrängen.

Es ist nichts. es ist nichts.

Er steht, überzeugt, das einzige lebende Wesen in dieser Stadt zu sein, mitten auf der Straße.

Ist es hier gewesen, wo Karsten Schröder überfahren wurde, an einem hellen, freundlichen Nachmittag? Andreas war dabei, hatte es mit einem Schecken in seinen dunklen Augen berichtet, der wiederum ihn, den Vater, zu Tode erschreckte – und Vera erst. Karsten war Andys Freund gewesen, so ein Stiller, Undurchschaubarer. Erst im vorigen Jahr kam er mit seinen Eltern vom Land hierher. Kinder, die über die Fahrbahn rannten, unter ihnen Andreas, – aber Karsten Schröder blieb auf dem weißen Strich stehen, wie gebannt. Was, wenn es nicht nur der Schreck gewesen ist, diese Überraschung, die die Glieder lähmt, sondern wenn dem kleinen Schröder der Laster wie gerufen kam, – wenn er mitten auf der Straße stehenblieb, weil er all diese Straßen, in denen er nicht aufgewachsen war, statt hatte? Andreas wollte damals wissen: "Warum hat er das getan? Warum ist er da stehengeblieben und hat sich überfahren lassen?"

Der Regen setzt wieder ein. Ich hätte ihm antworten müssen, denkt er, ich hätte versuchen müssen, ihm zu erklären, daß man manchmal einfach starr ist vor Schreck und sich gar nicht bewegen kann. Ich hätte irgend etwas sagen müssen!

Ihn packt die wilde Hoffnung, Andreas möge unterdessen zu Hause sein. Warte, mein Junge, warte, bis ich dich in die Finger kriege! Eine Straße weiter denkt er schon: Sicher ist er daheim. Ich werde ihm auch nichts tun, großes väterliches Ehrenwort. Vera reißt die Tür vor ihm auf und starrt ihn an.

"Noch nicht da – ?"

"Du hast ihn nicht gefunden?" schreit sie.

"Vera."

Aber er kann sich nicht bewegen. Ich bring ihn um, denkt er, uns solche Angst zu machen. Wenn ich ihn erwische, bring ich ihn um. Dann: Mein Gott, wo kann er sein? Wo ist er? Jochen hat recht, der fehlende Kontakt. Alles falsch gemacht, dem Kleinen zu oft seinen Willen gelassen, nicht autoritär genug gewesen, er hat ja nicht ein einziges Mal Schläge bekommen, nicht mal damals, als er das Feuer auf dem Dachboden machte (er wollte Kastanien rösten), die Höchststrafe für Vergehen war Entzug von Kompott oder ein Abend ohne Fernseher, von jeher. Aber das wird sich ändern. denkt er, bis Mitternacht wegzubleiben, wo gibt es sowas. Wir werden in Zukunft für Kontakt sorgen, Herr Sohn.

"Bei wem warst du?" fragt Vera, und die Tränen laufen ihr aus den Augen.
"Bei Werners, Kochs, Lammbachs."

Er hat nicht die Nerven, zu sagen, daß er bei allen war, die sie kennen.
"Zu wem soll ich noch gehen?" Es ist kurz vor halb zwölf. Ganz allmählich begreift er, es ist tiefste Nacht, und ihr Kind ist nicht heimgekommen.

Vera wischt sich die Tränen mit dem Handrücken ab, aber es kommen immer mehr. Schließlich sagt sie: "Wir müssen zur Polizei."

"Warte. Warte noch." Aber worauf? Er zwingt sich, angestrengt weiterzudenken. Wenn Jochen zwei, drei Bier zuviel getrunken hat, erzählt er, wie sehr er seinen ehrgeizigen Vater immer gehaßt und seinen brutalen Onkel verachtet hat, wie schwer es ihm fiel, mit seiner passiven, duldsamen Mutter auszukommen. Deshalb mußte er wegziehen von zu Hause. Jetzt wohnt er in einem Zimmer in der Bahnhofsgegend. Als Kind hat er sich, wenn sein Onkel ihm "eine Lektion erteilen" wollte, im Keller eingeschlossen und die alten Zeitungen gelesen, die dort sorgfältig gestapelt wurden. Vielleicht ist Andreas im Keller.

"Wo willst du hin?" ruft Vera ihm nach. "Gehst du zur Polizei?"

"Nein, warte noch."

Aber dort unten ist alles dunkel; kalte, feuchte Luft schlägt ihm entgegen. Ein Geruch wie von verschimmeltem Holz. Der Raum, in dem ihre Kohlen liegen und Andys altes Kinderrad an der Wand hängt, ist fest verschlossen, von außen.

Er hat so gehofft. Nein. Zu einfach. Der Kleine ist relativ gut in der Schule, vom fast jedem sportlichen Wettkampf kommt er mit einer Urkunde nach Hause, er hilft seiner Mutter im Haushalt. Sie haben Glück mit dem Jungen. Das heißt, bis heute hatten sie Glück.

Er zieht den Ärmel etwas hoch, um auf die Uhr zu schauen, stellt fest, daß es dreiviertel zwölf ist. Sein Herz schlägt dumpf. Er fühlt einen Druck im Hals beim Schlucken. Die Knie sind ihm weich geworden.

Als er die Treppen wieder hinaufsteigt, zeigt ihm seine Phantasie unbarmherzig die grausamsten Bilder: Entführung, sexueller Mißbrauch, Mord. Er fühlt, wie ihm die Tränen in die Augen steigen, hält sich für einen Moment am Treppengeländer fest. Nein, er darf auf keinen Fall die Nerven verlieren. Sie haben, wenn er sich recht erinnert, Andreas nie erklärt, warum er nicht zu fremden Männern ins Auto steigen darf. Es ist peinlich,

diese Dinge mit Kindern zu besprechen. Gut, der Kleine ist mißtrauisch Fremden gegenüber, aber er interessiert sich für Autos. Wenn nun so ein perverser Kerl mit einem großen Schlitten ihn zu einer Spritztour eingeladen hat? Gott, denkt er, ich hätte mit ihm darüber reden müssen, warum habe ich es nicht getan. Andy. Kleiner. Er könnte zu Jochen gehen und den bitten, ihm bei der Suche zu helfen. Sie kennen sich zwar erst ein paar Monate, aber sie sind in der kurzen Zeit wirkliche Freunde geworden. Auch wenn Vera manchmal schimpft: "Hat er keine anderen Arbeitskollegen, zu denen er gehen kann, muß er ausgerechnet bei uns herumsitzen?"

Vera steht noch immer oben an der geöffneten Tür. Ihre Augen sind rot und geschwollen. Er würde sie gern in den Arm nehmen, aber dafür ist jetzt keine Zeit. Sie müssen die Polizei verständigen. Er geht an Vera vorbei in die Küche, nimmt den Personalausweis aus seiner braunen Aktentasche. Dabei merkt er erst, wie ihm die Hände zittern.

"Gib mir ein Bild."

"Was?" fragt sie.

"Ich brauche ein Bild von ihm. Für die Polizei."

Da beginnt sie wieder zu weinen. Aber sie geht ins Wohnzimmer und zieht die Schublade auf, in der sie die Fotos verwahren. Sie kommt mit einem zurück, das sie vor vier, fünf Wochen erst bei einem Spaziergang im Park gemacht haben. Andreas steht, seine Schirmmütze unter den Arm geklemmt und ohne die Andeutung eines Lächelns, neben Jochen, dem sie an jenem Samstag zufällig in der Stadt begegnet sind.

Er schiebt den Personalausweis und das Foto in die Brusttasche seines Mantels, geht an Vera vorbei ohne sie noch einmal anzusehen. Es regnet wieder. Wasser fließt an ihm herab, und er bewegt sich unter der Flut, als sei es ganz natürlich, von Sturzbächen umgeben zu sein.

Wo, denkt er, würde ich mich verstecken, wenn ich nicht nach Hause wollte?

Zur Polizei muß er noch einmal durch die ganze Stadt. Die letzten Kneipen werden geschlossen, Angetrunkene und hoffnungslos Besoffene lassen sich, lachend und meckernd, gleichgültig naß regnen. Der Lärm, den sie machen, ist ihm unerträglich.

Andy. Ich hätte ihm längst das Fahrrad kaufen sollen, das er wollte, denkt er.

Dann, er hat ungefähr die Hälfte des Weges zurückgelegt, bleibt er stehen. Ein Hoffnungsschimmer: Vielleicht ist Andreas bei seiner Großmutter. Nein. Nein, sie hat ihn einmal bezichtigt, ihr das Portemonnaie gestohlen zu haben. Seitdem verläßt Andreas die Wohnung, wenn sie zu Besuch ist. Außerdem hätte sie ihn längst nach Hause geschickt. Nicht einmal Vera ist auf diese Idee gekommen. Zu abwegig.

Er biegt in die nächste Nebenstraße ein. Seine Mutter ist eine komische Frau. Unberechenbar, zuweilen verwirrt. Aber erst, seit ihr Mann tot ist. Er vermißt seinen Vater auch, aber ihn hat es nicht aus der Bahn geworfen.

Die letzten hundert Meter rennt er. Da, noch Licht im Wohnzimmer, um ein Uhr nachts! Die Haustür ist offen. Er hastet die Treppen hoch, versucht Luft zu bekommen, stolpert.

"Mama?" Gleichzeitig fliegt seine Faust gegen die Tür.

"Bist du es, Martin?"

Da weiß er es.

Sie dreht den Schlüssel im Schloß und öffnet ihm, er stürzt an ihr vorbei in die kleine Wohnung.

Andreas sitzt in einem der alten Sessel, Kissen im Rücken, Woldecke um die Beine gewickelt. Das Radio ist an. Er sitzt da einfach so, der Kleine, die Hand in einer Schüssel mit Keksen, die er auf dem Schoß hält.

Er, der Vater, bleibt in der Tür stehen, lehnt sich gegen den Rahmen, ohne ein Wort, und er schreit auch nicht, es wäre ihm unmöglich, da er kaum atmen kann. Vor Erleichterung wird ihm übel. Er geht nun mit großen Schritten auf seinen Sohn zu und verpaßt ihm eine Ohrfeige, von der ihm sofort die Finger brennen. Andreas läßt die Schüssel mit den Keksen fallen, sie liegt jetzt da auf dem Teppich, und die Kekse sind überall verstreut.

"Martin, ich habe zu ihm gesagt,, er soll nach Hause gehen. Aber er wollte nicht. Es war nichts zu machen."

"Schon gut", sagt er mühsam. "Schon gut."

"Du hättest auch eher auf die Idee kommen können, daß er hier ist."

"Ja sicher."

"Er wollte auf dem Sofa schlafen, aber mir war klar, daß ihr ihn überall sucht und daß du vorbeikommen würdest." Sie bückt sich neben dem Sessel, hebt die Schüssel auf und legt Keks für Keks wieder hinein.

"Andreas," sagt er, "wir gehen."

"Ja, geht, du tropfst mir den schönen Teppich voll. So ein Regen aber auch." Sie ist im Morgenrock, das graugestrahnte Haar hängt ihr auf die Schultern. "Ich habe nicht herausbekommen, warum er hierbleiben wollte."

"Schon gut, Mama, das kläre ich selbst."

Andreas steht langsam auf. Er weint nicht. Die Tränen werden später kommen. Eine Hälfte seines Gesichts ist knallrot, die andere blaß. Er wischt sich einmal kurz über den Mund.

Der Kleine. Gesund und wohlauf. Nochmal Glück gehabt. Er möchte ihn in die Arme nehmen, ihn festhalten, ihn beschützen vor der Welt. Diesen Ausreißer.

"Andreas," sagt er, als sie in der Küche stehen, der Junge seinen Anorak anzieht, "weißt du, daß deine Mutter zu Hause sitzt und heult? Seit Stunden. Sie glaubt, dir ist was passiert. Gerade wollte ich zur Polizei. Was denkst du dir eigentlich? Denkst du überhaupt?"

Andreas sagt nichts. Im Flur machen sie Licht, und dann gehen sie dicht nebeneinander die Stufen hinunter. Stumm.

"Sprich mit ihm", ruft seine Mutter ihm von Boden nach. "Kein Kind läuft grundlos von zu Hause weg, Martin."

"Gute Nacht, Mama."

Jochen sagte, was wissen Eltern von ihren Kindern. Nichts.

Er hat recht. Es ist ihm noch nie so bewußt geworden wie in diesem Moment. Sein Sohn. Sand. Er kann ihn nicht halten.

Jochen wolle Gärtner werden. Das war in den Augen seines Vaters kein akzeptabler Beruf. Kraftfahrzeugschlosser, ja. Etwas mit Aussichten. Da ist Jochen Werkzeugmacher geworden. Nach Feierabend grubbert er im Garten seines Großvaters.

Dieser endlose Regen. Andreas hat wenigstens eine Kapuze am Anorak.

Er betrachtet ihn verstohlen von der Seite, denkt: Ich werde dem Kleinen das Fahrrad kaufen, jeder zehnjährige Junge braucht ein Rad. Ihm wird klar, daß er über Andys Bedürfnisse nachdenkt erst, seit er Jochen kennt.

Sie haben die Stadt fast für sich allein. Zwei, drei einsame Gestalten begegnen ihnen, eine große Katze drückt sich furchtsam an der Bordsteinkante entlang, der Wind spielt mit einem Fetzen Papier. Es wird bald Morgen sein.

Sie gehen nicht sehr schnell.

"Deinetwegen hab ich mir die Nacht um die Ohren geschlagen. Findest du das in Ordnung?"

Andreas schweigt. Er nimmt eine Hand aus der Tasche und hält sie, Handfläche nach oben, einen Moment in den Regen.

"Ich muß morgen arbeiten, Andreas, und du mußt in die Schule. Paß nur auf, daß dir nicht der Kopf auf die Bank fällt." Er trifft den Ton nicht. Sie sehen sich an, nur kurz. Sein Sohn. Es macht ihn wütend, daß er neuerdings nicht mehr weiß, wie er mit ihm umgehen soll. Ein Fahrrad kaufen, ja, und sonst? Die Ohrfeige vorhin, das war absolut unpädagogisch, sogar dumm. Trotzdem, er könnte dem Jungen jetzt wieder eine kleben, einfach weil er froh ist, ihn zurückzuhaben, und weil ihn dieses Gefühl hilflos macht. Vera hat es gut, die drückt den Kleinen an sich, vergießt heiße Tränen, und fertig. Aber er als Vater?

"Das ist die Höhe!" Gehen jetzt, es war eigentlich nicht anders zu erwarten, die Nerven mit ihm durch? "Erklär mir gefälligst, was los war! Warum wolltest du nicht heim? Krieg ich endlich eine Antwort!" Er packt Andreas derb an der Schulter. "Oder soll ich dir noch eine scheuern? Was ist los?"

Nun passiert es. Andreas beginnt zu weinen, er schluchzt wütend auf, und fährt sich ebenso wütend mit der Hand über die Augen. Er will nicht heulen. Er stapft los, daß sein Vater sich beeilen muß, um Schritt zu halten, und er gibt sich auch kaum Mühe, die Pfütze zu umgehen.

"Ich will bei Oma wohnen."

"Was? Wieso denn? Vorige Woche hast du noch einen großen Bogen um sie gemacht."

Er überlegt. "Was stört dich denn bei uns zu Hause?"

"Nichts. Aber ich will bei Oma wohnen."

"Du spinnst ja." Wieder hält er Andreas an der Schulter fest. "Spekulierst du darauf, daß sie dir ein Fahrrad kauft, oder was?"

"Nein. Aber wenigstens ... fährt sie mit mir in den Zoo. Sie hat es gesagt."

In den Zoo. "Deswegen rennst du weg? Ich hab dir doch erklärt, weshalb ich nicht konnte."

"Du hattest es versprochen."

"Ich konnte eben nicht."

"Du hattest es versprochen", sagt Andreas stur.

"Versprochen, versprochen. Wir fahren nächstes Wochenende, das ist doch kein Beinbruch. Sag mal, spinnst du, dich deswegen so dämlich zu benehmen?" Unpädagogisch. Er muß sich zusammenreimen. So erreicht er gar nichts. "Andreas. Du bist doch nicht mehr drei Jahre alt. Klar fahren wir in den Zoo, wenn ich es versprochen habe. Letzten Samstag ist was dazwischengekommen. Wir haben Jochens Zimmer tapeziert."

Andreas sieht ihn an, das Gesicht ist naß, vom Regen oder von Tränen, schwer zu sagen.

Jochen. Es gibt ihm einen Stich, jetzt erst, und unwillkürlich denkt er an das Foto in der Brusttasche seines Mantels.

Sie gehen langsam weiter. Zwei Straßen, dann sind sie daheim. Lohnt sich kaum noch, ins Bett zu gehen. Er merkt, daß es nicht mehr regnet. Die Luft ist kühl und sauber, angenehm frisch.

"Frierst du?"

"Nein", sagt Andreas zitternd.

"Bist du müde?"

Andreas schüttelt den Kopf. Dann: "Doch, bißchen."

Ich habe ihn geschlagen, denkt er.

Wenn Jochen abends bei ihnen zu Hause sitzt, wenn sie zusammen Sport schauen, Tennis oder Fußball, und Bier trinken, trägt Andreas den Nachttopf in sein Zimmer, bevor er schlafen geht, damit er später nicht noch mal rauskommen muß. Dabei haßt er diesen Nachttopf.

"Nächsten Samstag fahren wir in den Zoo!"

"Samstag hat Mama was. Feier mit der Brigade", sagt Andreas müde.

"Dann fahren wir zwei eben allein."

"Glaub ich nicht. Nur du und ich?"

"Wenn ich sage, wir fahren, dann fahren wir."

"Und Jochen?"

"Jochen? Wieso?" Er blickt zur Seite, an eine graue Hauswand. Andere Bilder bestürmen ihn. Gestern abend. Er sitzt mit Jochen über ihrem Feierabendprojekt, einem Auftrag vom Rationalisierungsmittelbau ihres Betriebes. Sie sind vertieft, sogar Vera stört. Andreas kommt mit einer Mathearbeit. "Schau mal, Papa." Er stöhnt verhalten, meint nachlässig: "Ja, eine Zwei, gut." Dann starrt er wieder auf die Listen, die auf dem Tisch ausgebreitet sind, sagt: "Nachher, Andy." Andras nickt. Er nimmt sein Heft und geht. Minuten später will er ein Gedicht aufsagen, bis zum nächsten Tag muß es sitzen. "Dein Vater ist beschäftigt," meint Vera, "sag es mir auf, Andy." Andreas sagt es nicht auf, er nimmt den Nachttopf und geht ins Bett.

In der ganzen stockdunklen Gegend nur zwei erleuchtete Fenster. Vera, die wartet, hofft, von einer Wand zur anderen geht, die Hände ringt. Vera, die gleich erlöst sein wird.

"Jochen fährt nicht mit in den Zoo", sagt er, als sie unter den erleuchteten Fenstern stehen. "Was soll der Unsinn."

"Nur wir beide?" Andreas sieht zu ihm auf.

Er fühlt, wie das Blut in ihm steigt, als er antwortet: "Ja, du und ich. wenn du willst."

"Ja."

"Wir können auch Oma mitnehmen."

"Nein, ohne Oma."

"Gut," er räuspert sich. "in Ordnung."

Die Haustür ist abgeschlossen. Er sucht in der Manteltasche nach dem Schlüsselbund, dann fällt ihm ein, er hat keinen Schlüssel mitgenommen.

Hinter sieben Bergen

Er hat den Schlüssel zweimal im Schloß gedreht und sich dann auf sein Bett gelegt, mit dem Gesicht nach unten. Er bekommt kaum Luft in dem dicken Kissen, dennoch bewegt er sich eine ganze Weile nicht.

Neben ihm, auf dem Nachtschrank mit der polierten Glasplatte, liegt ein kleines Bild, die Fotografie eines Mannes, die er, wenn das Zimmer nicht abgeschlossen ist, im Regal zwischen den Schallplatten aufbewahrt. Er besitzt das Foto seit einigen Wochen, und gestern sagte Ralf zu ihm: "Ich möchte, daß du hier wohnst, bei mir." Sie hatten eine Weile geschwiegen, und Ralf fügte hinzu: "Ich will dich sieben Nächte in der Woche. Ich hab es mir genau überlegt, Micha."

Er rollt sich lautlos auf den Rücken und blickt, einen Arm unter dem Kopf, zum Fenster hinüber, hinter dem die Stadt lauert, mit ihren knapp achttausend Einwohnern. Manchmal ist diese Stadt wie ein gieriges, häßliches Tier, dem er sich nicht ausliefern will; manchmal ist ihm nicht nach Kräftemessen.

Er liegt einfach so da, und dann angelt er sich die Napoleonbiografie herüber, liest: *Macht und Ruhm, das waren seine grundlegenden persönlichen Leidenschaften*. Und er, hat er eine Leidenschaft?

Nun, er bastelt gern an alten Radios herum, aber Leidenschaft ist das wohl nicht. Er verspürt auch keinen Drang danach, die Welt zu verändern, er ist kein Held, es treibt ihn nicht, all den vielen Entdeckungen, die die Menschheit bis jetzt gemacht hat, eine neue hinzuzufügen, er will nur – ja, was eigentlich? Er geht angeln, weil Angeln entspannt und er bei dieser Tätigkeit wunderbar seinen Gedanken nachhängen kann, kurz: weil es ihm ein Glückgefühl vermittelt. Wenn er zufällig einen Fisch fängt, wirft er ihn wieder ins Wasser. Aus Mitleid. Er könnte nicht zusehen, wie das Tier, an Land geworfen, verendet.

Er steht auf und geht zu der Zielscheibe aus Schaumgummi, die an der Wand hängt, um die Pfeile herauszuziehen. Dann beginnt er zu werfen. Er weiß, daß er dabei gut ist nur, wenn er sich ganz darauf konzentriert. Aber

vor seinem inneren Auge steht Ralf. Ralf nackt, Ralf beim Rasieren, Ralf über die Zeitung gebeugt, Ralf im Unterhemd am Fenster.

Zwanzig und vierzig und zwanzig Punkte. Plötzlich verschwimmt alles vor seinem Blick, er zwinkert und preßt die Zunge fest an den Gaumen, um die Tränen zurückzuhalten, er will nicht weinen. Er will nicht. Er denkt daran, wie es war, bevor er Ralf kennenlernte. Damals hatte er den Kalten gespielt, den Unerschütterlichen. Als Kind fürchtete er sich im dunklen Keller, gab es aber nie zu, er erschlug Spinnen und Käfer und Mäuse, obwohl alles Lebendige ihm schon immer Ehrfurcht einflößte, er war jemand gewesen, den er nicht mehr kennt.

Das Leben fordert eine gewisse Anpassung. Er ist ein Mann. Für das Verhalten von jungen Männern, das ist ihm klar, gibt es ungeschriebene Gesetze. Draufgängertum ist erlaubt, Zynismus gestattet, Ehrgeiz erwünscht. Tränen müssen, wenn man männlich und kein Kind mehr ist, heimlich vergossen werden. Besser noch, man verspürt gar nicht den Drang zu weinen. Tränen bedeuten Schwäche. Davor hat er sich immer gefürchtet. Daß die andern ihn für schwach halten könnten. Diese, wenigstens diese eine Furcht ist verschwunden, seit er Ralf kennt. Viele Jahre ist er vor der tröstenden, zärtlichen Hand seiner Mutter förmlich geflohen, neuerdings bringt er es fertig, den Arm um sie zu legen, wenn sie über zuviel Arbeit in der Schule oder im Haushalt klagt.

Er geht zu der Schaumgummischeibe und zieht langsam einen Pfeil nach dem andern heraus. Die Tränen laufen ihm stoßweise übers Gesicht. Dann ist es eben so, ist er halt schwach.

Er tritt bis an die Tür zurück und wirft die Pfeile. Sie erreichen gerade so den Rand des Schaumgummis. Er läßt sie dort hängen und legt sich wieder aufs Bett, betrachtet seine Jeans, seinen flachen Bauch in dem gelben T-Shirt. Er wischt sich endlich die Tränen ab. Bei Baldwin hat er gelesen: *Die Liebe verändert den Menschen, durch nichts anders wird er verändert.*

Ralfs Bild liegt neben ihm auf dem Nachtschrank. Allein der Gedanke an ihn löst einen Donner in seiner Brust aus.

Er erhebt sich vom Bett und streicht die Decke ordentlich glatt. Was, wenn sein Vater jetzt an die Tür klopft, wenn er eine Briefmarke oder einen Busfahrchein leihen will? Er könnte ihm nicht mit fester Stimme antworten. Und wie sollte er begründen, daß die Tür abgeschlossen ist?

Also räuspert er sich ein paarmal, wischt sich das Gesicht trocken, schließt aber nicht auf. Er geht rasch zur Wand und zieht die Pfeile aus dem Schaumgummi, sie liegen auf seiner flachen Hand, gefährliche kleine Waffen – einmal hat er fast seinen Bruder getroffen, der unerwartet ins Zimmer stürmte. Er wirft nicht noch einmal, er legt die Geschosse auf den Nachtschrank, neben Ralfs Bild. Dann nimmt er es auf und betrachtet es, versucht, objektiv zu sein. Nicht gerade ein schöner Kerl, sein intimer Freund. Die Stirn ist eindeutig zu hoch, die Haare gehen ihm schon aus, und die Nase ist zu groß. Er ist, wenn man es genau nimmt, direkt häßlich. Welche Farbe haben eigentlich seine Augen? Sie sind grün. Nein, braun. Oder blau? Vielleicht sind sie violett, er hat keine Ahnung. Die Haare sind blond. Die paar, die er noch hat, heißt das.

Michael legt das kleine Bild auf die flache Hand, sagt langsam: "Du bist richtig häßlich. Was guckst du so?" Ralf blickt fast schwermütig. Der Fotograf hat sicher auch bei ihm sein Sprüchlein aufgesagt: "Und nun bitte lächeln!" – aber Ralf lächelt nur, wenn er will, wenn er eben Grund dazu hat. Also, er lächelt bestimmt niemals beim Fotografen, dieser häßliche Typ.

Michael schaut streng auf das kleine Bild hinunter, sagt: "Bitte lächeln", aber der einzige, der diesen Rat beherzigt, ist er selbst. Er kann nichts dagegen tun. Daß es das gibt. So verknallt zu sein. Langsam hebt er das Paßbild an die Lippen.

Ich will dich sieben Nächte in der Woche. Deshalb wird er jetzt hinausgehen und es ihnen sagen. Dieses Versteckspiel ist unerträglich. Er ist einundzwanzig Jahre alt. Er wird doch wohl den Mut haben, ihnen auseinanderzusetzen, was mit ihm geschehen ist. Denn natürlich haben sie die Veränderungen an ihm längst bemerkt, aber es ist kaum anzunehmen, daß sie auch nur ahnen, welchem Umstand sie zuzuschreiben sind. Kürzlich sagte seine Mutter zu seinem Vater: "Michael ist viel offener in letzter Zeit, viel zugänglicher, findest du nicht auch?" Sein Vater antwortete: "Irgendwann platzt bei jedem der Knoten."

Nun ist der Knoten geplatzt, in der Tat. Er muß beinahe lachen. Bedächtig reibt er die Stirn am Schrank. Nun sind die Zeiten unwiderruflich vorbei, da er sich fragte: Wieso ich? Ausgerechnet ich? Laut Statistik sind es vier bis acht Prozent der Bevölkerung. Er gehört eben zu diesen vier bis acht

Prozent, es ist nur notwendig, daß er die Tatsache akzeptiert. Lange Zeit hat er gezaudert und sich gefürchtet, hat sich dagegengestemmt, als ginge es um Leben und Tod – aber vor gut zwei Monaten tauchte Ralf auf, ein Kerl wie ein Felsblock, und legte, ohne sich seine Bedenken auch nur anzuhören, fest die Arme um ihn. "Da bin ich eben dein Erster." Jemand, der ihm keine Wahl ließ, der die quälenden Fragen durch klare, handfeste Antworten ersetzte. Seitdem ist es, wie es ist.

Er vergräbt, in Gedanken an ihre ersten Berührungen, den ersten Kuß, die Hände in den Hosentaschen. Dann geht er zu dem Bild auf dem Nachtschrank und steckt es zurück zwischen die Schallplatten.

Es gibt sie schon, die Nächte, in denen er hier wachliegt und sich nach Ralfs starken Armen sehnt, nach seinem stoppligen Kinn und dem Geräusch seines Atems. Er weiß, daß Ralf andere Kerle braucht zwischendurch. "Das hat nichts mit uns zu tun, Micha."

Ja, aber er will nicht, daß Ralf sich mit anderen abgibt. Der Gedanke, daß fremde geile Typen seinen Freund anfassen, macht ihn ganz krank.

Er geht zum Fenster und öffnet es. So, Ralf meint, es wäre gut, wenn sie zusammenziehen würden. Hat er nicht im geheimen auf dieses Angebot gehofft? Nacht für Nacht miteinander im selben Bett. Die Vorstellung erregt ihn. Am liebsten würde er jetzt zum Schrank gehen und seine Sachen packen. Aber so einfach kann er nicht verschwinden. Wenn er wirklich zu Ralf ziehen will, dann muß er Klarheit schaffen. Er will ja. Er kann es auch gar nicht länger mit sich herumtragen, er bringt nicht mehr die Kraft auf. Außerdem ist die Stadt klein. Es gibt Nachbarn, von denen einige auf "Sensationen" geradezu erpicht sind. Gerüchte kommen schnell auf, dies und das sickert durch, eines Tages wird es sich bis zu seinen alten Herrschaften herumgesprochen haben – und er ist es ihnen schuldig, daß sie es von ihm selbst erfahren. Nur weiß er nicht, wie er, wenn er jetzt hinausgeht, zu seiner Mutter sagen soll: Es tut mir leid, aber ich bin schwul. Er hat keine Ahnung, wie man einem Vater, der ja auch ein Mann ist, erklärt: Paps, ich liebe einen Kerl, und wir wollen zusammenziehen. Er kann sich nicht im Traum vorstellen, wie sie reagieren werden.

Es gibt eigentlich nichts, worüber in ihrer Familie nicht gesprochen wird – von Sex abgesehen. Sex ist vielleicht nur Familienthema, wenn man Mädchen hat, Töchter, die es vor Schwangerschaften zu schützen gilt.

Seine Eltern haben zwei Söhne, der eine ist elf, also noch zu jung für Dummheiten, und der andere, wie sie annehmen, vernünftig genug. Als hätte Sex etwas mit Vernunft zu tun. Einmal hat seine Mutter gesagt: "Halt dich ruhig zurück mit den Mädchen, ist schon richtig. Die Frauen stehen heute nicht mehr auf Draufgänger." Sein Vater hat gelacht und erwidert: "Ach, du willst ihn nur für dich allein haben, das ist alles." Er schließt das Fenster, er kann die Geräusche von draußen nicht ertragen. Es ist schlimm, wie verletzlich er wird, wenn er eine ernsthafte Entscheidung zu treffen hat. Die Wahrheit ist, daß er es ihnen einfach sagen *muß*.

Seine Mutter. Sie ist so eine kluge, gebildete Frau, Unterstufenlehrerin, verantwortungsbewußt und hingebungsvoll bis zur Selbstaufgabe, doch es gibt Dinge, die sie nicht begreift. Für sie ist das Leben Organisation und Ordnung. Sie glaubt daran, daß jeder Mensch auf seine Weise perfekt sein kann, wenn er nur will und in der richtigen Weise gefördert wird. Es gibt ihrer Meinung nach keinen Schmerz, der nicht, bei Anwendung der richtigen Methode, beseitigt werden könnte. Diese ihre Sicherheit ist es, die ihn manchmal hilflos macht, er hat Angst, daß sie sich, wenn er ihr sagt, wie es um ihn steht, verzweifelt an die Brust schlägt und ausruft: *Was haben wir falsch gemacht! Was nur!* Und sie hat mit ihren Schülern schon Kummer genug.

Er geht in seinem Zimmer auf und ab.

Klar ist, daß sie es nicht von anderen erfahren darf, das täte ihr noch mehr weh – wieder würde sie die Schuld bei sich suchen: *Bin ich so eine schlechte Mutter, daß du kein Vertrauen zu mir hast?*

Und sein Vater, sein Vater erst. Daran darf er gar nicht denken, das schiebt er weg.

Er drückt die Faust gegen die Wand. Was soll er machen. Es noch hinauszögern, Ralf hinhalten, das halbe Leben lang Komödie spielen? Ich werde, nimmt er sich vor, jetzt ruhig bis drei zählen, dann geh ich ins Wohnzimmer und sag es ihnen.

Er zählt. Bei drei wendet er sich vom Fenster ab, bereit, die Sache hinter sich zu bringen. Er dreht energisch den Schlüssel im Schloß und geht hinaus. Die dunkelbraune, polierte Tür zur Wohnstube ist nur angelehnt, er hört, wie seine Mutter etwas vorliest. Dem Tonfall ihrer Stimme nach zu

urteilen, handelt es sich um einen Schulaufsatz. Er hört seinen Vater lachen. Also dann, Leute, denkt er und stößt die Tür auf.

Da sitzen sie, beide über den Tisch gebeugt, und schauen in ein Heft, sie amüsieren sich nicht schlecht. Der Vater liest gern die Klassenarbeiten, die die Mutter zu korrigieren hat, und dafür hört sich die Mutter bereitwillig alle Geschichten an, die der Vater aus der Apotheke mitbringt.

"Micha," sagt sie als sie ihn in der Tür entdeckt, "das mußt du lesen. Der Junge ist der reinste Anarchist."

"Wo steckt Berty?" fragt er nur.

"Dein Bruder holt die Batterien für deinen Kassenrecorder."

"Das hätte nicht unbedingt sein müssen."

"Ach," sagt sie, "du weißt doch, daß er springt, wenn du pfeifst. Verrat mir mal, wie du das machst."

"Eine Hand wäscht die andere. Dafür unterschreibe ich seine Klassenarbeiten."

"Untersteh dich!"

"Ich unterschreibe doch nur die Vieren und Fünfen."

"Micha, ich warne dich." Sie droht ihm mit dem Kugelschreiber.

"Sieh zu, daß du fertig wirst," knurrt der Vater sie an, "ich will einen Film sehen. Es ist kurz vor sechs." Die Klassenarbeiten interessieren ihn nicht mehr.

"Kurz vor sechs, kurz vor sechs", öffnet sie ihn nach. "Geh in die Küche und deck den Tisch, dann tust du was Nützliches. Ich bin gleich fertig." Sie schaut wieder auf das Heft hinab. hebt dann rasch den Blick – "Ist was, Micha?"

Er sieht sie an, sieht sie nur an – und hört sich sagen: "Nein. Wieso?"

"Du guckst so komisch. Ist alles in Ordnung?"

"Freilich. Übrigens", auf einmal ist er wütend, "finde ich das ganz fies, Schulaufsätze vorzulesen. Die Rotznasen geben sich sonst was für Mühe, und ihr lacht euch schief und krumm."

Die Eltern sehen sich erstaunt an.

"Über deine haben wir auch gelacht", sagt sein Vater schließlich grinsend, steht auf und schaltet den Fernseher ein. "Jedem, wie er es verdient."

"Tolle Einstellung, Giftmischer."

"Giftmischer? Ich erinnere dich dran, wenn du weder Zahnschmerzen hast und nach Tabletten quäkst.

"Ich quäke nicht" sagt er. Sein Vater zuckt die Achseln, und ihm fällt ein, wie der alte Herr eine ganze Nacht an seinem Bett verbracht hat, als er eine schwere Angina hatte.

"Ich geh noch mal weg."

"Wohin willst du?" fragt seine Mutter prompt.

Es ist ihm lästig, und doch genießt er ihre übertriebene Fürsorge, vielleicht mehr als jemals zuvor.

"Beate," sagt sein Vater deutlich, "er ist erwachsen und kann machen, was er will."

"Hab doch nur mal gefragt."

"Weiß noch nicht," sagt er, "aber ... ich muß einfach raus. Luft schnappen." Er geht zu ihr, berührt leicht ihre Schulter, sie lächelt und sagt: "Komm aber nicht so spät heim."

"Auf keinen Fall nach Mitternacht. Tschüs, Medizinmann", ruft er zu seinem Vater hinüber.

"Tschüs, Großer", sagt sein Vater, ohne sich umzudrehen, aber die Stimme verrät, daß ihm die Wandlung vom Giftmischer zum Medizinmann angenehm ist.

Michael nimmt seinen Wohnungsschlüssel von der Kommode und schlägt die Tür hinter sich zu. Auf der Treppe beschließt er, die Zigaretten und eine Jacke mitzunehmen. Er geht zurück in die Wohnung.

Sicher, sie haben recht, er ist erwachsen, aber erst seit dem Moment, als jemand namens Ralf Rumma ihn aufs Bett zog und er sich nicht wehrte.

Er zieht die Jacke über und steckt die Zigaretten und das Feuerzeug in die Tasche und verläßt zum zweitenmal die Wohnung.

Unten an der Haustür läuft ihm sein Bruder in die Arme.

"Micha, ich hab die Batterien. Das Geld hat Mama ausgelegt. Hier."

"Nimm sie mit hoch." Er zerzaust Bertys rotblondes Haar. Berty entzieht ihm lachend seinen Kopf, und Michael boxt ihn spielerisch in die Sete.

"Du Hammel, ich laß die Batterien fallen!"

"Dann wirst du sie wieder aufheben müssen, Stück für Stück, auf allen Vieren."

Berty lacht, dann fragt er ernst: "Du gehst weg? Du hast gesagt, wenn ich die Batterien hole, spielen wir heute abend Schach."

"Was meinst du damit, du kleine Eule? Du kannst überhaupt nicht spielen."

Berty sagt, nicht im mindesten verunsichert: "Ich spiele schon besser als am Anfang."

"Du kannst kaum den König von der Dame unterscheiden."

"Doch. Der König ist der mit dem Kreuz auf'm Kopf."

"Quatsch, Eule. Schaff die Batterien hoch. Gibt sowieso gleich Essen."

"Aber morgen abend spielen wir eine Runde."

"Es heißt nicht Runde, es heißt Partie. Ist das klar?"

"Ja!" Berty springt an ihm vorbei die Treppe hoch. Michael sieht ihm nach. Er hört, wie die Tür oben geöffnet und zugeschlagen wird. Einen Moment versucht er sich vorzustellen, was sein Bruder davon halten wird, dieser magere kleine, rotblonde Verrückte. Die großen Brüder der anderen Jungen fahren Motorrad, springen im Bad furchtlos vom Zehnmeterbrett und vollbringen Heldentaten bei den schönen Mädchen. Und Bertys großer Bruder? Bertys großer Bruder ist schwul.

Er bleibt an der Haustür stehen. Die Sonne blendet ihn. Manchmal hat er direkt Angst, das Haus zu verlassen, es ist eine Zuflucht, ein sicherer Ort. Wie sicher wird er sich hier noch fühlen, wenn sie es erst wissen, seine Eltern, die übrigen Hausbewohner? Er stellt sich das Gesicht von Manuela Rochniß vor, die ihm auf verschiedene Weise ihr Interesse bekundet hat. Er wußte nie, wie er ihr klarmachen soll, daß ihr Fall hoffnungslos ist, daß ihre Reize für ihn keine sind. Er hat sich nur über sie amüsiert. Später wird sie ihren Freunden lachend berichten: *Linksgestrickt, könnt ihr euch das vorstellen? Da hatte ich freilich keine Chance!* Er glaubt das Gelächter zu hören. Und der Hausmeister ist ein chauvinistischer Dreckskerl. Er haßt Tiere, spielende Kinder, Jungverliebte, Leute, die trinken und rauchen, Ausländer, alles, was nicht ist wie er. Der bringt es fertig und stellt ein Schild im Garten auf: *Hunden und Homosexuellen ist das Betreten des Rasens verboten.*

Nein, so schlimm wird es nicht kommen.

Er tritt entschlossen hinaus auf die Straße.

Es ist noch immer heiß, die Luft flimmert, riecht nach Staub, Autoabgasen und Gebackenem. Sie riecht nach all den Menschen, die hier leben.

Er zieht die Jacke wieder aus und hängt sie sich über den Arm. Ruhig geht er die Straße entlang, er hat kein bestimmtes Ziel. Ralf fährt noch auf seinem Laster, vor sieben, acht Uhr wird er nicht zu Hause sein. Vielleicht macht er unterwegs einen Abstecher, um Freunde zu besuchen. Was Ralf so Freunde nennt.

Er möchte nicht darüber nachdenken. Kann sein, es wird anders, wenn sie zusammen wohnen. Aber auch davor fürchtet er sich. Daß Ralf, wenn sie jede Nacht miteinander verbringen, bald genug von ihm haben wird. Und dann?

Er blickt auf den Bürgersteig vor sich. Wenn Wind aufkommt, wirbeln lange Fahnen von Staub über die Straße. Der Himmel ist blau wie das Meer, das er aus dem Urlaub kennt.

Er hat schon mit dem Gedanken gespielt, die Stadt zu verlassen, irgendwohin zu gehen, wo niemand ihn kennt und wo zu viele Menschen leben, als da sich der eine noch um den andern kümmern könnte. Einer von vielen sein, unbeobachtet, frei. Aber wenn er vier Wochen von zu Hause weg ist, sehnt er sich danach, zurückzukommen. Die Bäckersfrau ruft jedesmal, wenn er vorübergeht: "Na, Micha, mein Kleiner, was machen Vater und Mutter?" Wenn er sich Samstag ans Ende der Schlange stellt, nimmt sie ihn ganz selbstverständlich vor und packt ihm die knusprigsten Brötchen in den Beutel. Murrst jemand, kontert sie gelassen: "Mein Neffe, der Junge, und Familie hat Vorrang." Für sie ist er noch immer der nette Kleine von nebenan. Daß er inzwischen einundzwanzig geworden ist, ignoriert sie gekonnt.

Eine Erinnerung überfällt ihn, er muß lächeln. "Was denn, einundzwanzig?" hatte Ralf entgeistert ausgerufen. "Mann, du siehst aus wie sechzehn." Dann, grinsend: "Aber's ist mir schon lieber, daß du volljährig bist."

Plötzlich, allein auf der Straße, allein im Universum, fragt er sich: *Was werde ich tun ohne ihn? Was, wenn ich ihm nicht halb so viel bedeute wie er mir?* Denn für Ralf gibt es immer einen Ausweg, er hält das Leben für eine Art Achterbahn, "schwindelerregend, aber toll", und es ist, als wäre er gar nicht auf andere angewiesen. Vielleicht macht das der Beruf. Sein

bester Kumpel ist sein Lastwagen. Sagt er jedenfalls. "Ohne die Straße würde ich kaputtgehen, Kleiner. Ich halte es zur Not 'ne Weile ohne Kerle aus, aber nicht ohne meine Karre."

Bei ihm ist es nun anders. Er hat in der Polsterei eine Menge Kollegen. Auf den Anblick einiger von ihnen würde er so manchen Tag gern verzichten. Er hat eigentlich nur drei wirkliche Kumpels dort, Klemme, Hartmut und Irene.

Die Umgebung belebt sich wieder, Leute verlassen Häuser, überqueren die Straße, er hört ein Kind kreischen und einen Hund heiser kläffen. Auf einmal fühlt er sich schüchtern, unsicher, als wäre er an einem fremden Ort. Er möchte jetzt niemandem begegnen, den er kennt. Einmal, als er mit Ralf unterwegs zu einer Kneipe war, ist er einer Kollegin seines Vaters über den Weg gelaufen. Er hat nicht mal ein "Guten Tag" herausgebracht, hat nur gefürchtet, die Frau könnte zufällig über Ralf Bescheid wissen. Dann, in der Apotheke, würde ein Hinweis genügen, eine beiläufig gestellte Frage: *Dein Micha treibt sich neuerdings mit Schwulen herum? Glaubst du, daß das der richtige Umgang für ihn ist?* Aber der Sohn dieses Vaters ist einundzwanzig Jahre alt, man kann ihm nichts mehr verbieten, man kann sich nur so seine Gedanken machen. Oder man macht sich, vorsichtshalber, keine.

Seit sein Vater weiß, daß der Bibliothekar im Kulturhaus homosexuell sit, leiht er nur noch selten persönlich Bücher aus, oder ist der Herr Papa vielleicht einfach nur bequem geworden? Aber was sollte dann diese Bemerkung? "Ich habe mich schon gefragt, warum der Mensch so überaus freundlich ist, so freundlich", ein kurzes, nervöses Lachen, "zu Männern." Tja, welchen anderen Grund könnte wohl jemand haben, freundlich zu sein.

Er geht an der Apotheke vorbei, ohne durchs Fenster hineinzublicken. Es st sowieso geschlossen. Für die Nacht und dringende Fälle gibt es einen Notdienst. Jemand, der Bescheid weiß, ist immer zu Haus.

Lieber Gott, er möchte nicht an seinen Vater denken. Das allein könnte ihn veranlassen, irgendwo in einen Teich zu springen oder seinem Leben auf andere Art ein Ende zu setzen. Er hätte da berühmte Vorbilder, zum Beispiel den Engländer Alan Turing, den "Vater des Computers", während des zweiten Weltkrieges unentbehrlich für den Geheimdienst im Kampf

gegen die Nazis, aber geschmäht und verhöhnt als Homosexueller. Er tötete sich. Denn was ist der Mensch ohne die Achtung der Gesellschaft, in der er lebt?

Wie kann ich es jemals meinem Vater sagen, denkt er, als er die Straße überquert, um die Auslagen im Schaufenster des Zoogeschäfts zu betrachten. Angelzubehör, Aquarien, Vogelkäfige. Dann erkennt er in der Schaufensterscheibe sein Gesicht, seine Augen. Der alte Herr lebt und stirbt für seine Apotheke. Jedermann in der Stadt, der Medikamente braucht oder sich für Naturheilmittel interessiert, weiß seine Fähigkeiten zu schätzen. Was wird passieren, wenn sie erfahren, daß er so einen Sohn hat? Sie werden ihn, das zuerst, bemitleiden. Sie werden, womöglich hinter vorgehaltener Hand, tuscheln: *Dagegen kann er kein Mittelchen auftreiben, der Meister, gegen sowas, hihi, ist kein Kraut gewachsen.* Und überhaupt, wie vertragen sich des Vaters Ansichten von Sauberkeit und Hygiene mit dem abnormen Verhalten des Söhnchens? *Diese Typen sollen ja direkt Schweine sein. Es schüttelt einen, wenn man sich nur vorstellt, wie sie's machen.*

So denken sie. So denken sie, während sein Vater ihnen Zäpfchen gegen Hämorrhoiden und Tabletten gegen Durchfall über den Tisch schiebt, und sie werden sich mit ihrem dankbarmitleidsvollen Lächeln ungeheuer sauber vorkommen, solide, abgehoben.

Sein Gesicht in der Schaufensterscheibe, es ist wie erstarrt.

Er kann versuchen, sich einzureden, daß die Menschen nicht so sind. Aber sie sind so. Wenigstens in diesem Nest. Sie begegnen dem, der ihnen ähnlich ist und also offenkundig zu ihnen gehört, hemmungslos freundlich, aber einen, der sich in ihren Augen unmöglich gemacht hat, stoßen sie von sich, bespötteln oder verachten ihn, je nach Schwere des Vergehens. Über den harmlosen, liebenswürdigen Bibliothekar lächeln sie, aber das ist genauso schlimm, als zeigten sie mit dem Finger auf einen, der sein Kind im Suff mißhandelt hat.

Er betrachtet die Angelruten, vergleicht sie miteinander und kommt zu dem Schluß, daß seine, die zu Hause auf dem Wäscheboden steht, die beste ist. Am Wochenende muß er mal wieder raus. Vielleicht kann er Ralf überreden, mitzukommen, aber wahrscheinlich nicht. "Angeln? Ach, da passiert doch nichts. Laß uns kegeln gehen."

Er schaut an dem Angelzubehör und den Vogelkäfigen vorbei ins Innere des Raumes. Unter einem der Gestelle für die Aquarien, in denen sich die Zierfische tummeln, steht ein Glaskasten mit einem weißen Kaninchen. Es ist eine Zwergausführung für die Wohnung, als Spielzeug für die Kinder gedacht. Ralf hat eine Schildkröte. "Wenn es ihr reicht, macht sie einfach die Schotten dicht. Kluges Tier, was?" Ja. So eine Schildkröte kann sich verkriechen, ist taub und blind und unverwundbar in ihrem harten Panzer, aber was tut man, wenn man ein Mensch ist?

Einmal ist er mit Ralf die Treppe zu seiner Wohnung hinaufgestiegen, sie waren angetrunken, blödelten, als ein junger Mann und eine junge Frau herunterkamen. Ralf grüßte die beiden, sie grüßten zurück, aber dann piffte der männliche Teil des Paares die ersten Takte vom Hochzeitsmarsch, und der weibliche kicherte. Da hatte er den Wunsch verspürt, so schnell wie möglich nach oben zu kommen. Nicht mehr gesehen zu werden.

Er wendet sich vom Zoogeschäft ab. Soll er ins Kino gehen? Er schaut auf die Uhr und stellt fest, daß der Film schon eine dreiviertel Stunde läuft. Wenn er nur wüßte, wohin er gehen soll.

Ein Bus hält an der dafür vorgesehenen Stelle, fährt schwerfällig wieder an und entfernt sich mit ungeheurem Dröhnen. Die Körper der Leute darin folgen so sicher den Gesetzen der Schwerkraft, daß man sie für Organe des großen Fahrzeugs halten könnte.

Er hat wieder dieses Gefühl, das nur aufhört, wenn Ralf ihn in die Arme nimmt. Sein alter Herr hat keinen Sinn für Zärtlichkeiten zwischen Vater und Sohn, nie gehabt. Ein freundlicher Knuff in die Seite – bestenfalls.

Er ist an der Schule angekommen. Der Hof liegt still und verwaist da, im Keller des Gebäudes rumort jemand, sicher der Hausmeister. Die Mülltonnen am Hoftor. Sind es dieselben wie früher? Bestimmt. Mülltonnen halten sich ewig. Die beiden Apfelbäume sind größer geworden. Er hat sonst nie darauf geachtet.

Vielleicht wird seine Mutter seinem Vater eines Tages vorwerfen: *Er brauchte einen Freund, eine männliche Schulter zum Anlehnen, aber du warst nie für ihn da, du hast immer geglaubt, er schafft alles allein! Nun hat er sich diesen Freund gesucht, und was jetzt?* Für sie ist alles einfach und erklärbar, deshalb wird sein Vater beschließen, sie mit ihren eigenen

Waffen zu schlagen, er wird behaupten: *Wenn du ihn nicht so verhätschelt hättest, wäre ein ordentlicher Mann aus ihm geworden.*

Wie nahe kommt all das der Wahrheit? Er weiß es nicht. Es ist das Ungewisse, das in ihm ruht. Nein, nicht ruht, es tobt in ihm, es stößt ihn hierhin und dorthin, es läßt ihn nachts schweißnaß erwachen, läßt ihn zittern und bringt ihn mühelos zum Weinen, jedenfalls hat es ihn vollkommen in der Gewalt.

Er lehnt sich gegen den Zaun, bis der Hausmeister auftaucht und ihm einen mißtrauischen Blick zuwirft. Natürlich, er kann nicht erwarten, daß der Alte ihn wiedererkennt, nach fünf Jahren. Er geht vom Zaun weg und macht ein paar Schritte, aber er schaut noch einmal zum ziegelsteinroten Schulgebäude hinüber.

Wenn man die Zeit zurückdrehen könnte! Aber dann begreift er, daß er das gar nicht will. Erstens ist er kein herausragender Schüler gewesen. Herausragend höchstens in dem Sinne, daß er in Betragen nicht nur einmal eine Vier nach Hause brachte. Seine Mutter ist oft entsetzt gewesen. "Micha, bitte, die meisten glauben, daß man anderer Leute Kinder nur gut erziehen kann, wenn man das auch bei seinen eigenen schafft. Tu mir den Gefallen und reiß dich zusammen. Spiel nicht immer den Clown." Aber gerade das hat ihm oft weitergeholfen: den Clown zu spielen. Er hat mit sechzehn noch ausgesehen wie zwölf. "Michalein" haben sie ihn genannt. Das macht nicht eben selbstsicher.

Er hält nach dem Hausmeister Ausschau, der gerade über den Hof schlurft, als hätte man ihm Bleigewichte an die Füße gebunden. Diesen Hausmeister, der schon alt auf die Welt gekommen sein mußte, hat er immer gemocht. Sonst, von seiner Mutter abgesehen, niemand von den Erwachsenen hier. Oder doch, einen der Lehrer, Schlegel. Noch jetzt bekommt er, in der Erinnerung an ihn, Herzklopfen. Er geht an dem roten Schulgebäude vorbei, geht langsam daran vorbei ...

Ein neuer Lehrer wird ihnen vorgestellt, der, wie es heißt, nur für ein Jahr bleibt. Er gibt Sport und noch ein paar Fächer, bis Frau Kornetzky ihr Babyjahr beendet hat. Er ist sechsundzwanzig, kommt gerade von der Hochschule, sie sollen ihm keinen Kummer machen, er muß sich erst an den Schulbetrieb gewöhnen. Sie machen ihm keinen Kummer. Schlegel ist blond, gut gebaut und kann im Gegensatz zu Frau Kornetzky im

Sportunterricht alles, was er von seinen Schülern verlangt, selbst vormachen. Beim Bockspringen fängt er nicht nur die stets kichernden Mädchen, sondern auch die Jungen auf. Er hat einen Griff, daß man weiß, mir kann nichts geschehen. Und er, vierzehn Jahre alt, entdeckt Dinge an einem Menschen, die er nie zuvor gesehen hat. Augen und Augenbrauen, die Lippen und Zähne, die Haare in den Achselhöhlen, Schultern, Beine. Zum erstenmal merkt er, daß es eine Sehnsucht gibt, die aus dem Bauch kommt.

Nein, das möchte er nicht nochmal durchmachen. Damals begann er zu wünschen, er wäre jemand anders. Schlegel verschwand wieder, und zwei Jahre später verließ auch er die Schule.

Er hat Lust, sich zu betrinken. Wo kann er das tun? Es gibt nur wenige Kneipen. Die nächste ist die *Schleuse*.

Also gut, warum soll er sein Bier nicht da trinken? Er tastet in der hinteren Hosentasche nach Geld. Zwei oder drei Scheine, er schaut nicht genau nach, es wird genügen.

In dem kleinen Park am Bahnhof tummeln sich junge Leute. Jemand läuft kurz vor einem Lastwagen über die Kreuzung. Eine ältere Frau zieht ihren überfütterten Hund an weggeworfenem Bonbonpapier vorbei.

Er beobachtet eine junge Frau, die in einem leichten, bunten Kleid und auf gefährlich hohen Absätzen dem Bahnhofsgebäude zustrebt. Klack, klack, klack. Sie wirft das lange, weich aussehende Haar nach hinten. Er sieht, wie es über ihren Rücken fällt. Sie erinnert ihn, vielleicht durch den Gegensatz, an Marion, die klein war, zierlich, mit kurzgeschnittenem, dunklem Haar. Nach einem Saufgelage bei einem Bekannten hatte er sie heimgebracht und war mit auf ihre Bude gegangen. Hinterher hatte er sich leer gefühlt. Nur leer.

Er weiß jetzt, daß er auf dem Weg zur *Schleuse* ist. Bilder flammen in seinem Gedächtnis auf, er schiebt sie weg, es sollte doch lang genug her sein, das alles. Noch nicht?

Seine jähen, von ihm mit Erschrecken wahrgenommenen Erektionen, wenn er mit den anderen Jungs nach dem Sport duschte. Wann immer sich im Fernsehen ein Mann entkleidete, geriet er in Erregung. Er wurde sechzehn, siebzehn, und seine Welt war plötzlich voll von Kerlen, die sich nach der Arbeit reckten und dehnten, um die Muskeln zu entspannen, die

nach Schweiß rochen und filterlose Zigaretten rauchten, die tagtäglich Kämpfe austrugen, von denen er keine Ahnung hatte. Und dann die Sache am Meer damals.

Er krümmt sich innerlich, versucht es abzuschütteln, es ist so sinnlos, das immer wieder zu erleben, selbst jetzt noch, wo er das Urteil über sich gesprochen hat.

Er läuft über die Fahrbahn, ohne auf die Autos zu achten, und steigt schwerfällig die paar Stufen zum Eingang der *Schleuse* hinauf. Jemand öffnet die Tür von innen und rennt fast gegen ihn, dann murmelt er nachlässig eine Entschuldigung und stolpert so eilig um die nächste Ecke, als läge daheim jemand im Sterben.

Er betritt die Kneipe, setzt sich an einen leeren Tisch neben der Theke. Es ist kurz vor sieben In einer Stunde kann er bei Ralf vorbeischaun. In einer ganzen Stunde erst.

Er zieht die Zigaretten aus der Jackentasche. Im Aschenbecher liegen schon einige Kippen. Aber die Tischdecke ist sauber. Er zündet sich also eine Zigarette an und sieht dem Rauch nach.

Es ist das schlechte Gewissen, das ihn die Sache nicht vergessen läßt. Er erinnert sich überdeutlich an die Stille in diesen warmen Nächten. Und wie das Meer auf den Strand gekrochen kam, beinahe lautlos, wie ein Tier, das sich anschleicht. Eines Abends merkte er, daß er nicht allein war. "Kannst du auch nicht schlafen?" fragte ein junger Mann, den er mehrmals gesehen, mit dem er aber noch kein Wort gewechselt hatte. Sie blickten sich an, und er starrte förmlich in diese fremden blauen Augen. – Heute ist ihm, als hätte er tagelang nichts anderes getan.

Er raucht verbissen. Ist froh, hier unter all den Kerlen zu sitzen, die trinken und Karten spielen und schwatzen und schlechthin nichts von dem, was sie tun, ernst zu nehmen scheinen. Hier kann er sich allein fühlen, ohne allein zu sein.

Wenn seine Mutter von jenem Urlaub am Meer schwärmt, ist da bei ihm zuerst ein Gefühl der Trauer, der Verlegenheit, das ihn quält, noch nach drei Jahren. Damals, mit achtzehn, hat er es schon sicher gewußt, aber er hat sich gewehrt. Er hat Kai, den Jungen mit den sagenhaft blauen Augen, von sich gestoßen wie einen, de die Pest hat. Voller nervöser, gespielter Verachtung: *Schwuchtel*.

Verzeih mir, Kai, denkt er jetzt und drückt die Zigarette aus, um sich eine zweite anzuzünden.

So langsam könnte sich die Bedienung sehen lassen. Er schaut sich um und versucht, nicht an Ralf zu denken, der jetzt womöglich in einer anderen Kneipe sitzt, dem vielleicht gerade in diesem Moment irgendein Dreckskerl die Hand aufs Knie legt und hechelt: *Kommst du auf'n Sprung mit raus, Großer?*

Als die Bedienung vorübergeht, sagt er: "Ein Pils bitte. Und zwei Klare."

"Sofort", antwortet die Frau mürrisch. Vielleicht hat auch sie Kummer und will ihren Dienst so schnell wie möglich hinter sich bringen. Oder sie ist derart unfreundlich, weil sie die Männer in diesem Raum verachtet. Sie sieht niemanden direkt an, es ist, als arbeitete sie zwischen Maschinen, unbeeindruckt und routiniert.

Er betrachtet die Zigarette zwischen seinen Fingern. Ralfs Eltern sind bei der Bahn. Nach seinen Worten haben sie keine Ahnung, was er treibt. Er will sie nicht damit belasten. Er hat einfach seine Koffer gepackt und ist weit weg gezogen. Wenn er sie oft besucht, dann einmal im Jahr, seine Arbeit, seine Freunde sind ihm wichtiger.

Er schaut in den Aschenbecher hinab.

Die Kollegen. Die Kumpels. Klemme, mit dem er zusammenarbeitet, hat kürzlich gesagt: "Diese schmierigen Typen vom andern Ufer sind wirklich das Letzte. Da hat mich doch tatsächlich einer in der *Schleuse* angequatscht. Wenn die nicht zufällig das beste Bier hätten, würd ich da keinen Fuß mehr reinsetzen, pfui Deiwell!"

Das ist ein Alptraum. Er fängt schon an zu heucheln. Wenn Klemme dabei ist, zwingt er sich, attraktiven Mädchen nachzusehen. Klemme sagt dann lachend: "Ich warte nur auf den Tag, wo du dich rantraust." Aber das einzige Mädchen, das er mag, ist Irene, die im Büro arbeitet und glücklich verheiratet ist.

Die mürrische Bedienung erscheint, bringt sein Bier und seinen Schnaps. Sie stellt alles sorgsam vor ihn hin und schaut ihn nun doch an, und zwar so, als bezweifle sie, daß er bereits das nötige Alter hat. Er weiß nicht, wie er sagen soll: *Hören Sie, ich bin über zwanzig, nur ein bißchen schwächig, Gnädigste*. Er ist ohne Personalausweis unterwegs, und so bleibt ihm nichts anderes übrig, als selbstbewußt zu lächeln. Die Frau entfernt sich, ohne

ihm Schnaps und Bier wieder weggenommen zu haben. Er atmet auf und zündet sich eine neue Zigarette an. "Das Qualmen wird dich noch ins Grab bringen", pflegt Ralf zu sagen. "Ich bin schon vor Jahren auf Kaugummi umgestiegen, ist auch besser für die Zähne." Ralf hat wunderbare weiße Zähne. Aber er mißbraucht sie oft dazu, Bierflaschen von den Kronkorken zu befreien.

Behutsam stippt er die Asche von seiner Zigarette und betrachtet dann die glühende Spitze. Eine Welle von Zärtlichkeit überkommt ihn. Er denkt an Ralfs Mund, an alles, was er fühlt, wenn sie sich küssen, und er schließlich die Gewißheit hat, daß er Ralf, diesen Riesen, vollkommen verrückt machen kann, er, ein magerer kleiner Kerl, der jünger aussieht, als er ist. Dann fühlt er sich groß und wichtig. Wenn Ralf bettelt: "Komm, laß uns ins Bett gehen. Scheiß auf's Kino, der blöde Film läuft noch die ganze Woche." Oder wenn er hinterher schüchtern fragt: "War's gut?"

Der Zigarettenqualm brennt ihm in den Augen. Er kippt den ersten Klaren und trinkt einen Schluck Bier nach.

"... das nötige Kleingeld fehlt," sagt ein Mann am Nebentisch, "was willst du da machen? Kannst noch so viele gute Ideen haben, aber wenn's mit der Finanzierung hapert ... – !"

"... du jemals eine gute Idee gehabt hast, möchte ich wissen ..."

"... mal auf die Idee kämst, eine Runde zu schmeißen, wären schon alle zufrieden, aber da hängt's auch wieder an der Finanzierung, was?" Sie lachen.

Er kippt den zweiten Klaren, trinkt wieder Bier nach. die Luft im Raum ist schon zum Zerschneiden, aber niemand öffnet ein Fenster.

Er beginnt wieder zu schwitzen, wirft einen raschen Blick auf die Uhr über der Theke und stellt erstaunt fest, daß erst zwanzig Minuten vergangen sind. Wie immer, wenn er zu Ralf will, schleicht die Zeit. Vor acht Uhr wird er auf keinen Fall dort vorbeigehen. Der gute Ralf soll bloß nicht denken, er würde umkomme vor Sehnsucht nach ihm. *Brauchst du dir nicht einzubilden*, denkt er, die Hand ums Bierglas gelegt, *du bist sonstwo, und ich soll daheim brav rumsitzen. Ist nicht drin.*

Er trinkt von dem langsam warm werdenden Bier und begegnet dabei dem Blick eines Mannes, der gleich neben der Tür sitzt, mit zwei anderen

zusammen, die er allerdings nicht zu kennen scheint, man merkt es an der Art, wie er an ihnen vorbeisieht.

Michael setzt das Bierglas ab. Für einen Moment ist er erschrocken. Warum starrt der ihn so an, dieser Dussel. Er soll ihn in Ruhe lassen.

Er nippt wieder an seinem Bier, wütend, am liebsten würde er hinüberryufen: *Glitz woanders hin, geiler Bock!*

Es ist komisch und tragisch zugleich, daß er sich nicht für das halten kann, was er ist. In dem Wort "schwul" findet er sich nicht, er benutzt es nur, weil die anderen es benutzen. Was Ralf und er miteinander haben, geschieht genau zum erstenmal auf der Welt und ist aus diesem Grund unantastbar. Er begreift, daß er Ralf nicht gegen jeden beliebigen Mann eintauschen kann. Oder doch? Würde er in den Armen eines andern auch spüren, was er bei Ralf spürt?

Er schaut, während er den Rest Bier aus seinem Glas trinkt, zu dem Mann an der Tür hinüber, der ihn, wie er beunruhigt feststellt, noch immer fixiert.

Die zwei Schnäpse beginnen zu wirken. Im Grunde mag er keine scharfen Sachen, aber es gefällt ihm, angetrunken zu sein. Dann hören diese dummen Gedanken auf.

Klemme sitzt jetzt wahrscheinlich zu Hause, bei seiner molligen Freundin. Was liegt ihm schon an Klemme, diesem Großmaul. Klemme als Kumpel zu verlieren ist nicht so schlimm. Gehen sie eben nicht mehr zusammen zur Mittagspause, und bei den Betriebsfeierlichkeiten werden sie halt nicht mehr am selben Tisch sitzen, und Klemme trägt dann die neuesten Witze erst mal zu den andern, was soll's. Das ließe sich ertragen. Aber der Blick, Klemmes durchdringender forschender Blick, in dem sich sein Widerwille zeigen wird.

Der Schnaps hilft nicht, es ist noch nicht genug. Er wartet, bis die Bedienung vorübergeht, dann ruft er: "Das gleiche nochmal!"

"Ein Pils und zwei Klare?"

"Nein. Moment. Ein Pils und zwei Weinbrand."

Sie lächelt. Das ist erstaunlich. Sie lächelt ihn wirklich an und fragt spöttisch: "Zum nächsten Pils vielleicht zwei Kiwi?"⁴

"Keine Angst, ich kann es bezahlen."

⁴ *Maoritraum* hieß ein Kiwilikör des VEB Bärensigel Berlin (Delikat)

"Daran zweifelt niemand." Sie entfernt sich, und ihm fällt ein, daß er gar nicht weiß, wieviel Geld er dabei hat. Er schaut auch jetzt nicht nach, er wird sich überraschen lassen.

Er sieht Klemme vor sich, wie er es seiner Freundin erzählt: *Ja, genau, unser Michael. Dabei hat er immer sonstwie mit Weibern geschäkert. Wenn der ein einziges Mal nach meinem Arsch glotzt, schlag ich ihn zusammen!*

Aber es gibt auch andere, Irene zum Beispiel, die ist einfühlsam und verständnisvoll. Die wird vielleicht sagen: *Ich hab mir schon sowas gedacht, Micha. Weil du so zart bist.*

Er zündet sich eine neue Zigarette an. Die Kerle am Tisch nebenan lachen, er sieht nicht hin. Er schaut auch nicht zu dem dunkelhaarigen Mann bei der Tür, er weiß nicht mal, ob der Kerl noch da ist. Weiter, nur weiter: Wie wird beispielsweise Hartmut, sein zweitbesten Kumpel, regieren? Hartmut, der Spaßvogel, der im Umkleideraum gern den Bibliothekar aus dem Kulturhaus imitiert, zur großen Erheiterung aller. Wird er auch ihn imitieren?

Sein Bier kommt, der Weinbrand, er sieht nicht auf, während die Bedienung die leeren Gläser vom Tisch räumt.-

Und was, denkt er, ist mit den anderen? Warum interessiert man sich auch noch brennend dafür, was die denken, von denen an gar nichts hält? Der Mensch ist und bleibt ein Idiot.

Er kippt den ersten Weinbrand. Sein Magen antwortet mit einem krampfartigen Schmerz. Er hat seit Mittag nichts gegessen. Soll er eine Bockwurst bestellen? Aber er tut es nicht, er starrt vor sich hin. Die Männer am Nebentisch lachen noch immer oder schon wieder.

Betriebsausflüge. Solche mit Anhang. Da werden sie sich jedesmal ein kollektives Grinsen verkneifen müssen, wenn Hartmut mit der Liste in der Hand vor ihm stehenbleibt und sich erkundigt: *Was ist mit dir, Micha, kommst du allein?*

Er könnte in der Polsterei aufhören. Aber wo dann anfangen? In jedem anderen Betrieb wäre es das gleiche, und da müßte er seine Brötchen als ungelernter Arbeiter verdienen. Also lieber raus aus der Stadt?

Und Ralf? Und Berty? Seine Mutter?

Er kann sich das nicht vorstellen, er allein in der Fremde. Demnach ist er wirklich verhätschelt. Auf alle Fälle ist er kein Draufgänger. Er fürchtet sich in der Dunkelheit und flieht die Kälte. Wieder legt er die Hand um das Bierglas. Er überlegt: Für wen es von Vorteil wäre, wenn er, nach der fälligen Eröffnung, von hier verschwinden würde. Für seinen Vater bestimmt. Für seine Mutter, die Frau Lehrerin – möglicherweise. Es könnte Eltern geben, die sich merkwürdige Gedanken machen, in der Art: *Hoffentlich ist dieser Michael nicht das Ergebnis der pädagogischen Künste seiner Mutter; aus unseren Söhnen sollen nämlich richtige Männer werden!*

Das Bier läuft kühl seine Kehle hinab. Er schluckt und ist eine Weile von seinen Gedanken befreit.

Aber sie kehren zurück. Berty. Bei dem ist er nicht sicher, da weiß er nicht, tut er ihm was Gutes, wenn er ihn verläßt, oder eher, wenn er bei ihm bleibt. Jemand muß dem Kleinen das Schachspielen beibringen. Wenn man schon eine Lehrerin als Mutter hat, braucht man wenigstens einen Bruder, der sich dann und wann beschwichtigend einmischt: Nee, nee, ich war auch nicht fleißiger als er, damals hast du nur bessere Nerven gehabt! Und dann braucht ein kleiner Junge jemanden, der freundschaftlich und ermunternd den Arm m ihn legt, vor allem, wenn der Vater vor dergleichen Zuneigungsbekundungen einen wahren Horror zu haben scheint. Also, schon wegen Berty muß er bleiben.

Als er den zweiten Weinbrand kippt, merkt er, daß ihm die Tränen hochsteigen. Er zwinkert sie zurück, er schluckt. Die Tür zur Gaststube wird geöffnet, zwei Männer treten bis zur Theke durch, sie sehen aus wie Vater und Sohn. Sie lassen sich Flaschenbier geben und verschwinden wieder.

Was, denkt er, soll später werden? Es wird schlimm sein, solange Berty ein Kind ist. Aber dann? Sein Bruder wird heiraten, selbst Kinder haben – und er ist nur der alternde, verschrobene, sexuell anrühige Onkel Michael, zu dem man die Kinderchen vorsichtshalber nicht ohne Begleitung schickt. Und er selbst wird nie das Gefühl kennenlernen, Vater zu sein, Familienoberhaupt. Er wird niemals wirklich Gelegenheit erhalten, seine Männlichkeit zu beweisen. Denn ein Schwuler kann so ziemlich alles sein, nur kein Mann. Ein Mann hat eine Frau, mit der er Kinder in die Welt setzt. Ein Mann steigt nicht mit andern Männern ins Bett.

Er hat nun genug getrunken, die äußere Welt verliert wohltuend an Schärfe, jetzt kann er sich eingestehen, daß er Ralf, dem Kraftfahrer, richtig verfallen ist. Und es scheint auf Gegenseitigkeit zu beruhen: "Ich hab noch nie mit jemand zusammengelebt, Micha, aber mit dir würd ich's versuchen." Ralf wurde tatsächlich rot und sagte schnell: "Du kannst deine ganzen Bücher und alles mitbringen."

Die Bücher. Baldwin schreibt: *Liebe ist da, wo man sie findet*. Simpel.

Er sitzt vor seinen leeren Gläsern, nun erholsam benebelt. Er will nichts mehr trinken. Es ist fast dreiviertel acht, in zehn Minuten wird er hier losgehen, dann braucht er noch gut eine Viertelstunde bis zu Ralf. Wenn er sich beeilt. Aber er wird sich Zeit lassen.

Er starrt auf die grün-weiße Tischdecke hinunter, die sich rauh anfühlt unter seinen Fingern. Vor ihm im Aschenbecher liegt eine glühende Zigarette, er kann sich nicht erinnern, wann er sie angezündet hat.

Der magere Wirt kauert hinter der Theke, als büße er hier seine Sünden. Die Bedienung ist nirgends zu sehen.

Sein Blick gleitet nach rechts zur Tür und trifft den des Mannes, der ihn unausgesetzt zu beobachten scheint. Er fühlt ein warmes Anschwellen in der Leistengegend. Ralf ist nicht hier. Es ist zum Umfallen. Der Mann nickt ihm zu und lächelt. Vielleicht ist das die Gelegenheit, herauszufinden, wie weit er gehen kann mit anderen. Als ihre Blicke sich noch einmal treffen, steht der Mann kurzentschlossen auf, nimmt seine Zigaretten und sein Glas und kommt zu Michaels Tisch herüber.

"Ist es erlaubt?" fragt er höflich.

Michael nickt. Wenn schon, denkt er, Ralf ist weit weg, er wird es nicht erfahren. Und überhaupt: Wer selbst nicht treu ist, kann auch vom andern keine Treue verlangen.

Er meint zu spüren, daß die Männer am Nebentisch sie aus den Augenwinkeln beobachten. Er räuspert sich, schaut auf die Tischdecke. Der fremde Mann bietet ihm eine Zigarette an, fragt: "Möchtest du noch was trinken?"

Er lehnt die Zigarette ab und auch das andere: "Ich hab genug, danke. Will eh gleich gehen. bezahle nur noch."

"Du kommst nicht oft hierher, oder?"

"Nie. Das heißt" – er macht eine Handbewegung – "sonst ... nie."

"Wartest du auf jemanden?"

"Nein." Er sortiert mit dem Finger die Kippen im Aschenbecher. Und schweigt. Warum soll er auch reden?

Die am Nebentisch lachen laut.

Er preßt die Lippen aufeinander. Wenn er nicht wie gelähmt wäre, würde er nach der Bedienung schreien. Er kann hier schließlich nicht abhauen, ohne bezahlt zu haben, oder?

"Möchtest du nicht doch noch ein Bier?" fragt der Mann fast bittend. Er sieht übrigens ganz gut aus, er ist männlich gebaut, nicht besonders groß, aber kräftig, kein Fett. Dunkles, noch dichtes Haar und dunkle Augen. Er ist vielleicht zwischen fünfunddreißig und achtunddreißig. Ralf ist neunundzwanzig geworden. Aber das hier hat ja nun wirklich nichts mit Ralf zu tun.

Er zieht eine Zigarette aus der Schachtel. Bevor er mit dem Feuerzeug zu Rande kommt, hat der Mann schon ein Streichholz entzündet.

"Danke", sagt er. Ein Zittern durchläuft ihn. "Gut, ich nehme noch ein Bier."

"Fein", sagt der Mann. Er bestellt, als die Bedienung mal zufällig in der Nähe ist, mit ruhiger Stimme, selbstsicher und abgeklärt. Michael fühlt, wie seine Wut auf den Typ schwindet. Einfach weil der Mann sich nicht aus der Ruhe bringen läßt.

Die Bedienung stellt das Bier ab, und der Fremde erklärt bei der Gelegenheit: "Ich hab nur kurz den Tisch gewechselt, ich saß erst da drüben."

"Ja," sagt sie, und ein Lächeln spielt um ihren Mund, "ich weiß."

"Die zwei Bier", sagt Michael und fühlt sich wie kurz vor dem Erbrechen, "gehen auf meine Rechnung."

Die Frau scheint erstaunt zu sein, aber sie nickt. Sie setzt das Bier also auf seine Rechnung. Wenn sein Geld nicht reicht, wird sie einen Anfall bekommen.

"Es war eigentlich meine Runde", sagt der Mann, als die Bedienung wieder fort ist.

"Ist doch egal, wer bezahlt."

"Findest du?" Der Mann blickt ihm lange in die Augen. Wieso hat der sich ausgerechnet zu ihm gesetzt?

Ralf ist damals auch einfach auf ihn zugekommen. Er stand, die Hände in den Hosentaschen, vor dem Kino am Bordstein und langweilte sich. Es war einer jener verregneten Aprilmittage gewesen. Er hatte erst ins Kino gehen wollen, dann aber keine Lust mehr auf den Film gehabt. Er war von den Schaukästen zur Bordsteinkante und zurück gewandert, unentschlossen und mürrisch, allein wie ein Käfer in der Wüste.

"Entschuldige mal," sagte plötzlich ein Kerl neben ihm, "kannst du mir vielleicht fünf Mark wechseln? Ich muß dringend telefonieren." Er sah den Mann an und nickte und suchte brav in seinen Taschen. Da er das Geld nicht zusammenbrachte, schenkte er dem andern ein Fünzigpfennigstück. Der Kerl bedankte sich und verschwand. Er sah ihm nach und begegnete dabei den Blicken eines andern, der nun zu ihm kam und todernt sagte: "Entschuldige mal, könntest du mir einen Strumpf leihen, ich muß dringend die Sparkasse überfallen." Sie hatten gelacht und sich in die Augen gesehen. Donner. "Komm," sagte der Riese sanft, "laß uns ein Bier trinken, bevor du anwächst." Sie hatten viel Bier und später bei Ralf noch Wein getrunken. Nüchtern hätte er die Hürde nicht nehmen können.

"Was ist los?" fragt der fremde Mann. "Worüber lachst du?"

"Ich weiß nicht – "

"Hast du einen Grund, fröhlich zu sein? Du siehst eher aus als hätte dir gerade deine Wirtin gekündigt."

Er lacht wieder. "Ach, sieht man das?"

"Wo schläfst du da heute nacht?"

"Ich hab noch 'ne andere Wirtin."

"Sorgt sie gut für dich?"

"Ausgezeichnet." Er denkt, am Rande der Verzweiflung, die er wegschiebt, an Berty, seinen Vater, an Klemme und Irene, an all, die er braucht, ob er es wahrhaben will oder nicht.

"Sehr gesprächig bist du nicht gerade", sagt der Mann lächelnd. Dabei zieht er eine Braue hoch und dreht den Ring an seinem Finger. Es ist kein Ehering. "Trink wenigstens dein Bier, Junge. Ich meine, bevor es Zimmertemperatur erreicht hat."

"Ja. Und dann geh ich."

"Jetzt schon?"

Sie sehen sich an. Richtig, Kerl ist Kerl. Du mußt nur lange genug niemanden gehabt haben. Der Zahn muß dir tropfen. Das ist vielleicht auch eine Lösung. Keine Eröffnung vor versammelter Mannschaft, er mimt weiter den sexuell Anspruchslosen und flirtet mit Irene. Es wird schon gehen. Er macht halt einfach Schluß mit Ralf und gabelt statt dessen alle paar Wochen einen Fremden auf.

"Wohin gehst du, wenn du deine Zeche bezahlt hast?"

"Nach Hause."

"Und –", der Mann blickt auf seine Hände und dreht an dem Ring, "du hast keine Lust, unterwegs ein Zwischenstation einzulegen?"

Michael zuckt die Achseln. Er ist kurz nach acht Uhr. *Ich will dich sieben Nächte in der Woche.* Er hebt das Bierglas und trinkt, er raucht nervös. die Augen brennen ihm. Er wird jetzt gleich seine Rechnung bezahlen. Wenn nur die Bedienung mal vorbeikäme.

Die Kerle am Nebentisch reden über Autos, die sie haben, die sie sich nächstens anschaffen werden oder die sie sich, wenn sie im Westen leben würden, anschaffen könnten.

"Du siehst sehr gut aus", sagt der fremde Mann leise.

"Ich weiß."

"Nein, ehrlich. Du hast ein hübsches Gesicht."

"Ja, ja. Sie haben mich letztens um ein Haar zur Miss Universum gewählt."

Die Tür geht auf, ein paar Männer kommen herein und suchen sich Plätze. Sie beide, der Fremde und er, bleiben allein an ihrem Tisch. Gut so.

"Wir könnten noch auf ein Glas bei mir vorbeischaun. Meine Hausbar ist voll. Lauter gute Sachen."

"Ach, ich weiß nicht."

"Komm schon, Kleiner. gib deinem Herzen einen Stoß."

"Okay", sagt er. "Ich geh nur noch mal aufs Klo."

Er verläßt den Raum, sucht die Toilette, findet sie sogar. Gleichmütig geht er zu einem der Becken, und während er pinkelt, fragt er sich, warum er sich wie ein Trottel benimmt. Er könnte zu Ralf gehen, jetzt ist der bestimmt daheim. Zurück von großer Fahrt. Verschwitzt und müde. "Massierst du mir mal die Schultern, Micha? Du kannst das. Jaaa, so ist es guut." Das endet stets damit, daß sie sich auf dem Bett wälzen, aneinandergeklammert, stöhnend, als wär's das letztemal.

Er ist fertig mit Pinkeln, macht die Hose zu und blickt kurz in den Spiegel rechts von ihm. Ein blasses Gesicht, blonde Haarsträhnen, schuldbewußter Blick. Warum schuldbewußt?

Er läßt die Klotür hinter sich zurückfallen und geht über den kurzen Flur zurück in die Gaststube.

"So," sagt der Mann, "ich hab deine Rechnung mit bezahlt."

"Warum? Davon war keine Rede."

"Ich hab's eben gemacht. Wollen wir gehen?"

Sie stehen beide am Tisch. Sonderbarerweise läßt es ihn völlig kalt, ob sie beobachtet werden oder nicht.

"Gut," sagt er, um die Szene zu beenden, "gehen wir." Er nimmt müde seine Jacke vom Stuhl und verstaut die restlichen Zigaretten in der Tasche.

Es ist noch warm draußen, und die Stadt ist hell und wirklich, wenn auch, am Abend, etwas ruhiger. Er liebt die Straßen um diese Zeit. Jetzt trauen sich sogar die Katzen raus.

Er denkt, während er neben dem wildfremden Mann hergeht, an Ralfs Schildkröte. Sie braucht Futter und muß gebadet werden, es kommt vor, daß Ralf beides vergißt. Er vergißt auch oft, die beiden Blumenstöcke zu gießen, die er besitzt, und er versäumt es, die Wohnungstür abzuschließen, wenn er morgens wegfährt. Er wird bestimmt mal irgendwo seinen verdammten Arsch liegenlassen, der Idiot.

Da ist plötzlich ein Brennen in seiner Brust. Er bleibt stehen. Der fremde Mann geht ein paar Schritte weiter, dann dreht er sich um und fragt: "Was ist?"

"Nichts, nur ... ich muß in die andere Richtung."

"Wieso?"

Ja, wieso? Er schaut auf die Uhr. als er den Mann wieder ansieht, schämt er sich ein wenig, aber er hat nun mal keine Wahl. Er wendet sich ab und schlendert, die Hände in den Taschen, einfach davon. Der Mann folgt ihm nicht, ruft ihm auch nichts nach, vielleicht hält er ihn für verrückt.

Soll er, denkt Michael, wenigstens hat er die Zeche bezahlt.

Im nahen Bahnhof fährt ein Zug ein. Dann herrscht wieder Stille.

Hör mal, Berty, wird er sagen, das hier ist Ralf, ein sehr guter Freund von mir.

Es ist Sonntag

Pierre Wiepmann beugte sich weit aus dem Fenster, um seinem Freund Axel Knopp zuflüstern zu können: "Entweder, ich komm raus, oder du kommst rein, wie machen wir es? Allerdings, ich soll heute keinen reinlassen."

"Aber du sollst heute auch nicht draußen spielen, oder?" fragte Axel mit einem Grinsen, dem Pierre Wiepmann kaum widerstehen konnte.

"Ja," sagte er, indem er sich mit beiden Händen aufs Fensterbrett stützte und Axels kurze Hosen betrachtete, "ja, das ist blöd. Wetter ist prima, was?"

"So ist das doch immer. Montag bis Sonnabend gießt's, und Sonntag wird's schön. Heute ist es wirklich toll", sagte Axel und breitete die Arme aus. Das Licht spiegelte sich auf seinem Gesicht und den nackten Armen, und sein Grinsen schien die perfekte Antwort auf die Sonnenstrahlen zu sein, die ihn durch das Blätterdach der Buche kitzelten.

"Wir gehen wahrscheinlich nachmittags weg, und ich hab schon die guten Sachen an. Ich soll mich nicht erst schmutzig machen."

"Weißt du genau, daß ihr weggeht?" fragte Axel und legte die Arme um den Leib, als friere er plötzlich. Aber er stand noch immer an derselben Stelle.

"Nein, genau weiß ich es nicht, sie wissen es ja selbst nicht genau, aber ich soll keinesfalls rausgehen und ich soll niemanden reinlassen. Ich soll hier allen spielen, bis wir weggehen. Dann, nach dem Mittagessen."

"Falls sie es sich nicht noch anders überlegen."

"Nein," sagte Pierre und schaute zum Himmel, "glaub ich kaum, das Wetter ist zu gut." Er suchte verbissen nach ein paar angegrauten Wolken, aber er fand keine. "Das bleibt so bis heute abend. Ich komm auch gar nicht raus, ohne daß sie es mitkriegen. Meine Mutter ist in der Küche. Außerdem haben wir Besuch. Freund von meinem Vater. Sie sitzen in der

Wohnstube. Wenn ich an der Küche vorbeikomme, ohne daß meine Mutter was mitkriegt, muß ich immernoch an der Wohnstubentür vorbei, und sie steht meistens offen." Er hob bedauernd die Schultern.

"Hm", machte Axel. "Kannst du ihnen nicht irgendwas erzählen? Du sagst, dir wäre was rausgefallen, und du wolltest es nur holen. Hm," er grinste wieder so verführerisch, "und dann dauert die Suche eben etwas länger. Das ist schon vorgekommen."

"Meine Mutter ist doch nicht doof. Die fragt morgen deine Mutter, wo du in der Zeit warst, und dann kommt alles raus."

"Ja," sagte Axel verwundert, "die verstehen sich ganz gut. Fast so gut wie wir, was?" Wieder dieses Grinsen, das Pierre diesmal erwiderte, bevor er antwortete: "Ich wünschte, sie würden sich nicht so gut verstehen."

Einen Moment lang beobachteten sie beide die kleine Wespe, die über das Fensterbrett krabbelte. Pierre nahm die eine Hand weg, mit der er sich bis jetzt aufgestützt hatte, damit die kleine Wespe ungestört von einer Seite der Mauer zur andern gehen konnte. Ihre Flügel lagen dabei ganz ruhig und sahen aus, als seien sie noch nie benutzt worden.

"Stechen die?" fragte Axel.

"Nein. Naja, ich weiß nicht. Jedenfalls stechen sie nicht, wenn man sie bloß anguckt. Man muß sie schon anfassen oder so."

Axel zog die Brauen hoch und betrachtete das Insekt mit Bewunderung.

"Aber die Sorte sticht nicht," meinte Pierre überzeugt, "viel zu klein. Wahrscheinlich fliegen sie einfach weg, wenn sie einen Feind sehen."

"Wer ist denn ihr Feind?"

"Bienen zum Beispiel."

"Bienen?" fragte Axel erstaunt und starrte noch in die Luft, als die kleine Wespe längst davongeflogen war. "Aber Bienen sind doch nützlich."

"Ja, für uns sind sie nützlich, aber die kleinen Wespen wollen manchmal Honig klauen, und wenn die Bienen sie dabei ertappen, gibt es Krieg."

"Wir nehmen den Bienen auch den Honig weg, oder? Wir sind nicht besser als die Wespen."

Ja, dachte Pierre, das stimmt eigentlich, und er sagte: "Der Stärkere kann immer machen, was er will, so ist das eben. Wären die Wespen stärker als die Bienen, würden sie ihnen den ganzen schönen Honig klauen, und wir hätten nichts. Das wäre was! Überhaupt geht es bei den Bienen ziemlich

streng zu. Wie bei den Ameisen. Jeder weiß, was er zu tun hat, und das macht er dann. Es gibt keine Probleme. Alles funktioniert tadellos. Mein Vater hat mir ein Buch darüber geschenkt. Die Ameisen und ihr Staat. Es ist ähnlich wie bei den Bienen."

"Leihst du mir das Buch mal?"

Pierre nickt und dachte, Axel ist mein bester Freund, da kann man nichts machen. Immer hört er mir zu, wen ich was Neues weiß. Er will alles wissen, was ich weiß. So ein guter Freund ist Axel.

"Was ist mit dem Sonntag?" fragte Axel plötzlich. "Dem Sonntag bei den Bienen? Und den Ameisen? Arbeiten sie da? Machen sie da alles so wie sonst?"

"Klar, die wissen doch nicht, daß Sonntag ist."

"Ich weiß nicht," sagte Axel grinsend, "ich möchte gern ein Kind bei den Ameisen sein. Oder bei den blöden Bienen. Wenn die Alten Sonntag genauso arbeiten wie sonst, dürfen die Kinder sicher auch wie jeden Tag spielen."

"Ja", sagte Pierre, und sie lachten. "Aber", lenkte er dann ein, "es ist noch die Frage, ob die überhaupt spielen und so. Ob sie nämlich wissen, was das ist, spielen. Sie sind ja nur Insekten."

"Geh in den Zoo", sagt Axel aufgeregt. "Die kleinen Tiere da spielen alle. – Alle!"

"Ja, aber im Zoo gibt es keine Insekten", sagte Pierre und dachte, manchmal will er aber auch alles besser wissen, Mensch. "In einer halben Stunde essen wir. Wir essen nur sonntags zusammen. In der Woche nie. Wenn ich jetzt mit dir weggehe und zum Essen nicht zurück bin – oh, oh, oh! Kann ich unmöglich machen."

Axel starrte ihn an. "Das ist wohl nicht langweilig, so allein spielen? Ich meine, in der Wohnung, draußen kann man ja immer noch ... da kann man noch jemanden treffen."

"Hast du wen getroffen?" fragte Pierre interessiert.

Axel wurde rot, zuckte die Schultern. "Ja, Butze und ... na, Butze zum Beispiel." Er schob langsam die Hände in die Taschen seiner kurzen Hose. "Butze. Und Dachs." Er nickte. "Die beiden." Sein Gesicht glühte, und jetzt schaute er zu Boden, die Hände in den Hosentaschen. Seine Fußspitze zog kleine, unsichtbare Kreise auf dem Bürgersteig.

"Und?" fragte Pierre, indem er sich wieder weit aus dem Fenster lehnt, um Axels dunkelrotem Gesicht so nah wie möglich zu sein. "Hatten sie keine Zeit? Wo sind sie?"

"Doch. Sie hatten schon Zeit. Aber ich hab ihnen gesagt, daß ich zu dir gehe und deshalb nicht mit ihnen rumziehen kann."

"Wieso dürfen die denn heute allein raus, so kurz vor Mittag?" fragte Pierre. "Butze muß doch sonntags mit seinen Ollen zu seinem Opa, spazierengehen und so. Jeden Sonntag. Hat er mir gestern abend erst gesagt. Als er hier vorbeigekommen ist."

Das war gelogen, Pierre hatte Butze, seit sie Sonnabend mittag das Schulgebäude verlassen hatten, nicht mehr gesehen, und Butze hatte Pierre gegenüber nie geäußert, daß sie jeden Sonntag beim Großvater auf dem Land verbrachten.

"Deine Eltern", sagte Axel, "überlegen sich doch manchmal auch was anders, oder? Dürfen die von Butze das nicht? Und wenn der Großvater über Nacht ins Krankenhaus gekommen ist? Bei alten Leuten passiert das oft. Das sie mitten in der Nacht geholt werden müssen. Das passiert."

"Hat Butze denn sowas erzählt, eben, als du ihn getroffen hast?" fragte Pierre und sah Axel so fest wie möglich an.

"Nein."

"Kein Wort hat er davon gesagt?"

"Nein!" Axel zog die Hände aus den Hosentaschen und schaute die Straße hinauf und die Straße hinunter. Da waren nur das Sonnenlicht und das Schweigen des Sonntagvormittags.

"Hast du schon gegessen?" fragte Pierre.

"Ja. am Sonntag essen wir eher. Schon um elf."

"Schon so früh? Da ist man doch noch vom Frühstück satt."

"Naja. – Reinlassen kannst du mich nicht. Da geh ich weder. Wir sehn uns morgen. Vielleicht ... treff ich Butze und Dachs noch. Tschüs."

"Axel, wart doch mal einen Moment", sagte Pierre bestürzt. Er begriff so rasch und deutlich, wie man eine Farbe erkennt oder einen Buchstaben, daß er selbst diesen Augenblick herbeigeführt hatte. Warum war er so wütend geworden, als er merkte, daß Axel ihn anlog? Warm hatte er so selbstverständlich eine eigene Lüge erfunden, um Axel für seine zu bestrafen? War es denn nicht ganz unbedeutend, ob Axel Butze und Dachs

nun getroffen hatte oder nicht? Was änderte es daran, daß sie heute nicht miteinander spielen konnten? Wir sind so gute Freunde, dachte Pierre, wenn ich ihn jetzt gehen lasse, hat er morgen in der Schule schlechte Laune und zieht mit Butze los. Mich wird er gar nicht bemerken. Er wird mich auch nicht wieder fragen, ob er das Buch über die Ameisen und ihren Staat lesen darf. Ich hätte es ihm so gern gegeben. die Bilder hätten wir uns zusammen ansehen können.

"Ja?" fragte Axel.

"Die zwei sind sicher schon sonstwo. Ich an deiner Stelle würde ihnen nicht nachlaufen. Wer weiß, wo die sind."

Axel nickte erleichtert und kam ein paar Schritte zurück zum Fenster.

Pierre war so froh, als sei Axel viele Tage weg gewesen. Es ist schwierig, dachte Pierre, Mama sagt, Freunde, die einen anlügen, sind keine Freunde. Aber das gilt sicher nur für die schlimmen Lügen.

Es war keine schlimme gewesen, nein, und selbst wenn es eine andere, eine schlimme gewesen wäre – er wollte Axel morgen das Buch über die Ameisen mit in die Schule bringen.

Trotzdem, dachte Pierre, er hat gelogen. Warum hat er das gemacht? Ganz rot ist er dabei geworden.

"Weißt du was? Du kletterst einfach hier rein. Ich zieh dich hoch. Wenn meine Mutter nachher kommt und mich zum Essen ruft, sage ich, daß du zur Tür reingekommen bist und sie es wahrscheinlich einfach nicht gehört haben." Das ist auch eine Lüge, dachte er, aber nur eine aus Not. Keine schlimme.

"Ernsthaft?" fragte Axel grinsend. "Dann wird sie aber meiner Mutter was erzählen. Sie wird sagen, daß ich einfach so bei fremden Leuten in die Wohnung gehe."

"Na und? Die beiden verstehen sich so gut – da sind wir doch keine fremden Leute für dich."

"Das stimmt", sagte Axel und legte die Hände aufs Fensterbrett. Er atmete tief ein, um seine Kräfte zu sammeln, dann stemmte er sich mit einem Ruck hoch, zwängte das rechte Bein durchs Fenster, drehte sich gekonnt auf den Händen und zog das andere Bein nach. Ohne ein Geräusch ließ er sich auf den Boden nieder. Er konnte seine Füße in Sandalen aufsetzen wie eine Katze die Pfoten.

"Na also", sagte Pierre und klopfte ihm anerkennend auf die Schulter.

"Die sind toll", sagte Axel, nachdem er Pierres neue Matchboxautos eingehend betrachtet und die Federung geprüft hatte. "Toll."

Pierre lächelte und fühlte sich stolz, und er wußte, daß er sich nur deshalb so fühlen konnte, weil Axel nie tat, als wäre er nicht beeindruckt, wenn er es war. Er staunte, wenn etwas ihn beeindruckte, und man konnte sich stolz fühlen. Auch deshalb ist er mein bester Freund, dachte Pierre.

"Von deinem Onkel?"

"Ja. Nur nicht direkt. Er hat mir das Geld geschickt, und mein Vater hat sie mir hier gekauft. Sie waren alle zusammen in einer Packung."

"So einen Onkel möchte ich auch haben."

"Kann ich mir vorstellen."

Sie knieten nebeneinander auf dem Boden.

"Wir müssen etwas leiser sprechen," sagte Pierre, "sonst kriegt meine Mutter noch vor dem Essen mit, daß du hier bist, und schmeißt dich raus."

"Was ist das für einer?" fragte Axel und legte den Zeigefinger auf das Dach des schwarzen Autos. Auf der Motorhaube war ein Adler mit ausgebreiteten, flammenden Schwingen gemalt.

"Das ist ein Pontiac. Pontiac Firebird." Pierre sprach es so englisch aus, wie er konnte. Sein Vater hatte es ihm beigebracht: "Firebird. Das heißt, glaube ich, Feuervogel." Hatte ihm sein Vater übersetzt.

"Ja." Axel tippte sanft auf die Motorhaube. "Das ist der Feuervogel. Mann! Das ist überhaupt der beste Wagen von allen."

Pierre lachte. "Weil der Vogel vorn drauf ist, was? Die anderen sind genausogut. Der Chevy ist ein guter Geländewagen, und mit dem Pirelli kannst du Rallyes fahren. Der Toyota ist auch nicht zu verachten, sagt mein Vater. Gut sind sie alle."

"Klar sind sie alle gut, aber der mit dem Feuervogel ist toll! Warum heißt er wohl so? Sicher weil er schnell ist wie ein Vogel und überhaupt eine heiße Maschine, wo Feuer dahinter ist."

"Vielleicht", sagte Pierre etwas verstimmt und nahm den Pontiac Firebird auf, "heißt er aber auch nur so, weil sie irgendeinen Namen gebraucht haben. Sie werden so ein Auto wohl nicht", er lachte, " Weinbergschnecke

nennen. Da kauft es nämlich niemand. Sie müssen ihre Autos ja verkaufen. Sicher ist es da auch wichtig, wie sie heißen."

"Sicher," sagte Axel und nahm ihm das kleine Fahrzeug ab, behutsam, setzte es auf den Boden und schob es ein Stück, "der Name kann auch wichtig sein. Es ist jedenfalls toll."

Pierre gab auf. er nickte nur. Er dachte, wenn er mich nun fragt, ob ich ihm den Feuervogel schenke? Nein, verschenken darf ich nichts. Weil er so schwarz ist und mit dem Vogel vorn drauf gleich auffällt, merkt Papa sofort, wenn er fehlt. Er würde auch merken, wenn der Chevy fehlt, weil das der größte ist, eben ein Geländewagen.

Axel führte den Pontiac Firebird herum, folgte seiner Hand, die das Auto schob, auf den nackten Knien, und war ganz in diese Tätigkeit versunken.

Pierre erhob sich. "Meine Mutter sagt, daß wir mit dem Quatsch aufhören sollen. Autos rumschieben und so. Mit elf muß man schon andere Hobbys haben, sagt sie."

"Hm."

"Warum ich nicht was Vernünftiges mache, hat sie gefragt und gemeckert, als mein Vater für das Geld die Autos gekauft hat. Weil er den ganzen Quatsch damit noch unterstützt."

"Hm."

"Besser, ich packe sie jetzt weg, meine Mutter wird gleich reinkommen. Gib mal den Feuervogel rüber. Wenn sie reinkommt und sieht, daß wir damit spielen, regt sie sich wieder auf."

"Hm. Gleich", sagte Axel, der sich nicht von dem Auto trennen konnte. Er schob es sorgfältig um ein Tischbein herum, beschleunigte dann auf der Geraden zwischen Teppichkante und Ofen und machte kurz vor dem Ofenblech Bremsgeräusche.

Pierre schaute zu. Er dachte mit einem komischen Gefühl, seh ich auch so aus, wenn ich damit spiele? Aber wenn ich es tue, ist es mir ganz egal, wie es aussieht. Meinen guten Kumpel Axel ist es auch egal. Aber es sieht eben komisch aus. Mama hat recht, dafür sind wir schon viel zu alt.

"Sie wird sich aufregen, weil du hier bist. Wenn sie reinkommt und wir spielen nicht mit den Autos, sondern machen was Vernünftiges, regt sie sich vielleicht nicht so sehr auf. Hörst du?"

"Hm", machte Axel und ließ den Pontiac Firebird auf dem Linoleum vor der Tür schlittern wie bei zu hoher Geschwindigkeit auf regennasser Fahrbahn.

"Ich will sie jetzt wegräumen," sagte Pierre, "hörst du? Wir setzen uns an den Tisch und gucken das Buch mit den Ameisen an. Da machen wir was Vernünftiges."

Er ging zu Axel, bückte sich neben ihm und hielt die Hand auf. Axel legte den Pontiac hinein, ohne zu zögern. Sie erhoben sich gleichzeitig. Während Pierre das Auto in die Schublade vom Nachtschrank packte, ging Axel zum Fenster.

"Ich spring wieder raus. Deine Mutter wird gleich kommen. Muß ja nicht sein, daß sie mich hier erwischt. Wir sehen uns morgen."

"Soll ich das Buch über die Ameisen denn nun mitbringen?"

"Wenn du willst", sagte Axel äußerst gleichmütig.

"Wir können es uns aber auch jetzt angucken, es ist wahnsinnig interessant. Oder ... " Pierre überlegte verzweifelt, welches verlockende Angebot er Axel machen könnte. "Oder du wartest, bis ich gegessen hab, und dann nehmen wir alle Autos mit raus in den Sandkasten."

Axel, der schon die Hände aufs Fensterbrett gestützt hatte, um sich hochzustemmen, drehte sich zu Pierre um.

"Das erlaubt deine Mutter nie!"

"Ich sag ihr einfach, daß ich keine Lust habe, mitzugehen."

"Denkst du, das hilft?" fragte Axel, und dabei war soviel Spott in seiner Stimme, daß es Pierre weh tat.

"Wieso?" fragte er, weil es so ein schrecklicher Schmerz war, von Axel verspottet zu werden, "darfst du draußen rumlaufen? Deine Mutter will dich wohl nicht dabeihaben, wenn sie mit deinem Papi durch die Gegend spaziert? Dabei störst du wohl? Oder gehen sie gar nicht weg?"

"Doch. Fast jeden Sonntag ... gehen sie weg." Axels Gesicht färbte sich rot. "Aber ich will nicht mit."

"Ich denke, " sagte Pierre, "sonntags kommt immer dein Onkel mit seiner Frau? Gehen die dann auch mit spazieren? Gehn sie alle zusammen?"

"Ja", sagte Axel mit glühenden Wangen und wandte sich wieder zum Fenster. "Jedenfalls, wenn ich zu meiner Mutter sag, ich will nicht, dann

muß ich auch nicht. Aber du mußt alles machen, was deine Mutter will. Auch wenn du keine Lust dazu hast."

"Dafür", sagte Pierre atemlos, "kauf mir mein Vater Matchbox, auch wenn meine Mutter meint, es wäre Geldverschwendung und ich wäre schon zu alt für sowas. Dein Vater würde das Geld wahrscheinlich einfach behalten."

"Würde er nicht", sagte Axel. "Du spinnst ja." Er stemmte sich auf dem Fensterbrett hoch.

"Er würde dir nie was kaufen, wenn er das Geld selbst gebrauchen könnte. Für den Wartburg und so. Das hat meine Mutter gesagt. Es wird schon stimmen."

"Du spinnst ja", wiederholte Axel nur. Er kletterte etwas umständlicher hinaus, als er vorhin hereingeklettert war, und als er auf den Bürgersteig sprang, klang das, als schlage jemand mit einer zusammengelegten Zeitung nach einer Fliege.

"Wir sehn uns morgen", sagte er, als er sich kurz zum Fenster umdrehte. Sogar seine Ohren glühten.

"Warte mal, Axel. Was haben wir morgen? Ich meine, wieviel Stunden? Hat die Rückert nicht gesagt, daß Mathe ausfällt?"

"Mathe?" fragte Axel und kam wieder zum Fenster. "Ich weiß nicht. Wieso soll das ausfallen?"

Pierre zuckte die Achseln. "Hat sie nicht gestern sowas gesagt?"

"Ich kann mich nicht erinnern."

"Naja, ich nehm's vorsichtshalber mit. Das eine Buch und das Heft."

Er fühlte, wie sein Gesicht heiß wurde. Die Rückert hatte gar nichts davon gesagt, daß sie kein Mathe hätten. Nichts würde ausfallen. Pierre wollte nur nicht, daß Axel jetzt so einfach wegging. Es war schon klar, daß sie sich morgen in der Schule nicht das Buch über die Ameisen und ihren Staat anschauen würden, und das war schon schlimm genug. Pierre dachte, aber ich kann ihm den Feuervogel nicht schenken. Papa wird verrückt. Er hat gesagt, er kauft mir die Packung Matchbox nur unter der Bedingung, daß ich kein einziges Auto verschenke oder ausborge oder bei Butze gegen ein anderes eintausche. Was soll ich machen?

Aber eigentlich wollte Axel es ja nicht geschenkt und nicht mal geborgt haben, er wollte nur ein bißchen damit fahren. Hier, auf dem Teppich. Aber in ein paar Minuten würde seine Mutter hereinkommen und ihn zum Essen

rufen. Sie würde Axel sehen und fragen, ob sie beide auch noch am Sonntag auf dem Fußboden herumrutschen müßten, mit den albernen Autos, in ihrem Alter, und ob sie nicht was Vernünftiges tun könnten.

Pierre sah Axel an, fragte: "Du hast doch jetzt nichts Besonderes vor, oder?"

"Hm. Meine Mutter und mein Vater sind noch zu Hause. Ich kann mit meinen Autos spielen. Oder mit der Eisenbahn."

Pierre nickte und dachte, er hat es eigentlich gut, er kann auch am Sonntag mit seinen Autos spielen, und vielleicht sagt seine Mutter nicht mal, daß das albern aussieht in seinem Alter und nichts mehr für ihn ist.

Axel hob die Schultern. "Oder ich gucke mit ihnen Fernsehen. bis mein Onkel kommt." Er schaute zu Boden. "Und sie zusammen spazieren gehen. Kann aber auch sein," fügte er schnell hinzu, "ich treffe Butze, dann geh ich noch nicht heim."

Pierre dachte, ich hätte das mit seinem Vater nicht sagen sollen, wer weiß, ob es stimmt.

"Du kannst doch in unsern Hof gehen," sagt er, "zum Sandkasten. Ich geb dir die Matcher mit."

"Alle?" fragte Axel. Pierre sah ihm an, daß er dabei nur an den Pontiac Firebird dachte.

"Ja, alle. Du baust schon mal ein paar Straßen und so, und wenn ich gegessen habe, komm ich raus. Dann spielen wir zusammen, ja?"

"Und deine Mutter? Wenn sie zufällig rauskommt?"

Pierre winkte ab. "So kurz vor dem Mittag geht sie nicht mehr raus. Sie muß auf die Soße aufpassen. Am liebsten hat mein Vater die Soße. Kartoffeln können angebrannt sein oder sonst was, aber die Soße muß schmecken. Der ist verrückt." Er hatte das Gefühl, etwas Dummes über seinen Vater sagen zu müssen, wie er vorhin auch etwas Dummes über Axels Vater gesagt hatte. Jetzt war es wieder ausgeglichen.

"Na gut", sagte Axel. Sein Gesicht veränderte sich, seine Augen begannen zu glänzen, und er grinste. So müßte er immer aussehen, dachte Pierre, man müßte andauernd etwas machen können, damit er so aussieht.

"Ich hole sie dir, Moment." Er ging zum Nachtschrank und zog die Schublade auf. Sein Blick suchte sofort den Pontiac Firebird. Er nahm alle fünf Autos heraus, den Pontiac zuletzt. Langsam ging er zum Fenster. Axel

schaute auf die Hände mit den Autos, schaute zu, wie sie sich langsam öffneten und das Sonnenlicht auf den schwarzen Pontiac fiel. Der Feuervogel hatte seine Schwingen ausgebreitet. Axels Augen leuchteten. Nein, dachte Pierre, es wäre langweilig, wenn er immer so aussehen würde, so glücklich.

Butze hat noch nie etwas getan, das Axels Augen so leuchten ließ. Und trotzdem war Axel auch mit Butze befreundet. Wieso?

Axel hielt die Hände auf, und Pierre leerte seine Hände über Axels. Ein Auto nach dem anderen verschwand.

"Mach sie aber nicht so schmutzig. Trampel den Sand vorher richtig fest."

"Ja."

"Sei leise, wenn du die Hoftür zumachst."

"Ja."

"Und mach sie auch leise wieder zu."

"Ja", sagte Axel und drückte die Hände mit den Autos an seine Brust, bevor er losging.

Es ist schlimm, dachte Pierre, ich quatsche wie meine Mutter. Leise schloß er das Fenster.

Pierre saß neben seinem Vater am Tisch, seine Mutter saß ihnen gegenüber.

"Wir gehen weg nachher?" fragte Pierre, während er langsam und vorsichtig eine Kartoffel zerdrückte.

"Ja," sagte seine Mutter, "wenn ich den Abwasch fertig habe. Du kannst mir helfen, dann geht es schneller."

"Und wohin gehen wir?"

"Mal sehn", sagte sein Vater. Er versuchte immer, so viel wie möglich Soße mit den zerdrückten Kartoffeln aufzunehmen – ein Verfahren, das ihn ganz hungrig wirken ließ.

"Wir sollten vielleicht nicht so weit gehen," sagte Pierre, "falls es Regen gibt."

"Heute nicht", meinte sein Vater. "Der Himmel ist ganz blau."

"Aber es kann sich bewölken."

Seine Mutter lächelte. "Wenn es regnet, stellen wir uns unter. Das dürfte kein so großes Problem sein."

Das war wirklich kein Problem. Das Problem war, daß Axel vermutlich auf dem Sandhaufen hockte und Straßen für die Matcher baute, wenn sie zu dritt herauskamen, um ihren Spaziergang anzutreten. Seine Mutter würde fragen, was Axel hier tat, am Sonntag, und sein Vater würde fragen, was Axel mit den neuen Matchboxautos auf dem Sandhaufen machte.

Pierre aß so vorsichtig wie möglich. Am Sonntag wurde immer die schöne geblümete Tischdecke über die aus Wachstuch gelegt. Aber die aus Wachstuch konnte man abwischen, wenn man gekleckert hatte – die geblümete aus Stoff mußte jedesmal gewaschen werden. Meistens war Pierres Vater schuld daran, weil er mit der Soße nicht genug achtgab. Pierre aß immer sehr vorsichtig.

"Was wollte Gerhard?" fragte seine Mutter seinen Vater, der als Antwort etwas ganz und gar Unverständliches murmelte.

"War es denn so wichtig?" fragte sie weiter.

"Ach, nein. So wichtig nun auch wieder nicht."

"Warum ist er dann gekommen?"

"Er ist doch Papas Freund", sagte Pierre, und sein Vater sah ihn kurz an, bevor er lässig weiteraß.

"Die Woche ist lang genug, finde ich. Kann er dich nicht am Sonntag verschonen?"

"Ach, er war doch nicht lange da. Die paar Minuten."

"Trotzdem. Es hätte garantiert bis morgen Zeit gehabt. Oder nicht?"

"Ja. Schon", sagte Pierres Vater.

"Sicher war er sowieso hier in der Gegend," meinte Pierre kauend, "und da hat er gedacht, er guckt eben mal bei Papa vorbei. Ist das so schlimm?"

Sein Vater und seine Mutter sahen ihn an. Pierre dachte, es müßte so sein, daß immer jemand zu Hause ist, falls ein Freund kommt. Oder der Onkel mit seiner Frau. Das wäre gut. Er saß einen Moment still da und dachte an Axel auf dem Sandhaufen. Warum hatte er Axel nicht gehen lassen, vorhin, als der gehen wollte? Warum hatte er ihm die Autos in die Hand gedrückt und gesagt, sie sollten zusammen im Sandkasten spielen? Am Sonntag. Er in den guten Sachen.

Pierre aß langsam weiter. Ganz vorsichtig schob er Gemüse auf die Gabel. Er wußte, daß er gleich kleckern würde, auf die gute Tischdecke, noch vor seinem Vater. Der Schuldige war, wer zuerst kleckerte.

Nein, dachte Pierre, hätte ich Axel vorhin einfach so gehen lassen, wäre ihm morgen in der Schule zuerst eingefallen, daß ich über seinen Vater gesagt habe, er wäre geizig. Und doch, ich hätte ihn lieber gehen lassen sollen. Dann wäre jetzt alles in Ordnung.

Er aß etwas schneller. Noch hatte er nicht gekleckert. Er wollte versuchen, als erster seinen Teller leer zu haben, ohne die Decke zu beschmutzen.

"Schmeckt es?" fragte seine Mutter. "Das ist Feinfrostgemüse, kein frisches, ich wollte es mal ausprobieren. Man kann es essen, was?"

"Schmeckt gut, Mama."

"Ja," sagte sein Vater, "die Soße ist auch gut."

"Freut mich, wenn's euch schmeckt."

Pierre kratzte seinen Teller ganz leer. Die Tischdecke war noch sauber. Ruhig erhob er sich.

"Bleib doch sitzen, bis wir auch fertig sind", mahnte seine Mutter, ohne aufzusehen.

"Ich muß auf Toilette."

"Na gut, dann geh."

Zum Glück, dachte Pierre, vielleicht wird noch alles gut. Wenn ich nämlich jetzt sofort hinausgehe und ihm sage, daß er die Autos aufs Fensterbrett legen soll. Abwaschen kann ich sie später. Weil Papa nicht weiß, daß heute jemand bei mir war, wird er auch nicht kontrollieren, ob sie alle da sind. Ich kann sie also heute abend in aller Ruhe waschen, wenn Papa und Mama im Bett sind, oder morgen, gleich nach der Schule. Niemand wird was merken.

Er öffnete sehr leise die Hintertür und schlich hinaus auf den Hof.

"Axel", flüsterte er zum Sandkasten hinüber.

"Ja? Darfst du raus? Hast du's geschafft, deine Mutter zu überreden?"

"Pst. Nein. Sie hat geschimpft. Ich muß mit spazierengehen. Tut mir ja leid. Du mußt gehen. Paß auf, du nimmst die Autos und legst sie bei mir aufs Fensterbrett, ja? Ich will nicht, daß mein Vater sie so dreckig sieht."

"Schade", sagte Axel.

"Ja. Machst du es so? Jetzt gleich, ja? Ich geh in mein Zimmer und pack sie weg. Dann merkt mein Vater nichts."

"Schade."

"Ach, komm, wir können doch morgen spielen."

Axel nahm die Autos vom Sand. Der schwarze Pontiac Firebird blieb bis zuletzt auf der Spitze eines Sandberges stehen. Es schien Axel Überwindung zu kosten, das kleine Auto von seinem Thron herunterzunehmen. Er tat es zögernd und mit bitterer Miene.

"Beeil dich doch mal, Axel. Komm. Mach hin."

Axel murmelte: "Ich wußte, daß du es nicht schaffen würdest, deine Mutter zu überreden. Ich wußte das."

"Hör mal, Sonntag ist Sonntag. Da machen wir alles in der Familie. Weil wir in der Woche nie zusammen sind."

"Ich finde es trotzdem schade." Axels Knie waren voller Sand – Sand auf nackter Haut.

Pierre sagte: "Ja, ja, aber jetzt mach hin", und sah zu, wie Axel das Hoftor mit dem Ellbogen öffnete, den Hof verließ und die Tür wieder schloß. Sie standen beide am Fenster, Pierre drinnen und Axel draußen. Die Autos befanden sich genau zwischen ihnen auf dem Fensterbrett, in einer Reihe. Den Pontiac Firebird hatte Axel in die Mitte gestellt.

"Ich bring morgen das Buch über die Ameisen mit in die Schule," sagte Pierre, "ja? Jetzt muß ich meiner Mutter helfen, damit wir schneller fertig sind und gehen können. Alle zusammen. Das ist so bei uns am Sonntag."

Axel nickte.

"Ich würde dir den Feuervogel ja mal leihen, aber mein Vater ist da komisch. Er merkt, wenn einer fehlt. Ich soll nichts weggeben."

"Hm", machte Axel und schaute über die Schulter hinweg auf die Straße.

Es ist doch so, dachte Pierre, daß Butze auch sein Freund ist, obwohl Butze ihm nie was gibt, also?

"Ich kann ihn auch gar nicht mit heimnehmen," sagte Axel, noch immer auf die Straße schauend, "meine Mutter würde es merken. Sie kennt meine Autos. Sie würde fragen, ob ich das von dir habe. Und es dann deiner Mutter erzählen. Besser, ich nehm nichts mehr mit, was mir nicht gehört."

Pierre fühlte einen Schmerz. So ein Lügner, dachte er böse, in Wirklichkeit würde er den Feuervogel verdammt gern mit heimnehmen.

Aber als Axel schließlich davonging, die Hände in den Taschen, da war es gar nicht mehr wichtig, daß er gelogen hatte, da dachte Pierre nur noch: Wenn er Butze nun wirklich trifft und Butze etwas für ihn hat?

Das Leben

Die Höhle scheint endlos zu sein. Da die Idee mit dem Ausflug meine war, führe ich unsere kleine Gruppe von vier Mann an. Wir halten uns schon wesentlich länger in der Höhle auf, als vorgesehen war.

Ich rufe: "Samurai! Was glaubst du, wie lange machen es die Taschenlampen noch?"

"Blöde Frage. Werden schon durchhalten. Bis heute habe ich Taschenlampen noch nicht im Dauerbetrieb getestet."

Es ist kalt in der Höhle. Die anderen frieren. Auch wenn sie nichts sagen. Die Rede war von einer Stunde Höhlenbesichtigung, und nun sind wir schon beinahe zwei Stunden unterwegs. Mit der Zeit tun einem die Füße weh von dem zögernden, unsicheren Gehen auf dem holprigen Höhlenboden.

Ich schaue kurz hinter mich. Annett hat die falschen Schuhe an, zu hohe Absätze. Gerade, als ich mich wieder nach vorn wenden will, höre ich, wie hinten jemand stolpert.

Es ist nicht Annett, sondern Müller. Der Samurai hat ihn aufgefangen.

"Danke", sagt Müller. Es klingt arrogant.

Der Samurai: "Wirst auch noch das Laufen lernen, Junge."

"Wenn du es sagst, großer Krieger. Ähem, hast du heute morgen deine dreihundert Kniebeugen gemacht?"

"Natürlich."

"Und kalt geduscht?" frage ich. Der Gedanke schreckt mich eben jetzt ab.

"Ja. Auch kalt geduscht."

Ich leuchte kurz zur Decke. "Gott, mir zieht sich die Haut zusammen, wenn ich das nur höre."

Müller fragt: "Welche Haut? Welche Haut meinst du?"

Ich lache. "Wir wissen jedenfalls, welche Haut du meinst."

"Apropos", sagt Annett. "Hier drin ist es auch ganz schön frisch."

Ich drehe mich zu ihr um. "Du studierst doch Energieumwandlung, Mädchen. Fällt dir nichts ein?"

Müller: "Wir könnten auf Tuchfühlung gehen."

Wenn der spricht, muß das entweder arrogant oder lüstern klingen. Sonst ist es nicht Müller.

"Was anderes hast du nicht im Schädel", sagt der Samurai, und Müller pariert: "Immer noch besser, als wenn man nur anderes im Schädel hat."

"Von wem sprichst du?"

"Dreimal darfst du raten, großer Krieger."

Mein Bart juckt. Ich kratze ihn. "Hört mal, wir werden gleich am Ausgang sein. Könnt ihr euch nicht draußen weiter beöden?"

"Schubert," sagt Müller, "so wie du mir die Sache geschildert hast, hätten wir den Ausgang schon vor einer Stunde erreichen müssen."

"Andreas hat gesagt, man braucht knapp eine Stunde. Aber ich weiß schließlich nicht, in welchem Tempo er geht."

"Wahrscheinlich ist er mit einem Jumbo-Jet durchgerauscht, Schubert. Dann werden wir allerdings etwas länger brauchen."

"Ach, halt den Mund. Wirst es schon überleben." Ich räuspere mich. "Annett? Kannst du noch gehen, Mädchen?"

"Was ist, wenn sie nicht mehr kann?" fragt Müller. "Nimmst du sie dann huckepack?"

"Vielleicht."

"In Ordnung. Du trägst Annett, und der Samurai trägt mich."

"Könnte dir so passen, Junge."

"Na, zu irgendwas müssen die Muskelpakete doch gut sein, großer Krieger."

Meine Lampe flackert, ich schüttele sie und sage: "Mensch, Mensch. Könnt ihr das hier nicht einfach genießen? Ist doch fast wie die *Reise zum Mittelpunkt der Erde*."

Müller hustet. "Reise zum Mittelpunkt der Kälte. Warum habe ich als einziger keine Taschenlampe?"

"Glaubst du, die würde dich wärmen, Junge?" fragt der Samurai.

"Ich könnte euch erschlagen." Meine Lampe flackert wieder. "Annett, zur nächsten Höhlenbesichtigung gehen wir allein, okay?"

"Okay", sagt sie. Ich drehe mich um, wir sehen uns an und sie lächelt. Mit dem Mund und den Augen. Ich sehe ihre Zähne schimmern. Ihr langes Haar sieht seidenweich aus, selbst in dieser Finsternis. Es hat die Farbe von Baumrinde. Denke ich.

"Wartet", sagt der Samurai. Er ist der letzte in der Reihe. "Ihr sollt warten."

Wir kommen, einer nach dem andern, der Aufforderung nach. Er steht einige Schritte von uns entfernt, und da er sich nicht bewegt, gehen wir zu ihm zurück. Er weist auf die Wand. Ich hebe meine Lampe und erkenne eine Öffnung von etwa einem Meter Breite und zwei Meter Höhe.

"Das ist mir entgangen. Ich hab in den letzten Minuten nur auf den Boden geleuchtet."

"Man muß seine Augen überall haben", sagt der Samurai mit tiefer Stimme. "Vielleicht sind wir einem Schatz auf der Spur."

Müller: "Wer würde es wagen, daran zu zweifeln, großer Krieger. Ein Schatz wäre übrigens genau das, was dir fehlt."

"Haha. Möglich, daß es sich um die Behausung eines Bären handelt – hm? Ich finde Knochen, und ein Museum verpaßt mir zwei bis drei Orden für die ruhmreiche Tat."

Müller kichert. "Vielleicht ist aber auch noch Fleisch an den Knochen, dann bekommst du gleich an Ort und Stelle was verpaßt."

Der Samurai bückt sich und verschwindet in der Öffnung. "Wenn ich schreie, geht ihr nach Hause zu meinen Ollen und teilt ihnen mit, daß ich 'ne Feuerbestattung vorziehe."

"Unser großer Krieger muß immer den Helden spielen."

"Genau."

"Warum läßt du Schubert nicht vorangehen? Er ist immerhin der Höhlenexperte."

"Eben. Aus dem Grund sollten wir sein Leben nicht unnötig aufs Spiel setzen."

Ich sehe Annett an, sie grinst, wie ein Junge, ich grinse zurück. Mein Arm würde sich gern um ihre Schultern legen, meine Hüfte gern ihre berühren. Meine Hände würden gern überall an ihrem Körper sein, so daß sich ihr Blick und der Rhythmus ihres Herzschlags verändern und sich ihr Atem anders anhören und sich ihr Mund leicht öffnen würde.

"Samurai! Der Höhlenexperte fordert dich hiermit auf, Bericht zu erstatten!"

Er antwortet nicht.

Ich sehe Annett an, sie sagt: "Kommt, Jungs, wir klettern einfach hinterher. Ihr wißt, wenn ihn das Entdeckerfieber gepackt hat, vergißt er sogar seine einzigen Freunde. Los, du zuerst, Schubert."

Wenn sie mich Schubert nennt, nicht Jörg, habe ich ein sonderbares Gefühl, so einen komischen Druck in der Brust.

"Nein, du zuerst", sage ich. "wollte dir schon immer mal nachsteigen, Mädchen."

"Und was wird aus mir?" schreit Müller. "Wollt ihr mich allein zurücklassen, ohne Licht? Ich weine. Könnt ihr das verantworten?"

Annett: "Ein Höhlensee soll etwas sehr Reizvolles sein."

Sie steigt in die Öffnung. Ich folge ihr.

"Verdammt noch mal, Schubert, ich will mit, wartet. Ihr Ignoranten!" –

Der Boden ist fest und uneben wie überall in der Höhle. Die Wände sind von der gleichen Farbe, grau und braun, und sie sind relativ hoch.

Ich sage: "Die Chancen, daß wir hier auf einen Bären stoßen, stehen eins zu hunderttausend. Der Gang ist viel zu schmal."

"Wir sollten haltmachen und nachzählen, ob es Verluste gegeben hat. Moment. Aha, der große Krieger weilt noch unter uns. Leider Gottes."

"Das arrogante Arschloch namens Müller ebenfalls. Mahlzeit."

Ich halte meine Lampe zwischen die beiden. "Okay. Machen wir uns auf den Rückweg zur Höhle. Alles mir nach."

Der Samurai kratzt sich den Bauch. "Schade. Hätte gern einen Bären aufs Kreuz gelegt."

"Der große Krieger! Bei einer Bärin hätte er passen müssen."

"Knallkopf."

Ich höre Geräusche. Erst verhalten, ein leichtes Tosen. Wie von weit entfernten Meereswellen. Dann werden sie stärker. Ich bleibe mitten im Gang stehen. Annett prallt gegen mich, Müller gegen Annett und der Samurai gegen Müller. Annett drängt sich an mir vorbei. In der Enge fällt mir die Lampe aus der Hand. Ich bücke mich danach, halte sie jetzt fester. Als ich merke, daß mir der Mund offen steht, mache ich ihn zu.

Der Samurai richtet den Lichtstahl seiner Lampe an die Höhlendecke. Dort flattern Tiere, deren Körper, vom Licht angestrahlt, riesige Schatten werfen. Es sind Fledermäuse. Sie verlassen den Gang in Richtung Höhle.

"Taschenlampen aus", sagt der Samurai. "Wir sollten sie nicht noch mehr verschrecken."

Wir stehen im Dunkeln. Ich fühle Annetts Hand auf meinem Unterarm. Jemand drängt sich gegen mich, von der anderen Seite, Müller. Er sagt, nah bei meinem Ohr: "Macht Licht. Macht wenigstens eine Lampe an!"

Ich schiebe ihn weg. "Was ist denn? Es sind nur Fledermäuse, Müller! Die tun keinem was."

"Mach Licht an!" Seine Hand krallt sich in meine Schulter, ich versuche sie abzuschütteln, aber er ist zu nah. "Mach Licht!" Er atmet nicht mehr, er keucht. Der Samurai fährt ihn an: "Sei still! Hör auf, dich wie ein Irrer zu benehmen. Die haben mehr Angst als wir."

"Macht doch Licht! Schubert! Annett!"

"Du sollst still sein, Junge. Paß auf. Vielleicht sind es Vampirfledermäuse, dann saugen sie uns in Null Komma nichts aus."

"Laß das, Samurai." Müller tut mir weh, mit seinem Griff. Ich werde ihn nicht los. "Du merkst doch, daß er Angst hat."

"Es sind trotzdem Vampirfledermäuse."

"Macht Licht! Los! Los, Schubert!" Müller beginnt zu schreien. Er zieht seine Hand von meiner Schulter, aber ich spüre sie noch immer dort. Er dreht sich auf dem engen Raum um die eigene Achse, stößt mich mit dem Rücken an, mit dem Ellbogen und der Schulter.

"Mensch, Junge, hast du 'ne Meise? Hör auf zu schreien. Schubert, hilf mir mal. Der hat sie nicht mehr alle."

"Was ist das?" fragt Annett. "Dieser Lärm über uns?" Die Fledermäuse sind weg." Ihre Stimme klingt ruhig. "Um Himmels willen, das ist die Decke. Die Decke kommt runter, weg hier, schnell!"

Wir schalten die Lampen an. Müllers Gesicht ist weiß wie Papier.

Annett läuft zur Höhle hin, der Samurai in die andere Richtung. Müller und ich stehen in der Mitte. Ich sehe ihn an. Sein Blick geht durch mich hindurch.

"Annett, hier entlang! Müller, Schubert, kommt! Wir schaffen es vielleicht nicht bis zur Höhle!" Der Samurai ist etwa zehn Meter von uns entfernt. "Es gibt sicher noch einen anderen Ausgang!"

Wir laufen los, dem Samurai nach. Ich höre, trotz des Dröhnens über uns, Annetts Atem in meinem Rücken, Müller ist vor mir. Das Licht meiner Taschenlampe ist auf seine Füße gerichtet. Wir laufen, wir tun nichts anderes, und dann kracht das Gestein hinter uns herunter.

Ich lehne an der Wand, sie ist kalt. Allmählich bekomme ich wieder Luft. Die Lampe halte ich fest in der Hand, zu fest. Ich lockere den Griff und hebe sie, um Müller ins Gesicht zu leuchten.

"Wo ist Annett?"

Er schützt die Augen mit dem Arm. "Sie ist in die andere Richtung gelaufen."

"Wieso? Was heißt das?"

"Das heißt, daß sie nicht hier ist." Er nimmt den Arm herunter. "Du hast doch auch gesehen, wie sie in die andere Richtung lief."

Die Innenflächen meiner Hand werden naß.

"Sie wird es schon geschafft haben", sagt Müller.

"Und wenn nicht, du Klugscheißer, wenn nicht?"

Der Samurai kommt näher. "Verlier bloß nicht die Nerven. Das ist das letzte, was wir jetzt gebrauchen können."

Ich wische mir die freie Hand an der Hose ab und sage: "Wir gehen sie suchen. Kommt schon."

"Aber weit werden wir nicht zurück können", sagt der Samurai zögernd.

"Dann gehen wir eben so weit, wie wir können! Vielleicht liegt sie da irgendwo. Verletzt. Oder sie ist ..."

"Menschenskind, Schubert, reiß dich zusammen."

Ich fühle die Nähe seines schweren Körpers, ich rieche seinen Schweiß. Großer Krieger.

"Bleib ruhig, Schubert. Junge! Wenn du willst, gehn wir zurück. Aber ich bin sicher, daß sie die Höhle erreicht hat."

"Du bist sicher! Scheiße!"

"Reiß dich zusammen, verdammt."

"Okay, okay. Aber laßt uns gehen, den Weg zurück."

Ich leuchte Müller an. "Hör auf zu flennen. Wir müssen Annett suchen."

Er steht auf, langsam, er war an der Wand zu Boden gerutscht. Ich leuchte ein Stück an seinem Gesicht vorbei. Er wischt sich mit der Hand über die Augen. Seine geschwungenen, mädchenhaften Brauen heben sich dunkel von dem weißen Gesicht ab.

Wir gehen den Weg zurück, den wir gelaufen sind. Die Luft schmeckt nach Staub, das Atmen fällt schwer. Ich habe aufgehört zu schwitzen. Es ist kalt. Der Samurai leuchtet zwischen uns zu Boden, er dreht die Lampe in der Hand. "Sie hat es geschafft, Schubert. Verlaß dich drauf."

Wir sind an der Stelle angekommen, wo es nicht weitergeht.

Der Samurai tritt neben mich. "Mach dir keine Sorgen."

"Ich mach mir aber Sorgen – "

"Das hilft uns jetzt nicht weiter, Schubert."

Ob es uns weiterhilft oder nicht!"

Müller sagt, hinter mir: "Sie ist sportlich. Sie kann laufen wie der Teufel."

"Aber sie hat die falschen Schuhe an."

"Mach dich nicht fertig, Junge."

"Okay." Ich nehme die Lampe in die linke Hand und wische die rechte an der Hose ab. "Bist du sicher, daß die Röhre noch einen Ausgang hat?"

"Ich weiß nicht."

"Du weißt es nicht!" Ich hebe die Lampe.

"Laß das", sagt der Samurai.

"Bist ziemlich weiß um die Nase."

"Müßtest dich mal sehn."

"Glaubst du wirklich, daß Annett es geschafft hat?"

Er antwortet nicht.

"Samurai. Glaubst du es?"

"Weiß nicht. Ich hoffe."

"Eben warst du noch sicher."

"Eben. Ja." Er drückt meine Hand, in der ich die Lampe halte, herunter.

"Wir sollten den Ausgang suchen"

Müller rutscht wieder an der Wand zu Boden. Dort sitzt er. Zusammengekauert. Legt die Arme um die Knie.

Der Samurai geht zu ihm und stößt ihn mit der Fußspitze an. "Sonst bist du immer so besorgt um den Zustand deiner Garderobe. Dein schöner

weißer Pullover wird schmutzig! Wo du all dein Geld für den Plunder aus gibst, solltest du besser drauf achten."

"Müller, komm hoch." Ich lasse den Strahl meiner Lampe erst ein paarmal über ihn weg gleiten, dann auf ihm ruhen. "Wir müssen den verdammten Ausgang suchen."

"Es gibt keinen."

"Hör auf damit, Mensch." Der Samurai tritt gegen die Wand. "Wir müssen hier raus, bevor wir erfrieren."

"Er hat recht, Müller." Ich leuchte ihm vor die Füße, bereit, den Lichtstrahl steigen zu lassen, wenn er sich erhebt.

Der Samurai schaltet seine Lampe aus. "Sparmaßnahmen. Hier drin können wir uns nicht verlaufen."

Ich helfe Müller hoch. Er wendet auch dann noch das Gesicht ab, als er wieder steht. Er ist fast so groß wie ich. Fast so groß wie der Samurai.

"Tja, Junge. Mußt dich ausnahmsweise mal zusammenreißen. Du Memme. Kannst dich mal nicht drücken."

"Samurai! Was soll das jetzt." Der Idiot.

"Wie vor der Küchenarbeit in der Mensa. Oder vorm Uni-Sportfest. Da hatte er plötzlich Grippe. Oder war's ein verstauchter Knöchel?"

"Hör auf. Laß ihn in Ruhe." Ich lege Müller kurz die Hand auf die Schulter.

Er sieht mich an. "Ist allein meine Schuld. Ich hätte nicht die Nerven verlieren dürfen. Wegen dieser paar Fledermäuse."

"Ist ja gut. Wir kommen hier schon raus."

"Es tut mir leid, Schubert."

"Laßt uns gehen. Los, Samurai, mach den Anfang. Dann Müller. Ich am Schluß. Vorwärts." Ich reibe mir die Oberarme, wische mir das Gesicht am Ärmel ab. "Hoffe nur, Annett hat es geschafft. Ich dreh durch, wenn ihr was passiert ist."

Der Samurai setzt sich in Bewegung. Wir folgen ihm.

"Du, Schubert. Weiß sie noch immer nicht, daß du in sie verknallt bist?" fragt Müller. Es klingt nicht arrogant. Nicht lüstern.

"Halt die Klappe."

"Wann willst du es ihr mitteilen, nach dem Diplom?"

"Du sollst die Klappe halten."

"Wie du willst."

Ich schaue auf seinen Hinterkopf. Wir gehen. Eine Minute lang, zwei, drei vielleicht. Es ist nichts anderes zu hören als unsere Schritte und unser Atem. Ich fühle den Schweiß kalt auf meiner Haut. Wie er langsam die Kleidung durchdringt.

Wir haben keine Jacken. Müller und ich tragen Pullover. Langärmelig, aber dünn. Der Samurai hat sich in ein T-Shirt gezwängt. Es ist fast Sommer. Viel zu warm für den Monat.

Der Samurai bleibt stehen.

"Was ist?" fragt Müller. "Geh doch weiter."

Der Samurai schaltet seine Lampe ein. "Hier ist Schluß. Der Gang hört hier auf." Ich stützte mich mit einer Hand an der Wand ab. Es ist, als würde sie nachgeben. Weggleiten. Aber sie hält. Mein Magen krampft sich zusammen.

"Unsere einzige Hoffnung ist Annett", sage ich. "Falls sie es bis zur Höhle geschafft hat." Ich schließe die Augen, öffne sie, schließe und öffne sie. Der Druck in den Schläfen läßt nach. Aber nur für Momente. Ich schließe die Augen und öffne sie wieder, der Druck bleibt.

"Denkt nicht, daß ich mich hier ruhig hinhocke und darauf warte, daß ich verrecke", sagt der Samurai. "Wir gehen zurück an die andere Seite und graben uns durch den Schutt." Er schwenkt seine Lampe, drängt sich an Müller und mir vorbei.

Ich sehe Müller an. "Was hältst du davon?"

"Verrückt."

Wir folgen dem Samurai. Dann stehen wir vor dem Gesteinshaufen. Wir sind schon einmal hier gewesen, eben, aber ich sehe es jetzt erst wirklich.

"Man braucht nur hinzuschauen, um zu wissen, daß es sinnlos ist", sagt Müller.

"Ja. hier können wir gar nichts ausrichten. Unsere einzige Hoffnung ist Annett."

"Falls wir nicht vorher erfrieren. Oder verdursten. Oder ersticken."

Der Samurai hebt einen Felsbrocken auf. "Ihr seid wahre Optimisten. Wir werden graben. Auch wenn es momentan sinnlos erscheint. Es wäre noch viel sinnloser, untätig hier herumzusitzen. Wir verkürzen uns die Zeit bis zu unserem Erstickungstod, indem wir arbeiten. Das Geröll abbauen und hinter uns tragen. Los."

"Mit bloßen Händen?" fragt Müller.

"Allerdings. Hast du schon wieder Angst, dich zu überarbeiten, du Waschlappen?"

Ich halte den Arm zwischen sie. "Reicht jetzt. Laßt uns anfangen. Sonst schlagt ihr euch noch gegenseitig tot."

Der Samurai schiebt meinen Arm weg. "Ich ihn bestimmt. Und dann landet er auf dem Mist."

"Ah, jetzt kommt bei unserem großen Krieger der Bauer durch."

"Du Scheißkerl."

"Bauer!"

Mein Arm ist wieder zwischen ihnen. "Ich denke doch, wir haben andere Probleme, ihr Idioten!"

Der Samurai sieht mich an, er atmet tief durch. "Richtig. Laß ihn, wenn er nicht will. Wir arbeiten auch allein. Laß die Memme. Ich schlage vor, wir machen die Lampen aus, um die Batterien zu schonen. Wir werden im Dunkeln arbeiten. Hoffentlich behindern wir uns nicht gegenseitig."

"Wird schon gehen. Los! *Anfangen ist die Hälfte des Ganzen.* Horaz."

"Er zitiert ausnahmsweise mal nicht seinen Vater", sagt Müller. Und macht sich bereit für die Arbeit.

Wir haben ungefähr zwanzig Minuten im Dunkeln geschuftet. Mein Mund ist voller Staub, ich schlucke ihn, zusammen mit dem Speichel. Die Kehle bleibt trocken.

Ich richte mich auf, vorsichtig: "Es hat keinen Sinn."

"Es hat sehr wohl Sinn. Komm, mach weiter."

"Samurai, wir müssen den Tatsachen ins Auge sehen. Die Wand ist meterdick. Es kann passieren, daß noch mehr von dem Zeug runterkommt, wenn wir hier so planlos weiterbuddeln. Wir haben nichts, um die Decke zu stützen." Ich reibe mir mit beiden Händen den Nacken. Kratze den Staub aus dem Bart. "Hört zu. Wir waren höchstens eine Minute unterwegs, als das mit den Fledermäusen passierte. Das heißt, daß Annett zum Haupteingang der Höhle etwa die Hälfte der Zeit gebraucht hat, denn sie ist gerannt. Wie lange, meint ihr, sind wir schon gelaufen, als das Zeug runterkam?" Ich bücke mich und taste mit den Händen, die schmerzen, nach der Taschenlampe. Ich leuchte Müller ins Gesicht, er wendet sich ab.

Der Lichtschein um seinen Kopf flackert. Das ist meine Hand. Ich nehme die Lampe in die andere, aber die zittert auch. "Wie lange sind wir gelaufen, Leute? Denkt nach."

Müller zuckt die Achseln. Sein weißer Pullover ist nicht mehr weiß.

"Samurai?" frage ich. "Was meinst du?"

"Ich weiß nicht. Aber bestimmt fünfzehn, zwanzig Sekunden. Oder länger, schwer zu sagen."

"Es müßte gereicht haben." Ich schalte die Lampe aus. schalte sie wieder ein. "Graben ist jedenfalls nutzlos. Selbst wenn es nur drei, vier Meter wären – was ich allerdings bezweifle –, hätten wir keine Chance, weil immer neues Geröll nachrutschen würde. Dabei setzen wir unser Leben aufs Spiel."

Der Samurai spuckt aus. "Was tun wir dann?" Er reibt die Hände gegeneinander, er spuckt in die Handflächen, verreibt die Spucke, vorsichtig.

Ich sehe ihn an und sage: "Da hier dir offenbar kein Luftaustausch stattfindet, dürfte unser Hauptproblem das Kohlendioxid sein, das wir produzieren. Wir müssen uns entspannen. Den Sauerstoffverbrauch auf ein Minimum reduzieren."

Der Samurai schaut auf seine Hände. "Was machen wir gegen die Kälte?"

"Wir greifen den Vorschlag von Müller auf. Tuchföhlung."

"Da wird der Samurai nicht mitziehen, Schubert. Er hat entschieden was gegen Körperkontakt."

"Wenn sein Leben davon abhängt, wird er mal eine Ausnahme machen. Jedenfalls besitzt er mehr Energiereserven als du oder ich."

"Also wir arbeiten nicht mehr? Wir geben uns geschlagen?"

"Sei kein Idiot., Samurai. Was heißt, geschlagen geben. Je mehr wir uns bewegen, desto schneller laufen die Prozesse unseres Stoffwechsels ab. Quatschen sollte wir auch nicht mehr als nötig. Mein Vater würde sagen – "

Müller starrt mich an. "Dein Vater ist nicht hier."

"Okay. Ja, gut."

Der Samurai massiert seine Hände. Müller kauert am Boden. Ich lasse mich langsam neben ihm nieder. Er faltet die Hände, zieht sie auseinander und zeigt sie mir. Ich zucke die Achseln und zeige ihm meine. Er legt die Arme um seinen Oberkörper. Mir wird wieder kalt.

Nicht weiter tragisch, könnte man meinen. Wenn ich daran denke, als mein Vater diesen schweren Herzanfall hatte.

Wir sitzen zu Hause. Der einzig reale Gegenstand ist das Telefon. Mutter schweigt. Wir wissen, worauf wir warten. Es läutet nicht. Sie haben gesagt: Kreislaufschwäche und der angeborene Herzfehler, zu viel Stress, zu wenig Bewegung. Starker Raucher. Doch das Telefon läutet nicht.

Drei, vier Tage später können wir ihn besuchen. Der da im Bett liegt, grau im Gesicht, schmaler als sonst, ist er. Mit seinem Lächeln. Nicht weiter tragisch, Kinder.

Müller sitzt neben mir. Wir hören den Samurai arbeiten und bei der Arbeit keuchen.

"Warum tut er das?" fragt Müller. Er hat geweint.

"Ich weiß nicht."

"Aber er verbraucht zuviel Sauerstoff. Es ist nicht nur sein Sauerstoff, er gehört uns allen."

"Ja."

"Merkst du, wie staubig die Luft ist? Er soll aufhören damit. Ich hab schon Halsschmerzen."

"Er wird aufhören, wenn er nicht mehr kann."

"So ein Arschloch."

Es ist kalt. Müller zittert. Aber er sagt nicht: *Komm, Tuchföhlung*. Ich sage es auch nicht. Wir arbeiten in derselben Studiengruppe und bewohnen zu dritt ein Zimmer, seit fast zwei Jahren, er, der Samurai und ich.

Es ist kalt. "Müller?"

"Hm?"

"Ach, nichts." Ich schiebe die Hände unter die Achseln. "Was ist eigentlich los mit euch?"

"Bitte?" Er wischt sich die Augen.

"Der Samurai und du. Das ist doch nicht normal."

"Was ist nicht normal?"

"Ach – "

"Der große Krieger ist nicht normal, ja."

Ich reibe die Knie gegeneinander, die Schenkel. Auch die Wand in meinem Rücken ist kalt. Der Boden.

"Weißt du noch, Müller. Am ersten Tag. Im Wohnheim. wie er reingelatscht kam. Mit einem grünen Rucksack."

"Ja. an sein waldgrünes Gepäck kann ich mich gut erinnern."

"Wie er sich bis auf die Unterhose ausgezogen und das große weiße Handtuch genommen hat und wieder rausmarschiert ist. Ich meine, er sagte nicht mal guten Tag oder was."

"Darf ich nicht dran denken. Da hatte ich den ersten schlimmen Lachkrampf meines Lebens."

Ich blase in die Hände. Mein Atem kommt mir kalt vor.

"Wer", frage ich, "hat ihm eigentlich seinen Spitznamen gegeben? Das warst du, oder?"

"Nein."

"Klar, Müller. Wer ist über den Flur gelatscht, nur in der gestreiften Unterhose, du hast gegrölt wie ein Irrer, und dann hast du gesagt, er hätte was von einem ostasiatischen Krieger. Die Würde oder so."

"Ich habe bestimmt nicht *Würde* gesagt."

"Aber den Spitznamen hat er vor dir."

"Ist zu lange her. Laß mich in Ruhe." Er bewegt sich, nicht in meine Richtung. Er hustet und zieht hoch, dann ist er wieder still. Ich wärme das Gesicht mit den Händen. Der Bart kratzt, und meine Lippen sind trocken. Die Schrammen an den Händen brennen.

"Schubert?" fragt Müller. "Du denkst an Annett, was?"

"Nein."

"Natürlich denkst du an sie. Die ganze Zeit."

"Nein."

"Du machst dich verrückt."

"Ich will nicht an sie denken. Nicht jetzt."

"Ich will auch nichts denken. An nichts und niemanden. Ich versuche es. Die ganze Zeit. Ich hab Angst, durchzudrehen, Schubert. Die Wände. Daß wir eingeschlossen sind. Du weißt doch."

"Dann hör auf, dir das vorzustellen."

"Gott, ist das kalt. Schubert – ich glaube, wir sterben hier drin."

"Sei still."

"Wir haben doch gar keine Chance!"

"Du sollst nicht soviel reden. Denk an den Sauerstoff."

"Scheiße. Wenn der Samurai arbeitet, werde ich wohl reden dürfen. Wir sterben, ich weiß es."

"Halt den Mund!"

"Glaubst du wirklich, daß wir hier wieder rauskommen? Wenn auch noch dieser Trottel unseren Sauerstoff verbraucht."

"Wenn er nicht arbeitet, wird er verrückt. Er kann sich nicht hinsetzen und warten."

"Wir tun's doch auch."

Ich lehne den Kopf an die Wand. "Er ist anders als wir, Müller."

"Richtig. Im Gegensatz zu uns hat er kein bißchen Disziplin."

"Heul nicht wieder."

Er sagt kalt: "Ich heule nicht."

"Mensch, er tut, was er kann."

"Er könnte Rücksicht auf uns nehmen. Wir brauchen den verdammten Sauerstoff. Er glaubt doch nicht ernsthaft, daß er uns hier rausbuddeln kann."

"Das hat er auch kaum vor", sage ich.

"Ah. Was hat er dann vor?"

"Wenn du einen Tiger in die Enge treibst, greift er eben an."

"Auch eine Horde Elefanten? Nee. Jedenfalls nicht, wenn ihm sein Leben lieb ist."

"Ja, wenn." Ich schließe die Augen. Meine Füße, die Unterschenkel spüre ich kaum noch. Ich habe es aufgegeben, die Zehen zu bewegen, um sie warm zu halten.

Müller rührt sich, das höre ich, dann spüre ich seine Schulter.

"Was meinst du damit?" fragt er. "Was hast du gemeint?"

"Nichts."

"Du hast nichts gemeint?"

"Ich achte nicht mehr auf das, was ich sage. Ich bin vollkommen fertig."

"Du meinst, es liegt ihm gar nichts daran, hier rauszukommen? Schubert."

"Ich weiß nicht, halt den Mund."

"Du weißt nicht – "

Seine Schulter berührt meine, ich dränge mich, vorsichtig, gegen ihn. Er weicht nicht zurück, er bleibt auf seinem Platz, und sein Zittern geht auf mich, auf meinen Körper über. Allmählich. Aber seine Schulter ist warm.

Ich sage: "Wieso steht er manchmal vor dem Spiegel und hält den Finger an die Schläfe."

"Aus Spaß."

"Wenn du ihn dabei ertappst, wird er verlegen."

"Das bildest du dir ein, Schubert. Hast zuviel Phantasie."

"Und damals in der Kiesgrube. Niemand wußte, ob es an der Stelle tief genug war. Er macht'n Kopfsprung rein."

"Da war er blau."

"Er hatte nicht mehr getrunken als wir."

"Aber bei ihm wirkt es anders. Weil er selten trinkt."

"Hm." Ich lege meine kalte Hand auf Müllers Arm. Sein Körper ist wie eine Heizung. "Bilde ich mir das eben ein. Ist ja auch egal."

"Hör mal, wenn einer am Leben hängt, dann der Samurai."

"Klar."

"Wieso denn nicht? Wozu frißt er das viele Grünzeug und Quark und den Kram. Der Gesundheit wegen. Wie er hundert werden will. Oder?"

"Ja, ja."

"Oder nicht?"

"Müller, ich hab keine Ahnung."

Er bewegt sich, weg von mir. Der Samurai arbeitet noch. Ich versuche, die Geräusche zu ignorieren, die er macht.

"Wenn man aufhören könnte, zu denken", sagt Müller. "Es erdrückt mich."

"Schlaf ein bißchen."

"Wie denn? Das ist eine Gruft hier."

"Versuch es."

"Ich kann nicht. Und dieses Rindvieh arbeitet. Hörst du das? Wie er schnauft. Ich könnte ihn umbringen."

"Sei still jetzt, Müller."

Nicht an Annett denken. Nicht. an sie. Denken. Sie ist nicht hier. Nicht vorstellen, was passiert sein könnte, wie es ihr geht. Sonst verlier ich den Verstand.

Das Mädchen. Was soll ich schon denken. Immer dasselbe. Mal ist sie geschminkt, mal nicht. Mal lacht sie, dann bringt nichts sie zum Lachen. Mal trägt sie Hosen, dann Röcke. Sie nennt mich Jörg, sie nennt mich

Schubert. Ich frage, ob sie Lust auf Kino hat, sie sagt ja, ich frage, ob sie mit mir tanzen geht, und sie sagt nein. Es hat mich kalt erwischt mit dem Mädchen. Weiß Gott. Und dann wieder, manchmal, läßt sie mich kalt. Kalt. Ich möchte sagen: *Müller, wärm mich doch*. Doch Müller ist weit weg gerutscht, ich hör nur noch seine Stimme, entfernt: "Schubert. Du. Wenn du damals, als die es vorgehabt hast, das Studium abgebrochen hättest, wäre uns das hier erspart geblieben."

Ich sge nichts.

"Du hättest es abbrechen sollen. Im Ernst."

"Ich bin am Erfrieren."

"Denn, Schubert, warum sollst du dich mit einem Ingenieurstudium abquälen, wenn dich die Dichtkunst viel mehr interessiert."

"Kümmere dich um deinen Dreck."

"Hat es vielleicht zufällig was damit zu tun, daß der Herr Papa Lehrer für Mathematik und Physik ist?"

"Halt die Fresse."

"Er hat dir zu dem Studium geraten. Hat er es dir sogar aufgeschwatzt? Würde mich nicht wundern, wenn du das gar nicht wüßtest. Wie macht er es? Zitterst du vor ihm? Nein. Oder?"

"Müller, ich warne dich."

"Wundert mich nur, daß du keine Fotografie vom ihm überm Bett hast. Was ist er für dich? Einstein? Alles relativ, wie?"

"Red nicht über Dinge, von denen du nichts verstehst."

"Hauptsache, du verstehst es, Schubert."

Wenn er das hören könnte. Er würde lächeln, denke ich. Und nichts sagen. Was soll man da sagen. So auf Anhieb. *Es gibt immer Gründe dafür und dagegen. Wäge sie sorgfältig ab, mein Sohn. Dann tritt deine Entscheidung. Allein. Es ist dein Leben. Als ob ich das nicht wüßte, Paps. Dein und mein. Er und sie. Wir und andere.*

"Ich wollte studieren", sage ich.

Müller hustet. "Ja. Aber bestimmt nicht Technische Gebäudeausrüstung. Mathe und Physik sind mehr was für rationale Geister. Nicht für einen sentimental Spinner wie dich.."

"Würdest du das wiederholen?"

"Gut. Dann eben: sensible Dichternatur. Kommt ungefähr aufs gleiche raus."

"Idiot."

"Ja, ich weiß, auf die Wahrheit reagierst du empfindlich."

"Die Literatur", sage ich, der Samurai arbeitet und arbeitet, "ist mein Hobby. Nicht mehr."

"Das kann du halten, wie du willst, Alter. Denk aber zwischendurch auch mal an später. An die Zeit nach dem Studium. Da wirst du deine Tage damit zubringen, auszurechnen, welche Heizungsanlage für welchen Wohnungstyp geeignet ist, du wirst Leute unter dir haben, die mit resoluter Hand geleitet werden müssen ..."

"Wenn du das schaffst, Müllerchen, schaff ich es allemal."

Er seufzt und sagt: "Schubert, du verstehst nicht mal, wovon ich rede. Nämlich vom Leben. Vom richtigen Leben, nicht von dem in deinem Kopf."

Es herrscht eine durch und durch reale Kälte in dieser Gruft. Gründe dafür und Gründe dagegen. Dazu hat man seinen Intellekt. Das Gute ist, daß man das, was man tut, nicht verstehen muß. Irgendwas treibt einen, es zu tun. Was man nicht will, muß man ergründen. Warum will man es nicht. Wer bin ich, daß ich das nicht will. Die Gründe! Wenn man nun aber keine findet. Dagegen. Dafür. Wenn es keine gibt.

"Sieh mal," sagt Müller, "zum Beispiel Annett."

"Geht dich nichts an!"

"Ich meine nur. Du – "

"Hör auf, von ihr zu reden. Du kennst dreißig Weiber, über die du quatschen kannst. Aber nicht über sie, das sag ich dir."

"Gedichtchen zu schreiben mag ja ganz schön sein. Ich hab noch keine davon gelesen, aber ich wette, die triefen förmlich von – "

"Müller ..."

"Annett ist in Ordnung, Mann. Und, Schubert, sie ist 'ne Frau. Was glaubst du, wie lange sie noch auf dich wartet?"

"Heuchler. bist doch bloß sauer, weil sie dich nicht rangelassen hat."

Er lacht. "Irrtum. Ich hatte es nie auf sie abgesehen."

"Bist du krank? Kommst doch sonst an keiner vorbei."

"Du hast Angst vor ihr, nicht?" fragt er und hustet, als wollte er sich gleich übergeben. "Wie kann man nur Angst vor 'ner Frau haben."

"Mensch, Müller, woher willst du wissen, was 'ne Frau ist? Liegst doch nie lange genug auf einer drauf, um was mitzukriegen."

"Oh. Jetzt wird der Dichter ordinär. Was war mit der Blondes damals? Der bist du doch gleich an die Wäsche gegangen."

"Ich war betrunken."

"Warum versuchst du es bei Annett nicht auch mit Schnaps? Wenn er dich locker macht."

"Weißt du was? Du bist ein Widerling. Leck mich am Arsch."

"Darauf, Schubertchen, kannst du lange warten. Tja, Alter, ein Bart macht noch keinen Mann."

"Ein Schwanz auch nicht."

"Richtig. Man muß ihn auch benutzen können."

"Dich werden sie eines Tages zur Zucht verwenden, dann hast du dein Lebensziel erreicht."

"Was ich meine, ist ..." Ich höre, wie er zittert. "Schubert, du mußt immer erst den Rat deines Alten einholen. Du tust prompt, was er tun würde."

"Unsinn." Meine Knie sind steif, der Rücken tut weh. "Halt jetzt endlich den Mund."

"Gleich. – Hat dein Vater einen Bart?"

"Was?" frage ich und strecke den Rücken ein wenig.

"Ob dein Vater Bart trägt."

Meine Kehle ist trocken. "Ja, er hat einen Bart. Warum?"

Müller lacht. Er fängt an, leise, dann lacht er lauter. Es dröhnt. Ich schlage nach ihm und spüre, daß ich ihn treffe. Er lacht weiter.

Der Samurai hat aufgehört zu arbeiten. Ich rieche seinen Schweiß. Er keucht. Hockt sich schwerfällig neben mich.

"Wenigstens frierst du nicht", sage ich.

"Wenigstens das."

"Was ist mit deinen Händen?"

"Was soll damit sein."

"Sind hinüber, hm?"

"Ach."

"Zeig mal."

Er dreht sich weg. Sein Atem wird ruhiger. "Wo ist Müller?" fragt er, aber erst nach einer Weile.

"Pinkeln gegangen."

"Die Luft wird schon dünner."

"Ja. Darauf kannst du stolz sein."

"Was meinst du?"

Ich höre, daß ich lache. "Du verbrauchst zehnmal soviel Sauerstoff wie Müller und ich. Benimmst dich wie ein Idiot. Wenn es dir egal ist, ob wir hier rauskommen – okay. Mir ist es nicht egal. Ich bin sicher, daß Annett es geschafft hat, daß sie Hilfe holt. Wenn wir vorher ersticken, weil du dich wie ein Gehirnamputierter aufführst, ist das 'ne andere Sache."

"Warum hast du mich nicht abgehalten?"

"Weil ich keinen Schädelbruch riskieren wollte. Ich hoffe nur, du bist jetzt fertig."

Er atmet tief. "Ich werde nicht mehr arbeiten."

"Schön."

"Schubert?" Es ist seine Stimme. Und auch nicht seine. Schwer zu beschreiben. "Frierst du?"

"Mensch, du kannst Fragen stellen," sagt er, mit dieser Stimme, "setz dich mit dem Rücken zu mir hin. Blickrichtung Gang. So. Ja, gut." Er läßt sich hinter mir auf die Knie nieder, beginnt, meine Schultern zu massieren, die Oberarme, die Seiten bis hinab zu den Hüften.

"Bringt das Blut in Bewegung. Merkst du schon was?"

"Wenn dir die Hände weh tun, hör auf."

"Es geht. Laß die Schultern locker, die Arme auch, nicht verkrampfen."

Wenn ich hier sterbe, wird Mutter meine Sachen aus dem Wohnheim holen müssen. Wird also die Manuskripte finden. Meine Versuche und Versuchchen. Das Stück, fast fertig, die Gedichte, paar Erzählungen. Schwer, sich vorzustellen, was sie davon halten werden. Obwohl sie ihren Spinner kennen. Schlimm, sich das vorzustellen.

Die blöden Gedichte, die sentimental. Lies sie nicht, Paps. Alles andere, aber nicht die Gedichte "Für A." – Sind doch alle für A. Nicht für Lehrer, die Mathe und Physik unterrichten, nicht für Sachbearbeiterinnen im Handel. Sag es ihr.

Mein Kopf ist ganz klar. Wenn ich Shakespeare hier hätte, *Was ihr wollt, Macbeth* und frische Batterien für die Taschenlampe. Was kann man tun, wenn der Kopf so klar ist. Das macht die Stille. *Aufruhr ist tot, bis Birnams Waldung rückt / bergan, und unser Macbeth Hochgemut / lebt bis ans Ziel der Tage, zahlt Tribut / nur der Natur und Zeit.*

"Schläfst du?" fragt der Samurai. Seine Hände liegen auf meinen Schultern. Ruhig. Sie wärmen mich, sie sind schwer, sie sind wirklich. "He, Schubert. Junge!"

"Nein, ich schlafe nicht."

"Frierst du noch?"

Es ist besser. Danke. Ruh dich aus."

Er setzt sich an die Wand, und ich rutsche zu ihm heran, nah. Die Muskeln seiner Oberarme sind hart.

"Wo Müller nur bleibt" sage ich, todmüde. "Schau doch mal nach ihm."

"Nö."

"Komm. vielleicht fühlt er sich nicht gut."

"Keiner von uns fühlt sich gut. Sag ein Gedicht auf. Ein ganz langes. Ballade von Schiller."

"Nein. Ich bin zu müde."

"Dann nicht."

"Wir sollten nicht reden."

"In Ordnung." Gleich darauf sagt er: "Denk nicht über den Tod nach. Sterben hat absolut nichts mit Logik zu tun. Das Ende braucht keine Begründung. Es ist eben Zeit, und fertig."

"Ja, ja. Deine Einstellung zum Tod kenn ich."

Ich strenge mich an, um zu hören, ob Müller zurückkommt. Es ist still im Gang. Kein Geräusch. Kälte und Stille. Stille und Kälte und Dunkelheit und die Nähe der Wände. Ich hebe die Taschenlampe auf.

"Der Hintern tut mir weh."

"Soll ich dir den auch massieren?"

"Nein, danke."

"Lach mal."

"Worüber?"

"Über die ganze Sache."

Ich schalte die Lampe ein, kurz, sehe ihm in die Augen, kurz. "Du hast recht." Es ist wieder dunkel. "Schon irgendwie lustig. Wir latschen in diese Höhle, Müller kriegt einen Schreikrampf, die Decke kommt runter, und das war's dann. So einen Quatsch könnte nicht mal ich mir ausdenken."

Er räuspert sich. "Ich habe dein Stück gelesen. Das über die Bauern."

Ich strecke langsam die Beine aus. Mein Gesicht wird heiß. "Und?" Ich hoffe, es klingt gleichgültig.

"Unecht. Alles. Das ganze Stück."

Ich schlucke. Der Druck im Hals bleibt. "Ich habe nur verarbeitet, was du mir erzählt hast!"

Er lacht auf. "Das glaubst du selber nicht."

"Hat deine Großmutter die kleine Ziege abgestochen, obwohl alle anderen dagegen waren?"

"Die Kinder meiner Schwester haben geheult, klar. Aber es war ein kleiner Bock, Schubert, was willst du damit anfangen? Der wird groß, braucht Futter und einen eigenen Stall. Womöglich nimmt er eins von den Kindern auf die Hörner. Kannst dich ja mal mit 'nem ausgewachsenen Ziegenbock anlegen."

"Ihr hättet das Tier weggeben können", sage ich. "Wieso mußte es bei euch hingerichtet werden?"

"Hingerichtet! Schubert. Wir halten Schweine, Kaninchen, Hühner. Die werden früher oder später alle geschlachtet. Das ist ganz normal. Aber die beiden Alten in deinem Stück haben Spaß am Töten. Das sind keine Bauern, das sind Sadisten."

"Ein Haushalt, in dem ausgerechnet die Großmutter der Chef ist," sage ich und umklammere mit einer Hand die Finger der anderen, "kommt mir sowieso merkwürdig vor."

"Das Haus gehört ihr, und seit Opa tot ist, hat sie die meiste Arbeit mit dem Hof. Mein Vater ist den ganzen Tag draußen auf'm Feld, und meine Mutter macht bis halb sieben abends den Konsum. Was glaubst du, wer das Viehzeug versorgt? Wer sich um die Kinder kümmert?"

Ich sage deutlich: "Du hättest das Stück nicht lesen dürfen, es geht dich nichts an!"

Er stößt mit dem Fuß gegen mein Knie. "Aber dazu schreibst du es doch, daß man es liest, oder?"

"Ich schreib es nur für mich."

Ah. Das ist Selbstbefriedigung, Schubert."

Ich ziehe die Beine an. "Was Selbstbefriedigung betrifft, bis du allerdings Experte."

"Wie meinst du das?"

"War doch deutlich."

Er sagt nichts. Ich höre seine Schritte, in den Gang hinein, höre, wie er stehenbleibt.

Der Druck in den Schläfen ist weder da. Ich reibe mir die Augen, die Lippen. Den Hals.

"Samurai."

Er antwortet nicht.

"Samurai. Komm her, Mensch."

Es ist still, kein Laut. Er bewegt sich nicht.

"Komm her Mann! Ich will dich was fragen."

"Frag dich selber."

"Sei nicht immer gleich beleidigt."

"Es kotzt mich an, wenn du wie Müller redest."

"Du ... Hast du Angst vor dem Tod? Aber ehrlich." Ich warte, daß ich seine Schritte höre. Ich höre nichts.

"Nein", sagt er, aus dieser Entfernung.

"Natürlich hast du Angst. Jeder hat Angst. Ist ganz normal."

"Dann bin ich nicht normal."

"Aber als die Decke runterkam, bist du genauso gerannt wie wir."

"Muß man nicht überbewerten. War ein Reflex. Selbsterhaltungstrieb. Drauf hat man keinen Einfluß."

"Verdammt, was Müller nur anstellt. Ich mach mir langsam Sorgen."

"Ich nicht", sagt der Samurai. Er kommt näher. Seine Fußspitze streift mein Schienbein, als er über mich hinwegsteigt. Ich lehne mich zurück, an die Wand. Die Schulterblätter tun weh. Zu hart.

"Bauingenieur ist ein guter, solider Beruf. Ich hätte das Studium zu Ende gemacht, auf alle Fälle. Natürlich hätte ich. Was meinst du?"

"Wieso ich", sagt der Samurai.

"Es ist ein guter Beruf, oder?"

"Ist es."

"Eben. Außerdem muß man froh sein, wenn man studieren kann. Wenn einem diese Möglichkeit geboten wird. So sehr ich das. Wolltest du mal was anderes werden?"

"Nein."

"Feuerwehrmann?"

"Unsinn."

"Auch nicht Polizist? Lieber Himmel. Wolltest du mal Polizist werden?"

Ein Lächeln ist in seiner Stimme. "Ja, früher."

"Weshalb?"

Er bewegt sich an meiner Seite, er atmet und zittert dabei. Zweimal räuspert er sich, ich warte, aber er sagt nichts. wieder sitzt er unbeweglich da. Meine Augen tun weh, tränen, von der Dunkelheit. Feuerwehrmann, Polizist. Wenn es nur das wäre. Man müßte wissen können, wie man ist, von Anfang an. Der Samurai liest das Stück über die Bauern und sagt: *Unecht*. Er muß es wissen, er kommt vom Dorf. Meine Mutter liest zwei Storys und sagt: *Klasse. Warum willst du nicht Schriftsteller werden?* War alles zu leicht für sie. Papa hätte sie mal betrügen sollen, ein bißchen, eifersüchtig machen wenigstens. Damit sie aus den Wolken fällt und sieht, wie das Leben wirklich ist.

Jemand berührt meine Schulter, ich schrecke zusammen. Der Samurai. Nur der Samurai.

"Versuch mal, tief durchzuatmen", sagt er. "Es ist schwerer, merkst du?" Er schaltet seine Lampe ein und richtet den blassen Lichtschein auf die Uhr an seinem Handgelenk. "Wir sind seit sieben Stunden hier drin. Es kann nicht mehr lange dauern."

Ich frage: "Bis sie uns finden?"

"Bis wir den Löffel abgeben."

"Das meinst du ernst, was?"

"Natürlich." Er bewegt seine Hand auf meiner Schulter. Das hier ist unsere Grabkammer. Nimm's nicht so schwer."

"Müller hat recht. Du bist krank."

"Ich sehe die Sache nur realistisch."

"Sich berechnete Hoffnungen zu machen, bedeutet nicht, eine Sache realistisch sehen?"

"Von welchen berechtigten Hoffnungen sprichst du? Von Annett?"

"Ja. – Ja!"

"Glaube nicht, da sie es geschafft hat."

Ich schüttle seine Hand ab. "Was du glaubst oder nicht, interessiert mich einen Dreck. Ich laß mich nicht anstecken von dir. Ich will hier raus! Ich will mein Diplom machen, heiraten und Kinder haben."

Er lacht. "Wozu?"

"Wozu?" Ist er krank? "Man muß doch leben."

"Wieso muß man?"

"Ach, hör auf. Man muß." Ich ziehe die Knie zum Körper und schlinge die Arme um die Beine. Es ist besser so. Besser als was ... weiß ich nicht.

"Gib's zu, Schubert. Du hast noch nie ernsthaft darüber nachgedacht."

"Worüber?" Ob man leben muß? Wenigstens eine Frage, die sich mir nicht stellt.

Annett will später aufs Land ziehen. da braucht sie ein Auto. Ich möchte mir nicht vorstellen, wie sie im tiefsten Winter auf den Bus wartet. Aber sie würde es in Kauf nehmen. In der Stadt möchte sie arbeiten, nicht wohnen. Sie will einen großen zottigen Hund haben und den Blick frei auf den Sonnenuntergang. Sonst sei es kein Leben, sagt sie.

"Schubert? Bist du noch da?"

"Wo sonst." Mir würde dort, im Grünen, der graue Fluß fehlen. Morgens steht der Nebel drüber. Wenn man Zeit hat, kann man zusehen, wie er sich hebt. Recht und links die Stadt, vom Fluß geteilt. Der Fluß ist älter als alles um ihn her. Und er ist schmutzig.

"Schubert? Was ist los?"

"Nichts."

"Heulst du?"

"Quatsch."

"Dann sag mal was."

"Ich mag nicht."

"Irgendwas."

Es gibt auch Dörfer, die an Flüssen liegen. Gott, ich will nicht an das Mädchen denken. Aber woran sonst? An Müller. Den momentan Vermißten. Ist es so, vermisse ich ihn? Will ich, daß er am Leben bleibt? Warum sollte ich das wollen. Doch, ich will es.

"Wir müssen uns um Müller kümmern."

Er hat, beinahe immer, ein kleines Taschenmesser bei sich. Praktisches Ding. Vielseitig, scharf. Scharf genug, wenn man den Geruch der Gruft nicht mehr erträgt. Aber er hängt an seinem Dasein. An den Mädchen und am guten Wein und an Musik. Wenn ich ihm morgens nach einem Besäufnis eine Tablette anbiete, sagt er: Nee. Weil er den Schmerz ertragen will. Dann ist die Zeit danach doppelt so schön. Sagt er.

"Samurai, hörst du. er bleibt zu lange weg."

"Verschwinden kann er nicht."

Nur an Müller denken. An nichts, an niemand sonst. Er hat eine schöne Mutter. Fotografien bezeugen das. Sie war zweimal verheiratet. Zweimal. Das Gedächtnis funktioniert. Sie lebte bis vor kurzen mit einem Journalisten zusammen. Jetzt hat sie einen Sportler, der einige Jahre jünger ist als sie.

"Er wird hoffentlich bald kommen", sage ich.

"Ja, Schubert. Keine Angst."

"Wird schon nichts sein. Voriges Jahr, weißt du, hatte mich mein Vater in ein Fischrestaurant eingeladen. Dann ist was dazwischengekommen. Er mußte Vertretung machen, für einen Kollegen. Deshalb weiß ich bis heute nicht, wie Tintenfisch schmeckt."

"Krake? Weiß ich auch nicht. Kann sein, er schmeckt, wie er aussieht."

"Samurai." Ich bewege mich nicht, aber ich schwitze. Auf dem Rücken und in den Achselhöhlen. "Bist du schonmal geflogen?"

"Von der Schule?"

"Mit dem Flugzeug, Mensch."

"Nen. Ich habe auch noch keine Wildsau erlegt und noch keinen schottischen Whisky getrunken."

"Haben wir nicht eine Menge verpaßt."

"Ach. Alles kann man sowieso nicht erleben."

"Los, wir schauen nach Müller." Ich wische mir über die Stirn.

"Herrgott, er wird schon wiederkommen. Wenn er sich ausgeheult hat."

"So lange heult niemand."

"Memmen wie er schon."

"Hör auf, ihn 'ne Memme zu nennen."

"Wieso?"

Ich lege die Hände an den Mund. "Müller! Wo steckst du?"

"Hör auf zu schreien, Schubert", sagt der Samurai und stößt mich gegen die Schulter. Soll der Rest der Decke auch noch runterkommen?" Er geht hinter mir.

"Mach Licht. Er ist hier irgendwo."

"Darauf kannst du Gift nehmen." Der Samurai macht kein Licht. Ich fordere ihn ein zweites Mal auf, und er läßt sich zu der Erklärung herab: "Ich hab meine Lampe nicht dabei."

"Schön. Ich meine auch nicht."

"Wir werden uns kaum verlaufen."

"Ich hab keine Lust, ihn über den Haufen zu rennen."

"Dann geh langsam."

"Müller – !" Meine Hände sind an der wand, tastend. Ich höre, wie der Samurai mir folgt, etwa zwei Meter entfernt. Ich drehe mich zu ihm um.

"Weißt du, ob er sein Taschenmesser dabei hat?"

"Sein was?"

"Er leidet unter Platzangst. Vielleicht hat er es nicht mehr ausgehalten."

"Du spinnst." Er ist still. "Seit wann leidet der unter Platzangst?"

"Schon immer. Weißt du doch, Mensch."

Wieder ist er still. "Ich weiß gar nichts. Platzangst, – Unsinn. Dann wäre er doch nie mit in die Höhle gekommen."

"Es bezieht sich bei ihm auf enge, abgeschlossene Räume oder so. Was denkst du, warum er im Wohnheim nie den Fahrstuhl benutzt?"

"Klar benutzt er den."

"Wenn ich es dir sage, Mensch!"

Wir sind stehengeblieben.

"Du meinst, er hat sich ... ?"

Meine Hände sind feucht. "Vielleicht."

Der Samurai ist still. Ich fühle seine Hände an den Oberarmen, er drängt sich an mir vorbei.

"Mach, Schubert, lauf zurück und hol eine Lampe. Na los! Wenn er es getan hat, brauchen wir Licht!"

"Ja." Ich laufe, laufe, obwohl es sich bei solcher Anstrengung schon schwer atmet. Dann laufe ich mit beiden Lampen zurück; über die eine bin

ich zweimal gestolpert. Die erste hab ich eingeschaltet, um schneller voranzukommen, die zweite, über die ich gestolpert war, umklammere ich mit der anderen Hand.

"Laß dir Zeit, Schubert", höre ich den Samurai sagen. "Ich wußte es. Sitzt hier und flennt, unsere Edelmemme."

"Ist er in Ordnung?"

"Warum soll er nicht in Ordnung sein."

Ich leuchte dem Samurai ins Gesicht. Er keucht noch, aber seine Gesichtszüge sind entspannt. Er sieht ruhig aus, wie nach einem kurzen Dauerlauf zur Lockerung. Ich lasse die Lampe sinken und leuchte ihn dann noch einmal an. Er befeuchtet die Lippen. Weicht meinem Blick aus. Verschränkt die Arme vor der Brust. Müller sitzt auf dem Boden, seitlich zur Wand, den Kopf dagegen gelehnt.

"Mensch", sage ich, leuchte ihn aber nicht direkt an.

"Verschwindet."

"Muß das toll sein, wenn man sich so gehenlassen kann. Junge, Junge. Wo nimmst du nur das ganze Wasser her?"

"Schubert." Müller hebt den Kopf und sieht mich an. "Schaff ihn hier weg. Er soll weggehen. Er soll gehen."

Ich leuchte den Samurai an, er schaut mir ins Gesicht. Dann blickt er wieder auf Müller nieder "Wohin soll er mich bringen? Na? Nach draußen?"

"Hör auf. hör auf. sei still. Und geh weg, verdammt noch mal. Du bist ein Monster. Ohne Seele."

"Das Wort Seele klingt aus deinem Mund wie eine Schweinerei."

"Schubert. Schubert, schaff ihn weg! Ich will allein sein. Verschwindet, beide. Bitte!"

"Komm, Samurai, lassen wir ihn in Ruhe. Wenn er unbedingt will."

Der Samurai bewegt sich nicht von der Stelle. Als ich ihn anleuchte, schaut er mir wieder in die Augen. Er hört nicht auf damit.

Ich nicke und gehe in die Knie. "Müller. wenn du willst, daß wir dich allein lassen, mußt du uns dein Taschenmesser geben."

Seine Augen sind rot. "Mein Taschenmesser? Warum?" Er sieht erst zum Samurai auf, dann geradeaus zu mir.

"Ach," er lacht, "ihr denkt, ich will mich abmurksen?" Er lacht mir ins Gesicht, hustet, hält sich die Hand vor den Mund. "Ihr müßt blöd sein."

Die hohe, geschwungenen Brauen sind das einzige Mädchenhafte in seinem Gesicht. Die Lippen sehen farblos aus. Er schiebt das Kinn vor.

"Was ist mit deiner Platzangst?" frage ich. "Erträglich?"

"Ich scheiß drauf. Ich bin stärker als meine Platzangst. Ist das klar? Mein Leben dauert, solange es dauert. Ich will alles genießen. Bis zum Schluß. Sobald ihr verschwunden seid, werd ich mir in aller Ruhe einen runterholen."

"Typisch", sagt der Samurai.

"Wohl eher für dich. Oder wollen wir es uns gegenseitig besorgen?"

"Schwein."

"Erzähl mir nicht, daß du's noch nie gemacht hast."

Ich erhebe mich. "Hört doch auf."

Müller fährt mich an: "Du, Schubert, solltest dich ganz raushalten, mit deiner sentimentalen Einstellung zum Leben. Bei dir sitzt doch der Sex nur im Kopf. Aber der Samurai, der kommt vom Land, der verfügt über praktische Erfahrung. Stimmt's? Auf dem Dorf soll es ja locker zugehen. Ich hab gehört, ihr treibt's da bevorzugt mit den Viechern? Stehst du deshalb nicht auf Mädels? Haben es dir die Schafe angetan?"

"Er will dich hochbringen, Samurai." Ich schalte die Lampe aus. "Hör gar nicht hin. Komm, wir lassen ihn allein."

"Wieso, ich finde es interessant." Der Samurai nimmt mir eine Lampe weg, schaltet sie ein und leuchtet auf Müller hinunter. "Was er anderen so zutraut. Besonders Leuten, die vom Land kommen."

Müller läßt sich nach vorn auf die Knie fallen und steht langsam auf, und ebenso langsam sagt er: "Der Siebenschläfer. Wann ist der doch gleich?"

"Vergessen", antwortet der Samurai.

"Wie sieht der Weizen aus, wenn er reif ist? Rötlichbraun, nicht?"

"Weiter so."

"Pferdemist ist der beste. Richtig?"

"Ist genug jetzt."

"Womit werden doch gleich die Ställe desinfiziert?"

"Halt's Maul jetzt, Müller."

"Oho." Müller beugt sich zurück, eine Hand in die Seite gestemmt. "Schämst du dich etwa für deine Herkunft, großer Krieger?"

"Du spinnst."

"Ich denke doch, daß du dich schämst. Irgendwie."

Der Samurai nimmt die Lampe in die andere Hand und fragt: "Meinst du mit Herkunft die Familie? Warum sollte man sich für seine Familie schämen. Ich meine, sofern man eine hat, Müller."

Sie stehen sich gegenüber. Ich schalte die zweite Lampe an und leuchte von einem zum andern.

"Denn wenn ich nach Hause fahre, weiß ich immer, wen ich antreffe", sagt der Samurai. "Meinen Vater, meine Mutter, meine Schwester. Das nennt man Familie. Wie ist es bei dir?"

Müller öffnet den Mund, macht ihn wieder zu, öffnet ihn. "Ich", er ballt die Hände zu Fäusten, für einen Moment, "akzeptiere die Lebensweise meiner Mutter."

Der Samurai lacht. "Rufst du deshalb im Schlaf nach ihr?"

Ich schaue zu Boden. Drehe die Taschenlampe in der Hand und warte. Aber es geschieht nichts. Müller lächelt. Er lächelt wirklich.

"Ich hänge an meiner Mutter, denk dir nur. Das sind natürlich Gefühle, die du nicht kennst – großer Krieger! Ich meine sowas wie Zuneigung, Freundschaft."

"Ach." Der Samurai legt den Kopf in den Nacken. "Na gut, darauf warte ich schon lange."

"He," sage ich, "wenn ihr so laut seid, kann man nicht hören, ob sie arbeiten."

Der Samurai: "Nun spuck es schon aus, Müller. Raus damit. Was paßt dir nicht?"

"Daß du dich wie ein verdammter arroganter Spießler benimmst. Nur, was du tust, ist richtig. Deine Auffassung von Moral und Ordnung ist die einzig akzeptable. Mit jemandem, den man nicht heiraten will, steigt man nicht ins Bett. Fremdgehen sollte möglichst mit dem Tod bestraft werden. Steinigt die untreuen Weiber! Kurz, für Matthias Koch hat die Welt schneeweiß zu sein."

"Mensch, Müller," sage ich, weiß nicht, warum, "du kannst ihm nicht vorwerfen, daß er anders ist als du."

Müller sieht nur den Samurai an. Er schiebt langsam die Hände in die Hosentaschen. Wo hat er das Messer? Er fragt, ich glaube, ruhig: "Du bist das gewesen, nicht wahr? Du hast es Reinhold gesteckt."

Der Samurai, triumphierend, wenn ich nicht irre: "Ja."

"Weißt du, daß du damit eine echte Beziehung kaputtgemacht hast? Die beiden waren schon vier Jahre zusammen."

"Wenn ihre Beziehung so echt war, warum ist sie dann mit dir ins Bett gestiegen?"

"Sie war an einem Tiefpunkt und – "

Ich schlage mit der Faust gegen die Wand.- "Mensch, Jungs. Hör auf mit dem Schwachsinn! Wir haben andere Sorgen. Wir dürfen nicht soviel Sauerstoff – "

"Du hast genau gewußt, wie eifersüchtig er war. Du bist ein Schwein, Samurai. Ein gottverdammter Spießler."

"So. Spießler. Ein Schwein. Was bist du dann? Wie nennt man jemanden, der die Freundin seines Freundes flachlegt?"

Sie sehen sich an. Lange. Müller sieht nur den Samurai, der Samurai sieht nur Müller. Alles ist unbeweglich. Daß man das Atmen vergessen könnte.

Müller berührt seine Stirn mit der Hand. Er schweigt.

"Was du abgezogen hast, wenn Reinhold da war – ich hätte kotzen können, Junge." Der Samurai wendet sich ab und geht zwei Schritte, kommt aber gleich wieder zurück. "Es war dein eigener Fehler, Müller. Du hättest es mir nicht erzählen sollen. Aber du Fiesling hast es noch rumerzählt. Ich schätze, außer Reinhold hat es jeder gewußt!"

Müller nimmt die Hand von der Stirn. "Du bist wirklich krank. Weil du verdammter Spießler keine Freunde hast. Keinen einzigen Freund an der ganzen Uni." Er tippt dem Samurai mit dem Zeigefinger auf die Brust. Der Samurai schlägt seine Hand weg. "Nicht?" Müllers Zeigefinger ist wieder da. "Wenn du keine Freunde hast, sollen andere auch keine haben. Reinhold war zufällig mein Freund."

"Wenn das eure Vorstellung von Freundschaft ist, Junge, dann danke ich aber." Er schreit. Ich habe den Samurai noch nie schreien hören. Mit dieser tiefen Stimme.

Müller starrt ihn an, schüttelt den Kopf. "Mann, Mann. Das Leben ist nun mal, wie es ist und nicht so, wie es nach übertrieben moralischen

Vorstellungen eines gewissen Matthias Koch zu sein hätte. Bei den Maßstäben, die du anlegst, wirst du dein ganz Leben lang allein bleiben. Ist dir das klar?"

Der Samurai sagt nichts. Er sagt nichts darauf. Er steht nur einfach da.

Ich frage Müller: "Was soll das? wie kannst du behaupten, er hätte keine Freunde? Ich bin zum Beispiel sein Freund."

Müller dreht den Kopf. "Du? Ich denke, er geht dir auf die Nerven mit seiner gesunden Lebensweise und seinen bäuerlichen Weisheiten und dem ganzen Kram."

"Ja. Aber du gehst mir auch auf die Nerven. Na und?"

Müller lacht. Er läßt sich nach hinten an die Wand fallen. "Hörst du, großer Krieger, Schubert hat ähnliche Vorstellungen von Freundschaft wie ich. Also muß mit dir was nicht stimmen."

"Aha. Die Ansicht, die von der Masse vertreten wird, soll automatisch die richtige sein?"

"Die Ansichten der Masse sind schon ganz brauchbar, aber zu der zählst du dich ja nicht. Du stehst meilenweit über allem! Gehörst zu niemandem. Darauf bist du doch stolz. Du brauchst keine Freunde. Nicht?"

Der Samurai lächelt. "Wenn dich das so traurig macht, dann setz dich doch hin und heule. Darin hast du zweifellos Übung."

"Ist freilich auch gegen deine Prinzipien. Der Magen dreht sich dir um, wenn du mich heulen siehst. Männer weinen nicht!" Er schnalzt mit der Zunge. "Männer stemmen Gewichte und verdrängen auf die Weise ihre Gefühle, vor allem die unterhalb der Gürtellinie. Hä? Denkst du manchmal noch an Constanze?"

Der Samurai lächelt nicht mehr. "Constanze hat mich auch nicht eine Minute lang interessiert."

"So? Dann hast du dich aber gut verstellt. Oder bist du vielleicht impotent?"

Der Samurai hebt die Hand und schlägt ihn. Einmal, noch einmal. Ich mache zwei Schritte und stelle mich, mit erhobenen Händen, zwischen sie.

"Ihr Blödmänner! Unser Leben hängt vielleicht davon ab, wieviel wir in den nächsten Stunden reden und tun, jeder Atemzug ist kostbar, und ihr bekriegt euch, ihr Trottel, mit so einem Aufwand. Seid ihr wahnsinnig?"

Müller sagt verächtlich: "Primitiver Bauer."

Der Samurai: "Halt's Maul, du Dreckskerl."

Ich möchte lachen. "Leute. Leute. bitte. Ich bin hundemüde. Wir legen uns hin und schlafen. Das ist das Beste, was wir tun können."

"Du kannst machen, was du willst", sagt der Samurai. "Ich werde nicht schlafen. Ich werde arbeiten."

Müller drängt sich zu ihm und hält ihn am Arm fest. "Das wirst du nicht tun. Du wirst nicht unseren gemeinsamen Sauerstoff vergeuden, du asoziales Rindvieh!"

Jetzt fällt ihnen der Sauerstoff ein. Wenn man lachen könnte. Mein Hals tut weh. Weil die Kehle so trocken ist. Ich habe Durst. Gott, ich habe Durst.

Meine Hand hält die Lampe.

Der Samurai, da er nun einmal mit dem Brüllen begonnen hat, schreit: "Laß mich vorbei, Junge, oder es passiert was. Ich bin viel stärker als du."

Müller erwidert ohne Atem: "Du bist stärker als jeder. Denkst du. Aber du wirst nicht arbeiten, das schwöre ich." Er dreht sich zu mir. "Schubert, hilf mir."

Ich lache. "Sie werden uns ausgraben. Annett wird sie an die Stelle führen. Aber sie werden uns nicht lebend vorfinden. Womöglich sind wir gerade zehn Minuten tot, wenn sie durch die Wand stoßen. Ich meine, Leute, unser Schicksal hätte sich doch nicht solche Mühe mit einem ausgefallenen Unfall gemacht, wenn wir am Ende gerettet würden."

"Quatsch nicht, Schubert, hilf mir. Er darf nicht arbeiten. Es ist nicht nur sein Sauerstoff."

Ich schaue auf die Lampe in meiner Hand. "Komisch. Etwas in einem gibt nie auf. Selbst dann nicht, wenn man versucht, es zu zwingen."

"Dreh nicht durch, Schubert, hilf mir lieber."

"Ich drehe nicht durch. Ich sehe ganz klar. Der Gedanke an unsere Rettung ist geradezu absurd. Aber ich kann nicht aufhören, daran zu glauben." Ich sehe hoch, der Samurai starrt mich an, und dann umklammert meine Hand seinen Unterarm. "Werd nicht hysterisch, Großer. Reiß dich zusammen. Es wird nicht mehr gearbeitet."

"Geht aus dem Weg!"

"Sei vernünftig, Samurai. Benutz gefälligst deinen Verstand."

"Wie kann er benutzen, was er nicht hat, hä?"

"So", sagt der Samurai. "Na ja."

Er packt Müller an der Schulter und schiebt ihn zur Seite. Dann schüttelt er meine Hand ab. Müller stürzt ihm, als er einen Schritt gemacht hat, in den Rücken. Ich weiß, ich werde ihm helfen. Werde ich. Sie ringen miteinander, in dem engen Gang. Ich muß Müller helfen. Ich muß nicht. Aber ich werde. Oder nicht. Ich stehe da und sehe ihnen zu, mit meinem Durst und meinem Hunger, ich bin müde, und ich friere. Aber ich spüre mich nicht.

Der Samurai bewegt sich kraftvoll beim Kampf, geschickt. Müller hat nur seine Verzweiflung. Ich werd mich schlafen legen. Nur, ich kann jetzt nicht schlafen. Ich sollte Müller helfen.

Der Samurai keucht bei ihrem Ringkampf, er lacht aber auch zwischendurch, oder mein Gehör läßt mich im Stich. Nein. er lacht. Müller schreit nach mir. Die beiden liegen am Boden. Müller ist gut. Er ist besser, als ich dachte. Ich leuchte mit der Lampe auf sie herunter.

"Schubert! Schubert. Tu doch was, hilf mir, er bringt mich um."

Der Samurai wälzt sich über ihn. "Gibst du auf? Dann laß ich dich los."

"Mach mit mir, was du willst. Aber du wirst nicht wieder arbeiten. Du gottverdammtes – "

"Und ob ich werde."

"Du Bastard!"

"Der Bastard von uns beiden bist du."

Der Samurai hält Müller unter sich, mit den Händen und den Beinen.

Zu Hause warten meine Bücher. Die wunderschönen, aus dem Nachlaß meines Onkels, vierhundert Stück. Zwanzig werde ich gelesen haben. Man denkt, man hat alle Zeit der Welt.

Mir fällt Goethe ein, der gute alte Goethe, und so rezitiere ich, eine alberne Taschenlampe in der Hand:

"Als Gott der Herr – ich weiß auch wohl, warum –
Uns aus der Luft in tiefste Tiefen bannte,
Da, wo zentralisch glühend, um und um,
Ein ewig Feuer flammend sich durchbrannte ..."

Gewaltiges Echo.

Dichtung ist gefährlich. Sie spricht die Empfindung an, kann Leidenschaft erzeugen, Sehnsüchte, Angst. Sie schiebt die Grenzen hinaus – denn der Gedanke ist frei. Das heißt, er hat keinen Halt. Aber das Leben braucht Grenzen, man muß wissen, wer man ist. Wenn ich schreibe, bin ich allein. Das tut manchmal weh.

"Wir fanden uns in allzu großer Helligung
In sehr bedrängter, unbequemer Stellung ..."

Sentimentaler Spinner. Sagt Müller. Und mein Vater: *Genug Talent für ein schönes Hobby.* Den Samurai darf man nicht fragen.

Aber ich kann rechnen, Tabellen ausfüllen, technische Pläne erstellen, Zeichnungen anfertigen, das ist erlernbar. Ein Hoch auf die Dinge, die erlernbar sind. Niemand, der einem mißtraut. Keiner, der an einem zweifelt.

"...denn wir entrannen knechtisch-heißer Gruft,
Ins Übermaß der Herrschaft freier Luft!"⁵

170

Paps. Wenn du wüßtest. Jetzt sterbe ich hier. Du darfst nicht lächeln, wenn du meine Geschichten liest. Schreiben war das einzige, was ich ohne dich konnte.

Sein Lächeln. Das muß ich nun nie mehr sehen.

Paps. Laß mich nicht sterben.

Meine Kehle brennt. Ich habe zu laut rezitiert. Ich habe gebrüllt, glaube ich. Müller und der Samurai kämpfen nicht mehr. Sie hocken vor mir auf dem Boden und starren zu mir herauf. Ich schalte meine Lampe aus. Dann wische ich mir, sorgfältig, mit dem Ärmel das Gesicht ab. Es ist mir gleichgültig, was der Samurai denkt. Warum soll ich nicht dürfen, was Müller darf. Ich habe jedes Recht, das ich mir nehme. Angesichts des Todes.

"Ist das Einbildung?" frage ich nach rechts, wo der Samurai sitzt, und er antwortet: "Nein, ich höre es auch."

"Was kann das sein?"

"Hm. Weiß nicht. Vielleicht graben sie."

"Du meinst, sie arbeiten? Um uns hier rauszuholen?"

⁵ Zitate aus FAUST 2, IV, Hochgebirg (Mephistopheles)

Müller hustet. "Nicht so laut. Ich will schlafen."

Ich berühre seine Schulter.

"Laß mich. Will schlafen."

Der Samurai steht auf. Er klopft an seinen Sachen herum. "Nicht zu früh freuen. Kann auch was anderes sein."

"Das sind sie. Sie arbeiten, sie holen uns hier raus. Begreifst du? Annett hat es geschafft, sie lebt!" Ich stehe auf.

Der Samurai nimmt meinen Arm, hilft mir. "Ruhig, Schubert. Sie hätten bestimmt am anderen Ende angefangen zu graben, von der Höhle her. Der Gang ist viel zu schmal, sie könnten ihn nie von oben finden."

"Das sind sie, ich weiß es." Etwas geschieht mit meinem Körper. Die Beine bewegen sich, auf der Stelle, ich mache Fäuste und falte meine Hände und kratze meinen Bart und strecke die Arme aus. "Müller, wach auf. Sie holen uns."

"Ich bin wach. Laß mich los, du Affe." Er steht auf, und ich helfe ihm. Meine Hand gleitet von seinem Arm ab.

"Wenn sie graben würden," sagt er und gähnt, "müßte sich das ganz anders anhören."

"Sie sind noch ein Stück weg."

"Es würde anders klingen."

Ein matter, kreisrunder Schein erhellt die gegenüberliegende Wand. Der Samurai läßt den blassen Lichtschein höher wandern. Bis zur Decke kann er nicht leuchten, die Batterien sind zu schwach.

Er sieht zu und herber. "Es entfernt sich. Hört genau hin."

Müller hustet in die Hand. "Ja. wird schwächer."

"Unsinn, es hat sich nicht verändert."

Der Samurai: "Bleib objektiv, Schubert. So, jetzt wird es wieder stärker."

"Es wird stärker!"

Müller lehnt an der Wand. "Das muß was anderes sein." Er gähnt lange.

Wir tasten uns in den Gang vor. Plötzlich ist es still. Ich strengte mich an, um das Geräusch weiter zu hören. Es ist nicht mehr da.

"Trotzdem. Das sind sie. Vielleicht haben sie uns gehört und unterbrechen die Arbeit. Wir müssen schreien. Damit sie wissen, wo wir sind." Ich höre, wie ich schreie. Worte. Um Hilfe.

Der Samurai gibt Müller seine Lampe, preßt mir eine Hand auf den Mund, mit der anderen umklammert er meinen Nacken. Es tut weh. Etwas anderes, ich weiß nicht was, tut mehr weh.

"Du Knallkopf. Denk an die Decke." Er sieht mir in die Augen, ich ihm, und er nimmt langsam seine Hand von meinem Mund. Ich hole Luft. Versuche, das Geräusch zu hören.

Müller hält die Lampe. "Nichts."

Der Samurai geht zu ihm und nimmt sie ihm wieder ab. Leuchtet mir ins Gesicht. "Wenn sie den Gang von oben suchen, finden sie ihn nie."

"Sie werden ihn finden, sie finden ihn! Ich weiß es! Ich wußte von Anfang an, daß Annett es geschafft hat."

Müller nickt. "Wenn jemand es schaffen konnte, dann sie. Und falls sie es geschafft hat, würde sie auch mit bloßen Händen buddeln, um dich wiederzukriegen."

"Halt mal den Rand, Junge. Das Geräusch ist wieder da. Komisch." Er entfernt sich von uns, in den Gang hinein. "Kommt mir bekannt vor." Er leuchtet die Wand ab. Bleibt stehen. Er senkt die Lampe und hebt sie wieder an. "Schubert. Müller. Ich habe hier die Lösung."

"Welche Lösung?" frage ich. "Wovon sprichst du?"

Er läßt die Lampe sinken. "Eine Fledermaus."

"Fledermaus?"

"Ja. Ein einzelnes Tier."

"Ah." Müller wendet sich ab.

"Offenbar hat sie den Gang nicht mit den anderen verlassen. Möglicherweise ist sie krank."

"Samurai," ich gehe zu ihm, "das ist doch absurd. Dann hätten wir sie längst bemerken müssen."

"Sie kann geschlafen haben. Oder ..."

"Oder was?"

"Oder es gibt wirklich einen anderen Ausgang. Oben an der Decke. Wenigstens einen Luftschaft. Aber das Atmen ist schwerer geworden. Es gibt auch keinen Grund, weshalb sie als einzige zurückkommen sollte."

"Nein?"

"Nein."

"So." Nein. Etwas geschieht in meinem Kopf. Vorbereitung einer Explosion. Der Countdown läuft. Und dann? Und dann, mein Gott? Da will ich nicht dabeisein. Wie kommt man raus aus sich, weg von sich, raus, weg.

Müller wehrt meine Hände ab. "Was ist, was willst du?"

"Gib mir das Messer."

"Wozu?"

"Gib es mir!" Zwei tiefe Schnitte, in Aderverlauf. Es wird warm über meine Hände fließen, heraus aus mir. Und Frieden, Frieden. "Gib mir das Messer."

Wie geschickt er ist. Entwindet sich meinen Händen. Daß ich nicht herankomme an ihn.

"Müller, bitte gib es mir. Bitte."

Er schlägt meine Hand weg. Dann ist jemand hinter mir. Hände, die meine Unterarme fassen. Ich höre das Knacken in meinen Gelenken, die Schultern tun weh, jemand zieht mir die Arme nach hinten. Ich trete, einmal und noch einmal, kräftig, denke ich. Ich habe keine Chance, kann die Arme nicht bewegen. Sie sind auf dem Rücken wie festgebunden.

Jemand sagt, ich sehe sein Gesicht: "Sei vernünftig, Mann. Wir sterben früh genug. Reiß dich doch zusammen, Schubert."

Schubert. Ludwig Schubert. Mein Name. Nein. Der Name meines Vaters. Richtig. es ist mein Vater, der Ludwig Schubert heißt. Ich bin Jörg Schubert. Schubert hin, Schubert her, Schubert sein, das ist nicht schwer. Der Affe da vor mir, das ist Müller, René Müller. Dieser alberne Kerl mit seinen schicken Klamotten. Konnte ihn nie leiden. Schwatzhafte, aufdringlich, weibergeil. Hat von uns allen die besten Zensuren. Ohne jemals was zu tun. Da soll man ihn mögen. Der Samurai büffelt sich tot und schafft nur Dreien. Den mag ich. Der ist stark. Schläft gen mit nacktem Oberkörper. Manchmal komm ich nachts als letzter in die Bude, dann hab ich Lust, ihn zu berühren. Wo ist er?

"Schubert", sagt der blöde Müller. Was er nur will. Falls ich nicht spinne, hält er mich an den Schultern. Schüttelt mich. Ich muß lachen. Ist so komisch. Wie er mich schüttelt – bin ich ein Baum? Gleich purzeln die Früchte, was werden es für welche sein? Ich lach mich tot. Die blöde Fledermaus und der komische Müller. Überhaupt alles. Es ist – ist so – es ist –

Ein brennender Schmerz. In meinem Gesicht. Wie heißes Wasser. Wo kommt das her? Dann auf der anderen Seite, es trifft auf mein Auge, so ein Scheiß. Nicht aufs Auge. Nicht doch. Wo bin ich hier? Bin ich hier? Bin ich? Gott, da schlägt jemand – jemand schlägt mich. Es ist nicht Müller. Wer? Wer? Noch einmal der heiße Schmerz. So heiß wird Wasser nicht. Ich wüрге. Etwas herauf oder hinunter. Jetzt endlich. Brüllt jemand. mit meiner Stimme. Ich halte mich, nein, ich falle. Es ist tief. Kein Boden mehr.

Ich rieche jemanden, seine Ausdünstungen, scharf, er fragt: "Geht es wieder?"

Meine Handgelenke schmerzen, die Schultern auch, der Rücken und das Gesicht. Die Augen brennen.

Der Samurai steht vor mir, er hebt eine Hand und wischt etwas aus meinem Gesicht. Seine Hand ist rau. "Junge, junge. Schubert. Du kannst einen erschrecken."

"Was?" Der Kiefer tut mir weh, alle Zähne.

"wie fühlst du dich? bist du in Ordnung?"

"Ja. Ja."

"Du warst total weggetreten. Dachte schon, wie kriegen dich nicht wieder hin."

Es geht mir gut, jetzt."

"Setz dich. Komm. Ruh dich aus. Na, komm, Schubert."

Er hilft mir. Ich sitze an der Wand und sage: "Danke."

"Was meinst du?"

"Du weißt schon."

"Ich mußte das machen."

"Ja. Hat mich, glaube ich, vor dem Schlimmsten bewahrt."

"Hm, schon gut."

Müller ist auch da. Er hält beide Lampen. Setzt sich zu mir. Er lächelt und fragt: "Was ist denn das Schlimmste?"

"Ich dachte, ich verlier den Verstand."

"Vielleicht ist das gar nicht übel."

"Davor hab ich am meisten Angst. Mehr als vor dem Tod."

Der Samurai wischt sich die Hände an den Hosenbeinen ab. "Wir sind zu müde, um etwas zu tun. Da wir nur sitzen, wird der Sauerstoff noch eine Weile reichen."

"Ist es Nacht oder Tag", fragt Müller.

"Ich weiß nicht," antwortet der Samurai, "und ich will es auch nicht wissen."

"Ich schon."

"Weil du dich immer für die unwichtigen Dinge interessierst."

"Wie willst du beurteilen, was für mich wichtig ist und was nicht? Du merkst doch nie was."

"Ist mir auch egal. Wann sind wir jemals einer Meinung gewesen, Junge."

"Nie." Müller schlägt sich mit der freien Hand auf den Schenkel. Er schaut auf die Lampe und schaltet sie aus und legt sie vor sich auf den Boden. Ich schalte meine auch aus, behalte sie aber in der Hand.

Es ist dunkel. "Ich kapiere nicht," sage ich, langsam, wegen des Kiefers, "was es euch bringen würde, einer Meinung zu sein. Dann könntet ihr euch doch nicht mehr bekriegen. Ihr seid so abhängig von euren Streitereien wie der Alkoholiker von der Flasche."

"Schubert hat recht. Was sollten wir miteinander anfangen, wenn wir uns nicht mehr bekriegen könnten. Schubert weiß eine ganze Menge. Über Menschen. Aber du würdest dich lieber erschießen, als das zuzugeben."

"Immerhin", sagt der Samurai, von der anderen Seite, "hab ich im Gegensatz zu dir schon zugegeben, daß ich sein Stück gelesen habe. Das über die Bauern. Es ist Mist, weiß er jetzt, und zwar von mir."

Ich öffne die Augen wieder.

"Ach ja? Aber ich wette, du hast ihm nicht gesagt, wie du die anderen Sachen findest, die du gelesen hast. Du hast doch mit Maritta Schröder darüber gesprochen. Sie hat es mir erzählt."

Der Samurai: "Du hast auch alles gelesen. Jedes Wochenende, wenn er weg war. Du hast das Zeug sogar Constanze gegeben, was weiß ich, wem noch."

"Warum hast du mich dann nicht bei Schubert verpiffen? Ich denke, sowas liegt dir." Müller hustet. "Kannst du dich an die Geschichte von dem Lehrer erinnern?"

"Nee", knurrt der Samurai.

"Natürlich kannst du. Die war toll. Und absolut glaubhaft. Ich konnte mich in den Mann reinversetzen."

"Ich nicht."

"Er sucht praktisch immer nach einer Rechtfertigung für das, was er tut. Nach außen wirkt er völlig selbstbewußt. Aber an der Beziehung zu diesem einen Schüler, dem Ronald, der Gedichte schreibt, merkst du, daß er doch Bestätigung sucht, jemanden, der sich vertrauensvoll an ihn wendet, der etwas auf sein Urteil gibt. Der Ronald zeigt die Gedichte ja nur diesem Bergner, niemandem sonst."

"Na und?"

"Ich fand das gut."

Ich ertrage den Druck nicht mehr, hinter den Augen. In den Schläfen. Ich ertrage ihn, wenn ich mich bewege und aufstehe und weggehe. Also stehe ich jetzt auf. Mein Magen, der nicht weiß, daß ich sterbe, gibt knurrende Geräusche von sich. nimmt sich wichtig. Der Durst ist schlimmer. Aber noch nicht tödlich.

"Hunger und Durst", sage ich, "machen einem keine echte Angst. Aber wenn man nicht richtig durchatmen kann, dann geht einem die Muffe. Alles lieber als ersticken."

"Wohin willst du?" fragt Müller.

"Weg von euch."

"Warum?"

"Ich hab euch satt, das ist alles."

"Warte. warte doch."

Ich höre, daß er mir folgt. "Laß mich in Ruhe, Müller. Ich will allein sein. Möchte die letzten Stunden nutzen, um über einige Dinge nachzudenken."

"Dabei kann ich dir doch helfen."

"Dabei kann mir niemand helfen."

Er schaltet eine Lampe en. "Schubert." Er lächelt mich an. "Was soll ich denn machen?"

"Nichts. Gib mir die Lampe." Ich nehme sie ihm weg und gehe weiter.

Er folgt mir. "Schubert. Mann. Ich kann jetzt nicht allein sein."

"Schopenhauer meint, daß das die wenigsten Menschen können. In der Einsamkeit hat jeder nur sich selbst und wird deshalb unaufhörlich an die Erbärmlichkeit seiner Existenz erinnert."

"Du findest mich erbärmlich?"

"Ja."

"Du läufst und läufst. Der Gang ist gleich zu Ende."

"Müller, hau ab!"

"Ach, Scheiße. Scheiße! Überall auf dieser Scheißwelt ist man allein."

Ich bleibe stehen. Lehne mich gegen die Wand.

"Du bist doch nie allein gewesen, Müller." Ich rutsche an der Wand zu Boden. Mein Körper macht, in diesem Zustand, was er will. Die Taschenlampe fällt neben mich. Sie ist noch eingeschaltet. Ein Signal im Dunkeln. Ich schaue auf die Stelle am Boden, die sich hell abhebt. Hab eich jemals einen Sommer zu Hause verbracht? Organisation perfekt, Ablauf tadellos. Vom Morgenappell bis zum nächtlichen Singen am Lagerfeuer.

"Setz dich her," sage ich zu Müller, "aber quatsch nicht soviel."

"Ich bin ganz still."

"Haben sie dich ... hat deine Mutter dich früher ins Ferienlager geschickt?"

"Nein."

"Du bist nie in einem Ferienlager gewesen?"

"Ich hab unsere Stadt unsicher gemacht."

"Es ist für Kinder besser, wenn sie die Ferien unter Gleichaltrigen, in einer Gemeinschaft verbringen."

"Ja – "

"Es ist auf alle Fälle besser. Sonst wird man ein Stubenhocker oder so."

"Hm – "

"Ist wichtig für die Entwicklung des Kindes."

"Und du?" fragt Müller. "Bist du oft in Ferienlagern gewesen?"

"Ja."

"Dann kramst du wohl jetzt in Erinnerungen? – Waren Mädchen dabei?"

"Freilich. Immer."

Manchmal ging ich in das Arbeitszimmer meines Vaters und blätterte seine Bücher durch. Zahlen. Tabellen. Geometrische Figuren. Einmal fragte ich ihn, warum die Winkel in einem Dreieck immer einhundertachtzig Grad ergeben. Er erklärte es mir. Ich verstand kein Wort, aber ich dachte darüber nach.

Ich mochte sein Arbeitszimmer.

Mitunter war es verschlossen, von innen, wenn er sehr beschäftigt war. Aber dann wurde es Sommer, es wurde immer wieder Sommer, und ich fuhr in ein Ferienlager.

"Schubert?" fragte Müller leise. "Wie alt warst du, als du dein erstes Mädchen hattest."

"Weiß nicht mehr."

"Das vergißt man doch nicht. Hör mal."

Stubenhocker. Was für eine Gefahr. *Lies doch, wenn es regnet, Junge, nicht ausgerechnet, wenn die Sonne scheint.* Aber wenn ich ihn nach den physikalischen Größen fragte, da war ihm das Wetter egal, er holte seine Bücher vor und erklärte.

"Komm schon, Schubert. Wie alt warst du, beim erstenmal?"

"Voriges Jahr, da – "

"Das ist nicht dein Ernst!"

"Ich wollte das Studium wirklich abbrechen."

"Ich dachte, wir reden von Mädchen."

"Wovon du redest, weiß ich nicht. Ich rede vom vergangenen Jahr. Da hatte ich vor, aufzuhören. Ernsthaft. Am Theater bei uns haben sie Komparsen und Kulissenschieber gesucht. Eine Stelle als Orchesterwart war auch frei. Ich hätte mir alle Proben zu Shakespearestücken ansehen können."

"Warm bist du an der Uni geblieben? Wegen Annett?"

Ich berührte, kurz, den Boden. "Mein Vater wurde krank."

"Ah."

"Er hatte einen schweren Herzanfall."

"Warum hast du das Studium nicht abgebrochen, als er wieder auf dem Posten war und den Schlag verkraften konnte?"

"Ich weiß nicht."

"Aber ich, Schubert. Du möchtest so ziemlich jeder Mensch auf dieser Welt sein, nur nicht du selbst."

"Verschone mich mit deiner Vulgärpsychologie."

"Aber so ist es doch. Du eiferst deinem Vater nach, dabei bist du ganz anders als er, du bist ein vollkommen anderer Mensch."

"Ja. ein sentimentaler Spinner."

"Du weißt, so meine ich es nicht."

"Egal."

Er scharrt mit dem Fuß am Boden. "Aus dir wäre nie ein ordentlicher Ingenieur geworden, ich weiß es und du weißt es auch. Für so eine Position braucht man Eigenschaften, die du nicht hast. Durchsetzungsvermögen, Autorität, Selbstsicherheit. Gut, du hast Phantasie, aber nicht auf technischem Gebiet. Du bist sensibel, kannst Geschichten schreiben."

"Und schlechte Stücke."

"Mann, du interessierst dich fürs Theater. Warum quälst du dich mit einer Sache ab, bei der du höchstens durchschnittliche Leistungen bringen kannst?"

"Du machst mir Spaß. Glaubst du, darüber habe ich nie nachgedacht? Ich denke ständig drüber nach, von morgens bis abends! Aber wenn ich das Studium abgebrochen hätte, wäre das eine Entscheidung für immer gewesen. Kapiertst du das?"

Er ist sehr nah, als er sagt: "Schubert, manchmal muß man solche Entscheidungen treffen. Du kannst dich nicht durch ein ganzes Leben mogeln."

Ein. Ganzes. Leben.

Er nimmt die Lampe auf und hält sie zwischen uns. Wir sehen uns an. Nein. Wir blicken uns in die Augen. Müller. Gott, Müller. Wer bist du?

"Du hast Glück." Er spricht mit einer Stimme, die ich noch nie gehört habe. "Das Schicksal hat dir die Entscheidung abgenommen."

Seine Augen. Da kommt man auf keinen Grund.

Ich schlage ihm die Lampe aus der Hand. Sie fällt hart auf den harten Boden.

Es ist kalt und still und dunkel. Ich sage: "Geh zum Samurai."

"Nein."

"Sei nicht feige, Müller."

"Ich bin nicht feige."

"Dann geh zu ihm."

"Ich kann nicht."

"Mensch, Müller, wir sind vielleicht bald tot."

Stille. "Was soll ich denn sagen?"

"Du mußt doch nichts sagen."

"Ich kann mich nicht einfach so zu ihm setzen."

"Wieso nicht?"

"Komm mit, Schubert. Bitte."

"Warum", frage ich ihn, "hast du solche Angst davor, mit ihm allein zu sein?"

Er antwortet nicht. Wir sitzen in unserer Grabkammer, und ich versuche nicht mehr, sein Gesicht zu erkennen.

Sie an den Schultern zu halten. So fühlen sich also ihre Schultern an. Sie sind kräftiger als die der meisten Mädchen, das kommt vom Sport. Ich beweg mich eine Weile auf ihr, bis ich endlich in sie hineinschlüpfe. Und geborgen bin. Und ausgeliefert. Annett. Ihre Hände streichen zärtlich über meinen Rücken. Ich möchte ihr sagen, daß sie zu sanft ist, daß sie mich fester halten soll, aber ich habe keine Stimme. Dann pressen ihre Schenkel den Schmerz aus mir heraus. Ich bin nun leicht. Aber ringsum sinkt der Nebel. Du mußt keine Angst haben, sage ich zu ihr, der Nebel tut uns nichts. Sie hat keine Angst. Sie hält mich. Aber ihr Körper wird kälter. So kalt wie der Nebel ringsum – –

Bin ich wach?

Wenn man sich an die Kälte gewöhnt hat, frieret man nicht mehr. Ich spüre die Starre im ganzen Körper. Als wäre das Blut in den Adern geronnen.

Bin ich wach? Ich bin. Mein Mund ist trocken. Wenn Wasser von den Wänden tropfen würde. Man könnte es ablecken. Ich will zurück in meinen Traum, der Nebel wird meinen Durst stillen.

"Warum bist du immer so früh ins Bett gegangen?" höre ich Müller fragen. Kann ihn nicht sehen, weiß trotzdem, daß es Müller ist, der sagt: "Da war schlimm. Ich hatte jeden abend Angst, dich zu wecken."

Der Samurai lacht. "Mich hast du auch jeden Abend geweckt."

"Warum hast du nie was gesagt?"

"Ich hätte nicht so früh ins Bett gehen sollen."

"Stimmt."

"Müller?"

"Was?"

Der Samurai sagt, zögernd: "Ich hab Mädchen gehabt. Das erstmal mit vierzehn. Kannst du da mithalten?"

"Mit vierzehn? Du spinnst."

"Eine aus unserem Dorf. Sie war vier Jahre älter als ich. Die letzte hatte ich, als ich bei der Armee war."

"Wo ist die jetzt?"

"Keine Ahnung. Aber bestimmt weit weg von ihrer Mutter und ihren Großeltern. Da, wo niemand ihr reinreden kann."

"Hast du ... dann wieder eine gehabt?"

"Nein."

Der Traum kommt nicht. Der Nebel hat sich gehoben. Noch nicht vorbei. Noch immer nicht. Der gute Müller, was murmelt er da? Er eint. Er betet. Als Atheist. Aber er hat ja immer versucht, sich mit allen Parteien gut zu stellen.

Ich wünschte, meine Mutter wäre hier. Sie hat mich auf die Welt gebracht. Am liebsten arbeitet sie in ihrem Garten. Frisches Gemüse ist wichtig für die gesunde Ernährung. Sie sorgt sich um uns.

Mein Gott, hilf mir. Steh uns Atheisten bei. Es lebt sich gut ohne Religion, aber das Sterben ist so schwer.

"Müller", sagt jemand. "Komm her zu mir. Komm schon."

Die meisten Dinge im Leben sind einfach. Wenn man sie ausspricht. Warum habe ich Annett nicht gesagt, daß ich sie liebe. Wenigstens mir hätte ich es sagen müssen. Möchte wissen, woher all diese Flüssigkeit kommt. Daß man weinen kann, weinen, eine Ewigkeit.

Ich will nicht im Dunkeln sitzen. Das ist, als wäre man allein.

"Gib mir deine Lampe, Samurai", sage ich. "Wo hast du sie?"

"Hier. Mußt sie dir holen."

"Bring sie mir, bitte."

"Ja."

Der Vorhang hebt sich. Sie geben das letzte Stück der Saison. Zwei Akteure. Schattenhaft.

"Was meinst du," fragt der, den wir Müller nennen wollen, "ob Unbehaun uns vermissen wird?"

"Wie seine Taschenuhr, wenn er sie nicht dabei hat."

"Du hast immer so wahnsinnig diszipliniert im Hörsaal gesessen und andächtig gelauscht, als wären Unbehaun und die anderen alten Knacker echte Götter."

"Du bist gut. Ich mußte doch andächtig lauschen", sagt jener, der den Samurai spielt. "Leider habe ich nicht deine rasche Auffassungsgabe."

"Ich möchte dir was sagen. Aber du würdest es falsch verstehen."

"Dann sag es nicht."

Schweigen. "Samurai? Ich will nicht sterben."

"Was ist daran falsch zu verstehen?"

Schweigen. "Samurai? Laß mich nicht allein."

"Ich laß dich nicht allein."

"Du bist ein ganz toller Kerl."

"Selbstverständlich."

"Das meine ich ernst. Ich habe dich immer bewundert. Ich mag dich, Mann."

"Was wird das, 'ne Liebeserklärung?"

"Ochse."

"Ja. Ich komme vom Land." Er streckt den Arm aus und zieht Müller zu sich heran. Müller legt, zögernd nur, die Arme um ihn. Sie rücken noch näher zusammen, umarmen sich fester. Der Samurai schiebt Müller eine Hand in den Nacken und streichelt ihn.

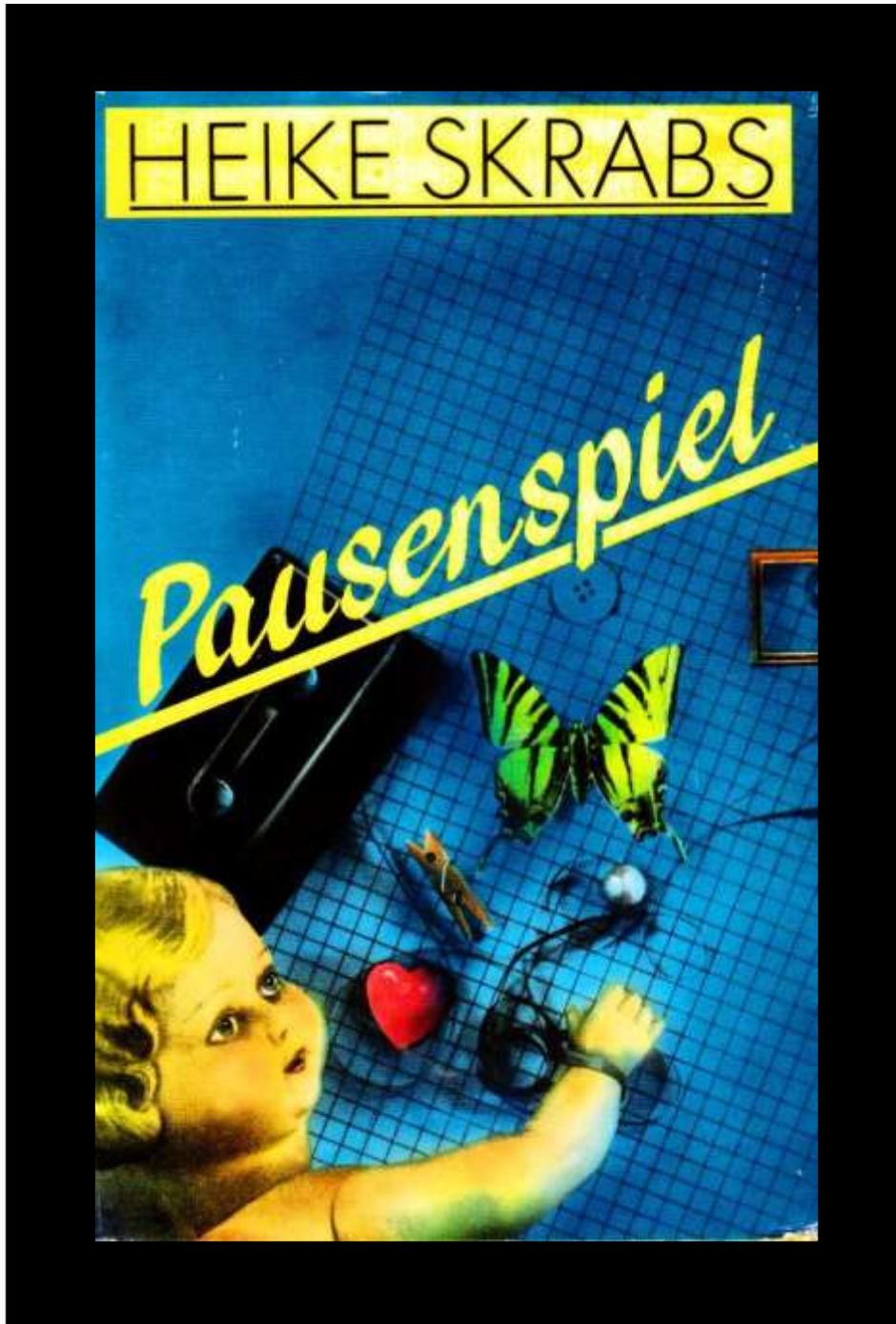
"Ist ja gut. Ist gut. Es ist bald vorbei, Kleiner."

"Laß mich nicht los."

"Ich laß dich nicht los."

Es ist, zumindest, unwahrscheinlich. Wenn man nicht glauben kann, was man sieht. Üble Aufführung, unecht das Stück, reiner Kitsch. Oder die Wirklichkeit?

Wenn sowas möglich ist, dann muß auch möglich sein, daß wir gleich Geräusche hören, wie sie eine aufwendige Rettungsaktion begleiten. Stimmen. Werkzeuge, die sich in Stein fressen. Ich lausche.



Schutzumschlag der Originalausgabe

Pausen? Spiele? –

Nachwort zur Neuauflage 2021

Mondrian v. Lüttichau

"Man müßte wissen können, wie man ist, von Anfang an."

"Denn was ist der Mensch ohne die Achtung
der Gesellschaft, in der er lebt?"

"Was wissen Eltern von ihren Kindern. Nichts."

Diese 1989 in der DDR erstveröffentlichten Erzählungen handeln von Kindern und Jugendlichen zwischen dem Bemühen, ihr Eigenes in der sozialen Umgebung zu bewahren und zu entfalten – und den teilweise längst verinnerlichten Mechanismen der (Selbst-)Konditionierung. In Kindheit und Jugend kollidiert beides noch, oft in subjektiv unlösbarer Weise, führt dann zu tiefgreifender Irritation und Identitätsdiffusion, zu Scham, Demütigung, Hilflosigkeit, Unterwürfigkeit oder Stolz. Bei Erwachsenen haben sich solche Störfaktoren der Normalität meist abgeschliffen.

Die Autorin Heike Skrabs steht offensichtlich durchgängig auf der Seite marginalisierter und gesellschaftlich ausgegrenzter Menschen, – generell: der Schwächeren, und zu denen gehören in jedemfall die Kinder (zumindest so lange, bis sie gesellschaftskonform sozialisiert sind).

Ihre Geschichten spielen in der von kleinbürgerlichen Konventionen geprägten Welt kleiner Städte der DDR Ende der 70er, Anfang der 80er Jahre. Oft geht es um das Dickicht der familiären Interaktion: Kontrollbedürfnisse, Schuldgefühle, Geborgenheitsbedürfnisse, Abgrenzungsbedürfnisse, Überforderung – all dies bei Kindern wie Eltern. Jedoch stehen diese alltäglichen Konflikte bei Kindern/Jugendlichen meist für etwas Grundsätzlicheres: sie sind Schritte in die Welt hinaus, und jede Erfahrung, die Kinder mit der Welt machen, hat zugleich symbolische Bedeutung: *So ist es auf der Welt! So sind die Menschen (die Erwachsenen)!*

Auf einer Ebene hobeln die Interventionen "ganz normaler" Eltern die Eigenart ihrer Kinder ab; unermüdlich, jedoch wie nebenbei, mit Bedingungen, Hinweisen, Versprechungen und Mahnungen, werden die Kinder modelliert – großenteils instinktiv Sozialisationsvorgaben weitergebend, in denen die Erwachsenen selbst modelliert worden sind oder denen sie sich im Laufe der Jahre angepaßt haben. Andererseits wird erzählt, wie jüngere Menschen (großenteils Jugendliche) zwischen den Normen, Tabus, Vorurteilen, Engheiten und Entfremdungsformen der Erwachsenen, den angesagten Aktivitäten und Meinungen der sogenannten Gleichaltrigen und Angelerntem hindurch

ein zumindest einigermaßen eigenes, authentisches, selbstbestimmtes Lebensgefühl zu finden und zu bewahren suchen. – Kindheit ist nicht zuletzt einzelgängerisches Erkunden der Welt, wobei die meisten Erfahrungen und ihre Interpretationen noch weitgehend voraussetzungslos sind; auch die Vorgaben der Erwachsenen sind – auf dieser Ebene – nur Erfahrungen mit der Welt, die vom Kind, vom Jugendlichen (unterschiedlich) interpretiert werden. Kinder fügen sich ihr eigenes Weltbild (ihre *theory of mind*) zusammen aus allen vorfindlichen Elementen. Sie werden gerne einseitig als Objekte der Interventionen und Konditionierungen der Umwelt verstanden. Aber sie sind zugleich Subjekte eines Eigenwillens, der seinen Weg sucht zwischen der Anpassung an die Umwelt (*Akkomodation*) und der Veränderung der Umwelt (*Assimilation*), – wozu auch die situative Modifizierung und Umdefinition der normierenden Vorgaben der Umwelt gehört. So finden wir bei der Protagonistin der Erzählung "*Seine Veranlagung zum Alleinherrscher*" erste Keime der individuellen Entwicklung einer ethischen Haltung – jedoch abseits aller Vorgaben der Erwachsenenwelt darüber, wie "man" in bestimmten Situationen zu fühlen, sich zu verhalten habe.

Die Geschichten wirken manchmal fast wie Exposés zu größeren Arbeiten; modellhaft skizzieren sie – ja, was? In den konventionellsten zwischenmenschlichen Situationen und Konstellationen spürt Heike Skrabs existentielle Probleme bei Kindern und Jugendlichen auf, – die von Erwachsenen in der Regel nicht als solche ernstgenommen werden. Konflikte in Zusammenhang mit Selbstkonzepten und sozialen Rollen spielen dabei eine entscheidende Rolle. Den Grundlagen menschlicher Lebendigkeit subtil und achtsam nachzuspüren war immer Aufgabe der Künste; Psychologie, selbst Psychotherapie bleibt demgegenüber leider meist im Bereich der sogenannten "Symptomatik".⁶

Kinder und Jugendliche sind eigentlich Fremde in der "Elternwelt"; zunächst arrangieren sie sich nur irgendwie mit dieser Welt. Es ließe sich fragen, auf welche Weise sollten sie sonst lernen, in die gesellschaftliche Realität hineinzuwachsen und (möglichst) ihren Platz darin zu finden? Aber es geht in diesen Geschichten nicht um Alternativen; unpräzise, lakonisch, nüchtern und genau wird dargestellt, wie (viele? die meisten? manche?) Kinder und Jugendliche sich fühlen in diesen alltagspädagogischen Verstrickungen. Sie sind wurzellos, entfremdet, ihrer Würde beraubt ... und kaum merklich diffundieren die Vorgaben der Elternwelt in sie hinein. – Erst in existentiellen Krisensituationen bricht die Fassade des konventionellen, sozialisationsbedingten Bewußtseins auf, der alltägliche Selbstbetrug, die verdrängten individuellen Untiefen kommen zutage –und zeigen sich dann oft als seelische Verwundungen, zugefügt durch die Umstände eben dieser normativen Sozialisation. ("*Das Leben*")

Und die Erwachsenen, die Eltern? Sie sind (allermeist) nicht böse – sie sind nur normal ... normal oberflächlich, normal desinteressiert an ihren Mitmenschen (einschließlich der eigenen Kinder). Mit ihren eigenen Sachen beschäftigt. Da reicht es auch nicht, wenn sich

⁶ Vgl. demgegenüber Johanna Herzog-Dürck: PERSONALE PSYCHOTHERAPIE ALS ELEMENT INTEGRATIVER TRAUMATHERAPIE (Berlin 2020: A+C online) sowie Mondrian v. Lüttichau: MAUER AUS SCHWEIGEN UND MIßTRAUEN. BRIEFE GEGEN ERWACHSENE (Leipzig 2010: A+C online)

in einer mehr oder weniger verstaubten Herzenskammer echte Zuneigung zu ihren Kindern regt, die sich ab und an zu ehrlichem Bemühen um Verständnis aufrafft. Zumal es immer einfacher ist, "ein Machtwort zu sprechen". Oder aber das Kind mit rhetorischen Tricks so in die Enge zu treiben, daß es sich nur noch hilflos unterordnen kann. – Selbstverständlich haben auch Erwachsene ihre Wahrheit, ihre Nöte, ihre Hilflosigkeit. Aber ist es Aufgabe der Kinder, ihre Eltern zu verstehen? Noch immer bin ich der Meinung, es ist nicht ihre Aufgabe. Die Kehrseite des Gewaltmonopols von Eltern ist ihre Fürsorgepflicht gegenüber den Kindern.

Es sind ganz normale Situationen und Probleme in der normalen Alltagswelt "ganz normaler" Leute – aber Heike Skrabs läßt die Untiefen dieser Normalität aufscheinen, auch dies ohne Lösungen, ohne "Happy end". Es ist einfach so. Die meisten geschilderten Konstellationen sind uns altvertraut; dennoch ist es nötig, solche Zusammenhänge immer neu zu erzählen, in ihren unterschiedlichen Facetten. In jeder Generation neu muß die Frage gestellt werden: was ist eigentlich "Normalität"? Wo endet ihr Recht? Auf welche Weise kann die individuelle Eigenart sich entfalten, die mit jedem Neugeborenen auf die Welt kommt?

Es gibt diesen Glaubenssatz der jeweils erwachsenen Generationen, daß "alle" jungen Leute sich zu Gruppen zusammenfinden wollten. Inwieweit dies wirklich ihr genuines Bedürfnis ist, müßte gefragt werden. Suchen nicht alle Menschen – auch Kinder und Jugendliche – eigentlich Begegnung, Beziehung mit anderen, denen sie sich nahe fühlen? In Gruppen (egal welchen) entsteht der Anschein mitmenschlicher Nähe vorrangig durch gemeinsame Interessen, gemeinsame Symbole, gemeinsame Gegner (oder Feinde). Individuelle Begegnungen (oder Beziehungen) entstehen dort wie überall, wo Menschen aufeinander treffen, nicht häufiger. – Heike Skrabs erzählt demgegenüber von jungen Menschen, die mehr oder weniger bewußt getrieben werden von ihrer Sehnsucht nach konkreten, individualisierten Begegnungen und Beziehungen: von Sehnsucht nach dem "Du". Sowaß aber war/ist nicht vorgesehen in der Sozialisation (in der DDR so wenig wie in der BRD) – außer in der einzigen Variante einer auf Familiengründung zielenden sogenannten "ernsten" Beziehung.

Was meint "*Pausenspiel*", der Titel einer der Geschichten wie des Buches? – eine Pause wovon? vom alltäglichen Leben in Familie, Schule oder Arbeit? Möglicherweise entfaltet sich das wirkliche, das existentielle Leben von jungen Leuten nicht selten gerade in solchen Pausen, die der angeblichen "Realität" mit dem Blick auf die Uhr abgerungen werden müssen. Und ist "Spiel" (zumal unorganisiertes, nichtkollektivierteß Spiel – wir sind in der DDR!) denn etwas Nebensächliches?

Die Gewalt der öffentlichen Sozialisation (Meinungsmache, Vorurteile, Diffamierungen und Unterstellungen, bößartige Phantasie) zeigt die Autorin besonders deutlich in "*Hinter*

sieben Bergen", der Geschichte eines schwulen Coming out. Die Erzählung gehört zu den seltenen literarischen Darstellungen zum Thema Homosexualität in der DDR.⁷

"*Das Leben*" ist die zeitlose Geschichte einer existentiellen Grenzsituation. Aus ihm könnte unbedingt ein Film werden.

Die jungen Menschen dieser Erzählungen erinnern mich manchmal an J. D. Salingers Gestalten: wurzellos in der sozialen Welt treibende Kinder, gleichwohl in sich drin unverkennbar sie selbst. Die lakonische, unsentimentale, manchmal ironische Sprache der Autorin, ihre Zeitsprünge und häufigen Wechsel der erzählerischen Standpunkte geben uns keine Empfindungen vor, im Gegenteil: Skrabs läßt Empfindungen und Interpretationen beim Lesen entstehen; mit einer Ausnahme: Über allen Geschichten liegt ein Moment von Trauer: daß es so ist – daß Kinder und Erwachsene zumeist einander fremd bleiben, hilflos, blind aneinander vorbei leben – bei allem situativen Bemühen. Heike Skrabs geht weitgehend als Beobachterin auf die Welt zu; in ihrem Blick von außen liegt möglicherweise ihre eigene Fremdheit, die sie jedoch klarsichtig gemacht hat. – Als ich diese Erzählungen etwa 1998 erstmalig las, schaute ich zwischendurch manchmal auf Heikes Foto, im Klappentext.⁸ Im Dezember 2007 schrieb sie mir: "Da Sie PAUSENSPIEL gelesen haben, wissen Sie alles über mich, was es damals über mich zu wissen gab. Hätte ich es mir nicht in diesem Band von der Seele getippt, wäre ich sicher gestorben (auf die eine oder andre Art). Pech für mich, daß der Verlag es unbedingt haben wollte."

Heike Skrabs wurde 1961 in Bad Liebenstein geboren und verbrachte ihre Kindheit in Thüringen und Mecklenburg. Sie lebt (noch immer) in Rudolstadt. Skrabs ist Buchhändlerin und arbeitete bis 1983 in diesem Beruf. Seither ist sie freischaffend, hieß es im Klappentext (1989).

1984 wurde von ihr das Hörspiel KALTES BLUT ZUM HERZEN gesendet (Regie Werner Grunow/Rundfunk der DDR). 1985 erschien der Jugendroman VERDAMMT, ES GEHT WEITER, über einen Jungen, bei dem sich plötzlich epileptische Anfälle zeigen.⁹ PAUSENSPIEL erschien 1989. Ebenfalls 1989 wurde in dem Sammelband LIEBESWETTSTREIT (Hrsg. Waltraud Lewin/Miriam Margraf) Heike Skrabs' Erzählung *Wie Sand* gedruckt.¹⁰ 1992/94 wurden zwei Fernsehfilme gesendet, zu denen sie das Drehbuch geschrieben hatte: BABYSITTER und DER KLEINE UND DER ALTE MANN, (bei beiden führte Peter Welz Regie).¹¹

⁷Vgl. Jürgen Lemke: GANZ NORMAL ANDERS. AUSKÜNFTE SCHWULER MÄNNER (Berlin/Weimar 1989). Siehe auch COMING OUT, einer der letzten DDR-Filme (Regie Heiner Carow, 1989). Die Erzählung *Hinter sieben Bergen* wurde aufgenommen in eine Chronik zur Homosexualität in der DDR: <http://www.olafbruehl.de/chronik.htm> (Zur Situation in der BRD jener Zeit siehe von Jürgen Haug: KELLERASSEL; 1981; Neuausgabe Berlin 2014: A+C online)

⁸Siehe hier zu Beginn des Buches.

⁹Wiederveröffentlichung bei A+C online ist vorgesehen für 2022.

¹⁰Sie wurde in die vorliegende autorisierte Neuausgabe aufgenommen.

¹¹Eine Rezension von DER KLEINE UND DER ALTE MANN erschien in der ZEIT 45/93; sie ist hier im Anhang dokumentiert.

Im August 2002 schrieb mir Heike Skrabs:

"Die politische 'Wende' damals hat mich wie ein Hammer getroffen. Ich bin im Grunde meines Herzens überzeugter Fatalist, Pazifist, Humanist, und die Vorstellung, unter kapitalistischen Verhältnissen leben zu müssen, war einer meiner schlimmsten Alpträume. Meine einzig wirklich schlechte Note hatte ich in Staatsbürgerkunde, weil ich meine Lehrerin davon überzeugen wollte, daß der Sozialismus/Kommunismus die wunderbarste Idee sei, die bislang intelligente Männer gehabt haben, daß es aber vollkommen unmöglich wäre, diese grandiose Utopie (zumindest in den nächsten zweitausend Jahren) in die Wirklichkeit umzusetzen. Und daß der Sozialismus in der Praxis nur eine weitere Diktatur wäre in der langen Reihe der Diktaturen... "Vier, Skrabs. Setzen." Lehrerin mit hochrotem Kopf. Direktor hinterher auf dem Flur, grinsend: "Mensch, Skrabs, weißte!" Ich hatte insoweit Glück, daß mich niemand wirklich ernst genommen hat. Es sei denn, es mußten an 'höherer Stelle' Gedichte vorgetragen werden; da bekam man schon mal einen halben Tag schulfrei, der 'höheren Verpflichtungen' wegen. 'Eine Hand wäscht die andere' hat immer phantastisch funktioniert. Da kommt echte, aus der Not geborene Kumpelei auf. Ich denke, daß die Osis dieses Prinzip zur Perfektion gebracht haben.

Als ich dann meine grauenvolle Buchhändlerlehre hinter mich gebracht hatte, weil kein Zoo mich zum Pflegepersonal ausbilden wollte, beschloß ich, was ich bis dahin als Hobby betrieben hatte, zum Beruf zu machen. Meine Eltern haben eindrucksvoll die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen und mir glaubhaft versichert, mich auf keinen Fall durchzufüttern, falls ich nicht in der Lage sein sollte, mich vom Schreiben zu ernähren. Der Einfall war ja eigentlich auch absurd. Ich war knapp zwanzig Jahre alt und hatte mir etwas Geld zusammengespart, um an meinem ersten 'Werk' zu doktern, und ich schwor, gesenkten Hauptes in die obligatorische Berufswelt zurückzukehren, falls es schiefgehen würde. Dann lief eine Weile alles schief. Der Cheflektor des Verlages, den ich mir ausgesucht hatte (oder er mich für sich), begriff nicht, warum ich so versessen darauf war, vom Schreiben zu leben. Ob ich mir das nicht noch zwei bis zehn Jahre überlegen wollte. Wollte ich aber nicht, und der Rest ist Geschichte. An den Science-fiction-stories gefiel ihnen nicht, daß die Besatzungen meiner Raumschiffe aus Vertretern aller möglichen Nationen bestanden; das war aus sozialistischer Sicht so unmöglich wie es eigentlich logisch war. Also kein Ausflug in die "unendlichen Weiten des Weltalles". Dann hatte ich eine Familiengeschichte geschrieben, Mann und Frau je dreißig Jahre alt, zwei Kinder, die üblichen Konflikte ...: "Schön. Aber zu bürgerlich." Und: "Hat viel Kleines, aber nichts Kleinliches." Und: "Wann liegt es gedruckt vor?" (PS: Zitate sinngemäß, an den Wortlaut kann ich mich weiß der Geier nicht mehr erinnern.) Lektor: "Bring erstmal die Jugendgeschichte zu Ende. Du bist ja nicht wesentlich älter als deine Helden."

Allein für PAUSENSPIEL habe ich drei Jahre gebraucht, eine Geschichte rein, andere raus, mittendrin die Lust dran verloren, Cheflektor runtergesaut, bis er dann meinte, jetzt müßten wir nur noch den Segen von 'Oben' bekommen. Das dauerte dann noch ein gutes Jahr. Ich schätze, die Hälfte der Zeit haben sie darauf verwandt, eventuell verschlüsselte Botschaften für den Klassenfeind oder potentielle Revolutionäre im eigene Land aufzufinden. Da muß man sich zwischendurch schonmal mit einem Hörspiel und einer Geschichte für eine Anthologie über Wasser halten.

Es war wirklich manchmal Krieg. Allein wegen des Einbandes des zweiten Buches mußte ich mitten im Winter nach Berlin kutschen, um dem Künstler zu verklickern, daß ich nicht ein bizarr gestaltetes Limo-Glas mit zwei Strohhalmen vor grauem Hintergrund haben wollte, sondern schon auf dem Einband etwas, das den Leser auf den Inhalt einstimmt und ihn neugierig macht. Und ihn vielleicht, a priori, ein bißchen für das Buch einnimmt.

Schnitt. Als ich später hätte veröffentlichen können, was ich längst weggeworfen hatte – wer konnte denn ahnen, daß wir plötzlich das Volk sind? –, war ich schon aus finanziellen Gründen gezwungen, mich auf den Film zu stürzen. Lag vielleicht nahe; ein Gutachten zu einer meiner Geschichten hatte gelautet: 'Nicht schlecht. Aber es liest sich wie Dialog mit Regieanweisung.' "

Anhang**Robin Detje: Nach Zollenroda!**

Rezension des Filmes DER KLEINE UND DER ALTE MANN (Drehbuch Heike Skrabs)¹²
(Zeit 45/93)

Der kleine Sohne-Mann, Rebell mit oder ohne Grund, ganz wie man's sieht, und der alte Mann, der mütterliche Herr Papa, haben es sich diesmal anders überlegt. Deshalb schlägt Andy seinen Vater auch nicht nieder und fährt dann mit einem blitzenden Auto in den Abgrund (wie einst Jimmy Dean). Er sagt bloß, Papa solle doch endlich mal etwas männlicher werden. Und Papa antwortet cool: "Gib mir 'ne Zigarette, Mann!" Man kann, lernen wir erstens aus diesem Film, aus der (Film-)Geschichte lernen. Und zweitens: In der Provinz enden Geschichten nicht so melodramatisch und hysterisch wie in Hollywood.

Eine Kleinstadt in den neuen Bundesländern, die im wirklichen Leben Zollenroda heißt. Andy, volljährig, fast erwachsen (und herzerwärmend kaltblütig gespielt von Florian Lukas), jobbt bei der Post, der Vater Georg (Peter Prager) arbeitet beim Finanzamt. Mama ist in die große, weite Welt gezogen, als Andy vier war, und hat den Vater mit dem Gefühl zurückgelassen, dem Kind die Mutter ersetzen zu müssen (weshalb er feine Spaghetti kocht, sobald Sohnmann, pieps' sagt). Mit der Geliebten trifft er sich heimlich, weil der Sohn sie nicht mag.

– Die Mutter (eine Karrierefrau und geeiste Wachs puppen-Schönheit aus Frankfurt am Main) kommt zu Besuch, sie will ihren Sohn sehen. Der Vater zittert. Der Sohn weiß nicht, daß die Mutter die Mutter ist, und überlegt sich, ob er sich ein bißchen in sie verlieben soll: Ödipus in der Wiedervorlage. Vater und Sohn streiten wie ein Ehepaar, der Sohn springt der niedlichen Ulrike, die seinen Po "süß" findet und das für einen Heiratsgrund hält, von der Bettkannte und besucht die Mutter am Main. Aber Andy kehrt zurück in die Kleinstadt, wo sein bester Freund den Annäherungsversuchen eines aufdringlichen jungen Dichters erlegen ist, obwohl er (ein Blick verrät es) eigentlich Andy liebt.

Diese Kleinstadt ist überhaupt ein Liebesnest, von freundlich und traurig Liebenden bevölkert. Die Autorin Heike Skrabs hat sie mit milder Ironie erfunden, der Regisseur Peter Welz in menschenfreundlichem Gleichmut auf Film gebannt. In der Provinz leben die Figuren, in der Großstadt im Westen stirbt der Film: Hier glitzert es eindimensional, hier stöckelt die Wachs-Mutter durch irgendein Chemiewerk und befiehlt ihrem Untergebenen, dem Sohn Angebote zu machen, die er nur ablehnen kann. Denn die große Welt ist böse und schlecht. Aber in der kleinen Welt regiert eine traumhafte Leichtigkeit, und auf der Kleinstadt-Hauptstraße, wo man sich an jeder Ecke die Stirn am Kopf eines unverschämten schwulen Dichters einhauen kann, herrscht eine Stimmung wie im New York eines frühen Scorsese-Films. Daß wir es neunzig Minuten lang glauben, ist das kleine Wunder, das Peter Welz' Film gelingt.

"Der kleine und der alte Mann" ist der zweite Streich in der diesjährigen SWF-Reihe "Debüt im Dritten", die in der letzten Woche an dieser Stelle vorgestellt wurde und hier weiter gewürdigt werden soll. Die Heimat dieses "positiv denkenden" Films liegt in gefährlicher Nähe zum öffentlich-rechtlichen Feiertagshauptprogramm mit Witta Pohl – geht aber (von Florian Lukas geschoben) lässig über so glatte Nettigkeiten hinaus. In einer Unschuld, die der Regisseur und seine Autorin mit Zähnen und Klauen werden verteidigen müssen.

¹² Südwest 3, Dienstag, 9. November, 21.15 Uhr: "Der kleine und der alte Mann", Regie Peter Welz, Drehbuch Heike Skrabs